HELEN KELLER

Geschichte meines Lebens

Das siegreiche Leben einer Frau
ohne Augenlicht und Gehör

ALFRED SCHERZ VERLAG

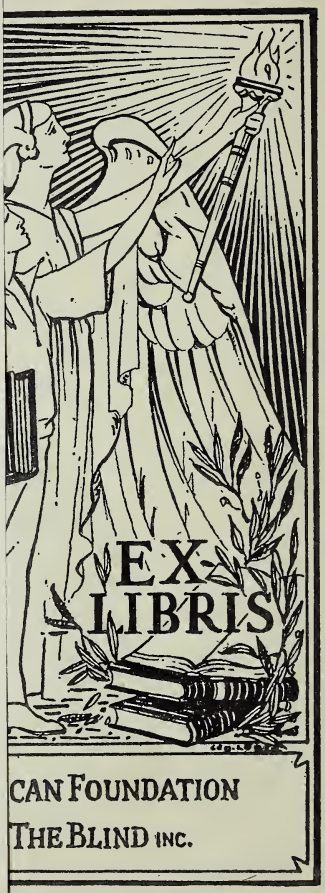
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

HELEN KELLER

GESCHICHTE MEINES LEBENS

Diese erweiterte Neuauflage der berühmten, in viele Sprachen übersetzten Lebensgeschichte Helen Kellers enthält nicht nur die Beschreibung ihres Lebens, sondern auch ihre wichtigsten Briefe sowie eine ausführliche Schilderung ihrer Erziehung. Hier wird erzählt, wie vor vielen Jahren ein kleines Mädchen, taubstumm und blind, der Erzieherin Anne Sullivan anvertraut wurde, die selbst teilweise erblindet war. Diese Begegnung führte dazu, daß Helen Keller Licht in der Finsternis sah, durch die Mauer ihrer Taubheit hörte und das Schweigen ihrer Stimme brach. Mit gewinnender Einfachheit erzählt sie, wie es ihr dank Anne Sullivans Hilfe und Verständnis gelang, die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden — diese Schwierigkeiten, die sich aufrichten, wenn man leben lernen muß, ohne zu sehen und zu hören. Das Leben, das uns Helen Keller vorgelebt hat, bedeutet den Sieg des Geistes und der Seele über die Blindheit, die Taubheit und die Stummheit. Dieses überragende Beispiel innerer Kraft und unverwüstlicher Zuversicht leuchtet uns allen und wird jedem Menschen, ob gesund oder leidend, Ansporn sein und Hoffnung zugleich.

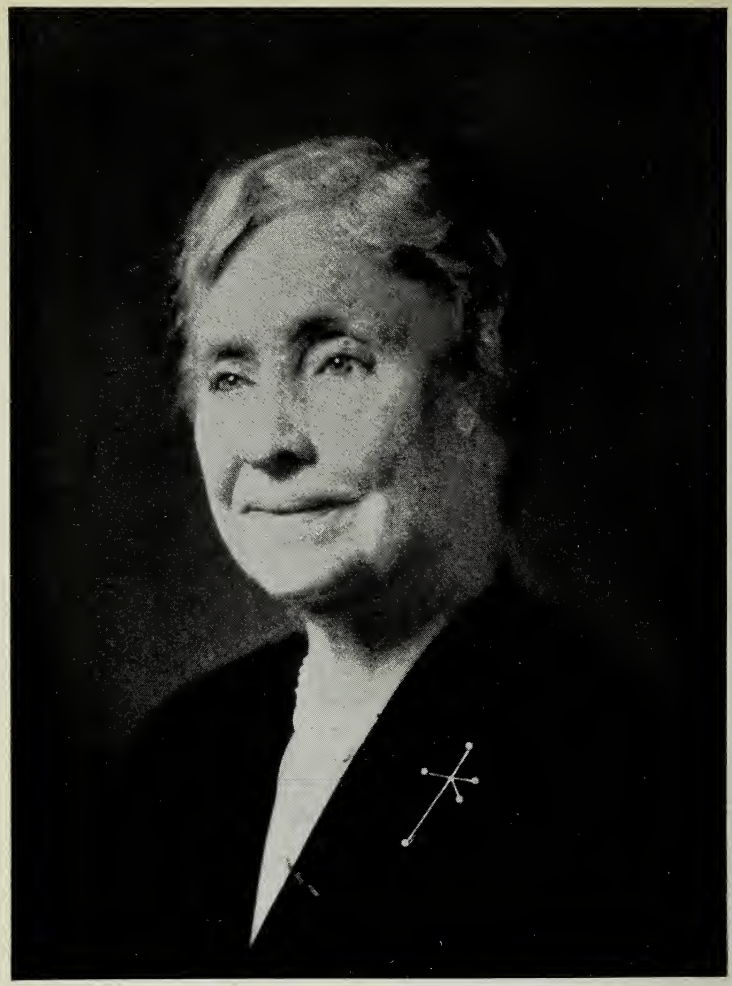
ALFRED SCHERZ VERLAG



HELEN KELLER · GESCHICHTE MEINES LEBENS

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diegeschichtemei00hele



Ich grüsse meine Freunde

Helen Keller

HV1624
.K281
S+76
1955

HELEN KELLER

GESCHICHTE MEINES LEBENS

MIT EINER AUSWAHL
AUS DEN BRIEFEN DER AUTORIN
VON 1887 BIS 1901
UND EINER BESCHREIBUNG
IHRER ERZIEHUNG

ALFRED SCHERZ VERLAG

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen, nach der amerikanischen Neuauflage
ergänzt und bearbeitet von Werner DeHaas.
Titel des amerikanischen Originals: «The Story of my Life», New Edition.
1. Auflage 1955

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1955 by Alfred Scherz Verlag Bern

INHALT

I. Teil

Geschichte meines Lebens

Einführung 9

Erstes Kapitel: Eine schwierige Aufgabe — Familie — Ivy Green — Garten — Erste Sprech- und Gehversuche — Erkrankung — Dauernder Verlust des Augenlichts und des Gehörs — Verworrene Erinnerungen an die frühen ersten Augeneindrücke 17

Zweites Kapitel: Die ersten Monate der Krankheit — Verständigungsversuche durch Gebärdensprache — Betätigung im Haushalt — Teilnahme an der Geselligkeit des Hauses — Erkenntnis des Verschiedenseins von anderen — Heftigkeit — Eigenwillen und Herrschsucht — Früheste Erinnerungen — Umzug — Familienleben — Tod des Vaters im Jahre 1896 — Eifersucht 21

Drittes Kapitel: Wachsendes Verlangen nach Gedankenaustausch — Laura Bridgman und Dr. Howe — Reise nach Baltimore zu einem Augenarzt — Besuch bei Alex. Graham Bell — Michael Anagnos in Boston findet eine Lehrerin . 28

Viertes Kapitel: Ankunft Fräulein Sullivans in Tuscumbia am 3. März 1887 — Beginn der Erlernung des Fingeralphabets — Szene am Brunnen — Enthüllung des Geheimnisses der Sprache 31

Fünftes Kapitel: Allmähliches Erwachen der Seele — Unterricht im Freien — Freude an der Natur — Schrecken der Natur — Gewitter — Schönheit des Mimosenbaumes ... 34

Sechstes Kapitel: Fortschritt in der Beherrschung der Sprache — Wißbegierde — Gespräch über Liebe — Kennenlernen abstrakter Begriffe — Dieselbe Unterrichtsmethode wie bei einem hörenden Kind 37

Siebtes Kapitel: Erster Leseunterricht — Anfangs keine regelmäßigen Unterrichtsstunden — Erziehung zum Naturgenuß — Wald, Garten — Geographie, Rechnen, Zoologie, Botanik — Leichtfaßliche Unterrichtsmethode Herzliches Verhältnis zu Fräulein Sullivan 41
Achtes Kapitel: Erstes Weihnachtsfest nach Fräulein Sullivans Ankunft — Ratespiel — Weihnachtsbescherung in der Schule von Tuscumbia — Freude über die Weihnachtsgeschichte 47
Neuntes Kapitel: Reise nach Boston — Zusammentreffen mit den blinden Kindern — Bunker Hill — Plymouth — Der Pilgerfelsen — William Endicoff 49
Zehntes Kapitel: Ferienaufenthalt in Brewster — Die See — Erstes Seebad — Eindruck der Brandung — Der erste Taschenkrebs 53
Elftes Kapitel: Rückkehr nach Tuscumbia — Fern Quarry — Jagden — Das Pony — In Lebensgefahr 55
Zwölftes Kapitel: Besuch im Norden — Wintervergnügungen 59
Dreizehntes Kapitel: Rückblick auf die früheren Versuche, zu sprechen — Ragnhild Kaata — Unterricht in der Lautsprache von Fräulein Fuller — Freude über den Erfolg — Ablesen von den Lippen mittels der Finger — Gebrauch des Fingeralphabets 62
Vierzehntes Kapitel: Erster Entwurf der «Lebensgeschichte» — Zweifel und Unruhe — Reise nach Washington zur Amtseinführung des Präsidenten Cleveland, zum Niagarafall und zur Weltausstellung von Chicago 66
Fünfzehntes Kapitel: Geschichtsstudium — Studium der französischen Sprache, La Fontaine, Molière, Racine Vervollkommnung der Lautsprache — Latein — Lektüre von Cäsars «Gallischem Krieg» 70
Sechzehntes Kapitel: Verhandlungen der Amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Taubstummen im Sprechen in Chautauqua — Besuch der Wright-Humason-Schule in New York — Arithmetik, physikalische Geographie,

Französisch, Deutsch — «Wilhelm Tell» und «Le médecin malgré lui» — Der Zentralpark in New York 72

Siebzehntes Kapitel: Besuch des Mädchengymnasiums in Cambridge zur Vorbereitung für das Radcliffe-College. Wunsch, eine Universität zu besuchen — Schwierigkeit, dem Unterricht zu folgen — Befriedigende Fortschritte namentlich im Deutschen; «Lied von der Glocke», «Der Taucher», «Dichtung und Wahrheit» usw., Shakespeare, Burke, Macaulay — Zusammensein mit sehenden und hörenden Altersgenossinnen — Mildreds Aufnahme in die Schule — Prüfungen 74

Achtzehntes Kapitel: Beginn des zweiten Schuljahrs — Physik, Algebra, Geometrie, Astronomie, Griechisch, Latein — Anfälle von Kleinmut — Abgang vom Gymnasium und Weiterbildung durch Privatunterricht — Rückkehr nach Boston — Schlußprüfungen für das Radcliffe-College 79

Neunzehntes Kapitel: Eintritt in das Radcliffe-College — Anfängliche Begeisterung und teilweise Enttäuschung — Übelstände des Universitätsstudiums — Erstes Studienjahr — Französisch, Deutsch, englische Stillehre, englische Literatur — Besuch der Vorlesungen — Schreibmaschine — Stunden des Unmuts — Zweites Jahr: englische Stillehre, Bibel, politische Verhältnisse Amerikas und Europas, Oden des Horaz, lateinische Komödie, Nationalökonomie, Shakespeare, Geschichte der Philosophie — Verknöcherung des Universitätswesens — Pein der Prüfungen — Enttäuschung 84

Zwanzigstes Kapitel: Bücherstudium — Rückblick — Bibliothek in Boston — Heißhunger nach Büchern — Burnetts «Little Lord Fauntleroy» — La Fontaines Fabeln — Begeisterung für das griechische Altertum — Ilias — Äneis — Bibel — Shakespeare: Macbeth, König Lear — Geschichte — Deutsche Literatur — Französische Literatur — Mark Twain — Scott 92

Einundzwanzigstes Kapitel: Liebe zur Natur — Körperliche

Übungen — Rudern — Segeln — Halifax — Regatta — Sturm — Aufenthalt in Wrentham — Weltbegebenheiten — Krieg mit Spanien — Soziale Kämpfe — Unterschied zwischen Stadt und Land — Soziales Mitgefühl — Spaziergänge — Radfahren — Liebe zu Hunden — Dame- und Schachspiel — Liebe zu Kindern — Museen und Kunstsammlungen — Theaterbesuch — Zeitweiliges Gefühl der Vereinsamung 104

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Beglückendes Gefühl der Freundschaft — Bischoff Brooks — Kein Verlangen nach dem Jenseits — Henry Drummond — Dr. Oliver Wendell Holmes — Dr. Edward Everett Hale — Dr. Alexander Graham Bell — Herr und Frau Hutton — Mark Twain u. a. — Schlußwort 115

II. Teil

Briefe (1887 bis 1901)

Einführung 125

Briefe Helen Kellers 127

III. Teil

Anhang, verfaßt von John Albert Macy 149

Wie dieses Buch entstanden ist — Helen Kellers Persönlichkeit — Helen Kellers Bildungsgang — Helen Kellers Sprache.

Einführung

Helen Keller hat 1904 am Radcliffe-College in Cambridge «cum laude» promoviert, und das vorliegende Werk wurde während ihres zweiten Studienjahres geschrieben und veröffentlicht, mit der Ermutigung und Unterstützung ihres Englischlehrers Charles Townsend Copeland und des Literaturkritikers John Albert Macy. Es umfaßt ihre eigene Schilderung der ersten Abschnitte ihres Lebens und eine Auswahl aus ihren Briefen, nebst einer Beschreibung ihrer Erziehung und Entwicklung, zur Hauptsache gründend auf den Aufzeichnungen Annie Sullivans, ihrer geliebten «Lehrerin», dank deren Führung und Gesellschaft Helen Keller aus Dunkelheit, Schweigen und Abgeschiedenheit den Weg in die große Welt fand.

Während der vergangenen fünfzig Jahre hat Helen Keller ein an Arbeit und Erfolg reiches Leben geführt. Daß sie dieses Leben der Aufgabe widmete, Hilfe für andere zu sein, die gleich ihr des Augenlichts und des Gehörs beraubt sind, ist durchaus natürlich. Sie tat dies durch Vorträge, durch Zeitungsartikel und durch Veröffentlichung einer Anzahl von Büchern. Zugleich war sie aktive Mitarbeiterin vieler Organisationen, die sich — ähnlich der American Foundation for the Blind — um die Unterstützung, Pflege und Erziehung körperlich Behinderter bemühen. Diese Tätigkeit führte sie nach Europa, in den Nahen und Fernen Osten, nach Kanada, Mittel- und Südamerika und in alle Teile der Vereinigten Staaten. Zur Erfüllung ihrer Mission brachte sie nicht nur das Licht ihrer Erfahrung mit, sondern vor allem den Ansporn und die Ermutigung durch ihr eigenes Beispiel.

Als Fräulein Sullivan 1887 zu ihr kam, war Helen ein Mädchen von nicht ganz sieben Jahren, zärtlich geliebt von seinen Eltern,

doch hilflos und abhängig. Ihre Entwicklung aus solchen Verhältnissen zu einer Persönlichkeit voll Selbstvertrauen und Fähigkeiten, der die Tore zur Entdeckung der Welt, zu Studium und menschlichen Beziehungen offenstanden, wurde auf eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne zusammengedrängt. Über ihr Werden zu lesen, ist wie der mit dem Zeitraffer gefilmten Entfaltung einer Blüte zu folgen.

Kaum weniger bemerkenswert als das der Schülerin war das Genie der Lehrerin. Annie Sullivan kam zu Helen Keller von der durch die Pionierarbeit Samuel Gridley Howes mit Laura Bridgman berühmten *Perkins Institution for the Blind in Boston.* Kind armer, irischer Einwanderer, wurde sie zehnjährig in das berüchtigte Armenhaus von Fewksbury, Massachusetts, gesteckt und hatte dort unter unerhörter Vernachlässigung und Grausamkeit zu leiden. Daß sie das alles überlebte, zeugt von ihrer widerstandsfähigen Natur und ihrer unbeugsamen Willenskraft. Das Elend ihrer Jugendjahre hat ihre Seele gestählt. Infolge einer Augenkrankheit war sie selbst halb blind gewesen, und ihre volle Sehkraft gewann sie nie wieder zurück. So brachte sie zu ihrer Lehrtätigkeit sowohl die Erfahrung am eigenen Leibe mit, als auch die damals von der Perkins Institution bevorzugte Arbeitsmethode. Doch diese Methode paßte sie dem Wesen ihrer Schülerin an.

Gehorsam war das erste, das sie Helen — «Little Bronco — Kleines Wildpferd» nannte man sie damals — beizubringen hatte, und das setzte voraus, daß des Mädchens unberechenbare und eigensinnige Launen mit fester Hand gezügelt wurden. Dann konnte sie darangehen, Helen in die Schriftsprache Hand in Hand einzuführen, im Zusammenhang mit Gegenständen, die durch Betasten, Bewegungen oder Gebärden identifiziert werden konnten. Gleichzeitig lernte das kleine Mädchen, dieselben Zeichen mit den eigenen Fingern zu machen, bald darauf auch, zu schreiben (sprechen lernte es erst drei Jahre später, und das zunächst nur sehr mangelhaft). Und dann, bloß einen Monat nach Fräulein Sullivans Ankunft, begann Helen an einem besonders denkwürdigen Tag zu erfassen, daß «jedes Ding einen Namen hat». Von da an war sie von dem Wunsch

besessen, die Namen der Dinge zu erlernen. Aber es wurden ihr von Fräulein Sullivan mehr Wörter beigebracht als sie Dinge kannte, und demzufolge machte sie die nicht minder wichtige Entdeckung, daß überhaupt alles einen Namen hatte, auch Dinge, die sie noch nicht kennengelernt. Nun stellte ihre tastende Neugier jeweils zwei Fragen: Was ist der Name dieses Dinges? Für welches Ding ist dieses Wort der Name? Lehrerin und Schülerin standen vor einer gewaltigen Aufgabe, deren Bewältigung, wie treffend gesagt worden ist, «die Kraft eines Lastträgers verlangte, vereint mit der Geduld eines Grubenarbeiters, dem Zielbewußtsein eines Prohibitionisten und der Feinfühligkeit eines Dichters».

Helen Keller hatte bis zu ihrem neunzehnten Lebensmonat gesehen und gehört, doch läßt sich nicht sagen, ob Spuren dieser kindlichen Sinneseindrücke von ihrem Gedächtnis festgehalten worden sind. Sicher ist aber, daß sie nach ihrer in jenem Alter eingetretenen Erkrankung keinerlei visuelle Eindrücke mehr empfing, so daß sie aller Licht- und Farbwahrnehmungen entbehrte. Bezüglich Tonwahrnehmungen ist die Frage weniger leicht zu beantworten. Zwar vermochte Helen durch das Gehör keine Laute mehr aufzunehmen, doch Tonwellen erreichten und erreichen nach wie vor ihren Körper auf dem Wege von Vibrations- und Rhythmuseindrücken.

Eine der seltenen Klagen Helen Kellers bezog sich auf die Tatsache, daß sie sich außerhalb des Hauses nicht frei bewegen konnte, sondern dasitzen und warten mußte, bis jemand sie führte. Normale Menschen hängen in ihrer Anpassung an die physische und soziale Umwelt in erster Linie von der Empfangsfähigkeit ihrer Augen und Ohren ab. Helen Keller war gezwungen, ohne die sichtbaren und hörbaren «Verkehrszeichen» auszukommen. Ihre einzigen Möglichkeiten zur Registrierung dessen, was sich außerhalb des Bereichs ihrer Hände befindet, sind Geruch und Vibrationen, beide verhältnismäßig unzuverlässig und auf einen kleinen Umkreis beschränkt. Daß es sich dabei um ein ernstes Handikap handelt, braucht kaum betont zu werden. Überschätzen darf man es indessen auch nicht, denn im Grunde spielen die Sinne im normalen Leben keine sehr große

Rolle. Tatsächlich reagieren wir in minderem Maße auf die Signale der Sinne selbst, als auf die Dinge, die diese Signale auslösen, und diese Dinge bleiben sich gleich, ob sie durch Signale des Gesichts- oder Gehörsinns, oder, wie bei Helen Keller, auf Grund von Tast- oder Geruchssinn, Bewegungen oder Vibrationen wahrgenommen werden. «Die große Welt, der Hintergrund, ist in uns allen die Welt dessen, was wir glauben», hat William James in einem Brief an Helen Keller gesagt. Desgleichen formen die Sinne nur einen Bruchteil des Schönheitsgefühls. Die Dichter, ganz abgesehen von den Psychologen, haben uns über dieses Gebiet belehrt. Wordsworth sagt von seinem Peter Bell: «Eine Schlüsselblume am Flußufer war für ihn nur eine gelbe Schlüsselblume, mehr nicht», und «der zartblaue Himmel war nie mit seinem Herzen verwachsen». Helen Keller ist kein solcher Peter Bell. Dank ihres reichen Gefühlslebens und ihrer positiven Teilnahme an der Umwelt sind ihr einer Schlüsselblume und des Himmels Bedeutung vertraut — und sie sind mit ihrem Herzen verwachsen.

Es ist üblich, bezüglich Helen Keller an das zu denken, wessen sie ermangelt. Kürzt man ihre Erfahrung und ihren Wissensschatz um das, was der normale Mensch mit den Augen sieht und mit den Ohren hört, was bleibt dann bestehen? Die Natur, die Weltgeschichte, die menschliche Beziehung. Dinge aller Art bleiben bestehen, die man bei Namen und aus Beschreibungen kennt, oder auch durch die von ihnen ausgelösten Handlungen und Wahrnehmungen. Greifbare Gegenstände werden an dem von ihnen hervorgerufenen Gefühl erkannt — das Wasser an seinem kühlen Fließen, die Blume am Geruch. Unendlich reich an Abstufungen ist die Palette von Helen Kellers Tastsinn, ihres Kehlkopfs, ihres Empfindungsvermögens für Vibrationen, Bewegungen und Gerüche. Sie vermag mit ihren Fingern vom Gesicht der Menschen deren Stimmung abzulesen, so wie andere es mit den Augen tun — und das eine ist ebensosehr Wunder wie das andere. Das Ausschlaggebende war, daß sie mit Gesicht und Gehör nicht auch des Intellekts verlustig ging. Sie kann denken, vergleichen, sich erinnern, ahnen, Gedanken verbinden, überlegen, fühlen und verfügt über großes Vorstellungs-

vermögen. Ihren Worten wohnt derselbe Wert inne, wie den Worten anderer Menschen, und sie erschließen ihr dasselbe Reich des Gedankenaustausches und der vollen Teilnahme am Leben ihrer Umwelt. Von Natur aus mit großer Arbeitskraft begabt, von aufgewecktem, mutwilligem und heiterem Wesen und von einem starken Drang beseelt, sich auszudrücken und mit anderen Menschen beisammen zu sein, so ging Helen Keller dem Leben entgegen und lernte, was es sie lehren konnte.

Es ist richtig, daß Helen Keller «behindert» ist — doch wer ist das im Grunde nicht? Was sie jedoch von anderen unterscheidet, ist nicht ihr Handikap, sondern das Maß, in dem sie es überwunden hat und selbst Nutzen daraus zieht. Sympathie und Verständnis ruft sie hervor, nicht aber Mitleid. Niemand liest von ihr oder lernt sie kennen, ohne Bewunderung und Dankbarkeit zu empfinden. Es wäre zu erwarten gewesen, daß man sie aus Güte allzusehr verwöhnt hätte, doch Annie Sullivan bewahrte sie davor, ein verhätscheltes Kind zu werden, und in ihrem späteren Leben hat sie sich selbst durch ihre Intelligenz und ihren mutigen Realismus gerettet. Das Dasein war ihr nie leicht, und sie ist den Schwierigkeiten nicht aus dem Weg gegangen. Viele dunkle Stunden hat sie erlebt. Außerordentlich tief empfindet sie das Leid der Menschheit in den heutigen Zeiten dauernder Unruhen und Kämpfe. Das Endergebnis läßt sich am besten mit ihren eigenen Worten umschreiben: «Nach und nach verwandelte sich mein gedankenloser Optimismus in jenen tieferen, zuversichtlichen Glauben, der wohl den häßlichen Tatsachen dieser Welt Rechnung trägt, dennoch aber die Hoffnung auf eine erfreulichere Entwicklung nicht aufgibt, diesem Ziel entgegenarbeitet und einer Niederlage trotzt.»

Meine eigenen Begegnungen mit Helen Keller waren selten, aber — für mich — unvergeßlich. Während ihrem letzten Jahr in Radcliffe und meinem zweiten Jahr als Lehrer in Harvard besuchte sie meine Vorlesungen über die Grundlagen der Geschichte der Philosophie. Woran ich mich am besten erinnere, ist ihr Gesichtsausdruck — ihr Lächeln oder ihre verständnisinnige Miene — wenn ihr jeweils meine Ansicht oder eine lustige Wendung durch das

Ohr und die Hand Annie Sullivans übermittelt wurde. Ihre Reaktion trat verspätet ein, doch sie war um so augenfälliger, als sie unabhängig und in merklichem Abstand von der der restlichen Klasse erfolgte. Bei einem späteren Zusammentreffen in Cambridge, im Hause ihrer Freunde Matilde und Robert Pfeiffer, hatte ich das Vergnügen, mit ihr ein fast zweistündiges, heiteres, freimütiges und sympathisches Gespräch zu führen. Wiederum erfüllte mich ihr lebhaftes Verständnis mit Staunen. Wenn man mit ihr spricht, weiß man, daß man ihr «inneres Ohr» und das Auge ihres Intellekts erreicht, und das ist mehr, als sich von den meisten Unterhaltungen sagen läßt, die man mit Menschen führt, deren Ohren und Augen intakt sind.

Ralph Barton Perry

I. Teil

Geschichte meines Lebens

Erstes Kapitel

Nur mit Zagen beginne ich die Geschichte meines Lebens zu schreiben. Ich empfinde eine Art abergläubischer Furcht davor, den Schleier zu lüften, der wie ein goldener Nebel über meiner Kindheit ausgebreitet liegt. Die Aufgabe, eine Autobiographie zu verfassen, gehört zu den schwierigsten, die man sich überhaupt stellen kann. Wenn ich versuche, meine ersten Eindrücke zu ordnen, so finde ich, daß Wahrheit und Dichtung, über die Jahre weg betrachtet, die die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen, sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Die reife Frau schildert die Erfahrungen des Kindes, wie sich diese in ihrer eigenen Phantasie darstellen. Ein paar Eindrücke aus meinen ersten Lebensjahren stehen lebendig vor meiner Seele, doch «alles andere deckt der Kerkerschatten». Auch haben viele der Freuden und Leiden der Kindheit ihren Reiz und ihren Stachel verloren, und zahlreiche Ereignisse, die bei Beginn meiner Erziehung von entscheidender Bedeutung gewesen sind, habe ich in der Erregung über meine weiteren Fortschritte vergessen. Um daher den Leser nicht zu ermüden, will ich in einer Reihe von Skizzen nur die Episoden zu schildern versuchen, die mir am interessantesten und wichtigsten erscheinen.

Ich wurde am 27. Juni 1880 in Tuscumbia, einer kleinen Stadt im nördlichen Alabama, geboren.

Die Familie meines Vaters stammt von Kaspar Keller ab, einem geborenen Schweizer, der sich in Maryland niedergelassen hatte.

Zur Beachtung: Zum besseren Verständnis der Aufzeichnungen Helen Kellers wird es sich empfehlen, zuerst den Anhang einer kurzen Durchsicht zu unterziehen. Die manchmal ungewöhnliche Ausdrucksweise der Verfasserin wurde in der Übersetzung beibehalten.

Einer meiner Schweizer Vorfahren war der erste Lehrer für Taubstumme in Zürich und hat ein Buch über deren Erziehung geschrieben — gewiß ein seltsames Zusammentreffen, obgleich es wahr ist, daß es keinen König gibt, unter dessen Vorfahren sich nicht ein Sklave befunden hat, und keinen Sklaven, in dessen Adern nicht auch Königsblut fließt.

Mein Vater, Arthur H. Keller, war Hauptmann in der konföderierten Armee gewesen und meine Mutter, Kate Adams, war seine zweite Frau und viele Jahre jünger als er.

Bis zum Ausbruch meiner Krankheit, die mich für immer des Gesichts und des Gehörs berauben sollte, lebte ich in einem kleinen Haus, das aus einem großen, viereckigen Zimmer und einem kleineren bestand, in dem das Dienstmädchen schlief. Im Süden herrscht die Gewohnheit, in der Nähe des Wohnhauses ein kleineres Gebäude zu bauen, das dann bei Gelegenheit benutzt wird. Ein solches Häuschen errichtete auch mein Vater nach dem Bürgerkrieg und bezog es, nachdem er meine Mutter geheiratet hatte. Es war über und über mit Reben, Kletterrosen und Geißblatt bewachsen. Vom Garten aus machte es ganz den Eindruck einer Laube. Der kleine Eingang lag hinter einer Hecke von gelben Rosen und Stechwinden verborgen, die ständig von Hummeln und Bienen umsummt wurde.

Das Familienwohnhaus lag wenige Schritte von unserer kleinen Rosenlaube entfernt. Es wurde «Ivy Green» genannt, weil das Haus, die Bäume und Zäune, die es umgaben, vom schönsten Efeu umrankt waren. Der dazugehörige altmodische Garten war das Paradies meiner Kindheit.

Schon vor der Ankunft meiner Lehrerin pflegte ich mich an den steifen, viereckigen Buchsbaumhecken entlang zu tasten und fand, durch den Geruch geleitet, die ersten Veilchen und Lilien. Hierher flüchtete ich mich auch nach einem der heftigen Ausbrüche meines Temperaments und verbarg mein heißes Gesicht in den kühlen Blättern und Gräsern. Was für eine Freude war es, mich in diesem blumenübersäten Garten zu verlieren, selig von einem Fleck zum anderen zu wandern, bis ich endlich auf einen herrlichen Wein-

stock stieß, ihn an seinen Blättern und Blüten erkannte und wußte, es war der Weinstock, der das verfallene Sommerhaus am anderen Ende des Gartens umrahmte! Dort wuchsen auch die kletternde Waldrebe, der niederhängende Jasmin und einige seltene, stark duftende Blumen, Schmetterlingslilien genannt, weil ihre zarten Blütenblätter Schmetterlingsflügeln gleichen. Aber die Rosen waren doch meine bevorzugten Lieblinge. Niemals habe ich in den Treibhäusern des Nordens so herzerfreuliche Rosen gefunden, wie die Kletterrosen meines väterlichen Gartens im Süden. Sie hingen in langen Gewinden um das Portal des kleinen Häuschens und erfüllten die ganze Luft mit ihrem Wohlgeruch, der nichts Irdisches an sich hatte. In der Morgenfrühe fühlten sie sich, vom Tau gebadet, so frisch, so rein an, daß ich mich oft staunend fragte, ob sie nicht den Asphodelosblüten im Garten Gottes glichen.

Schon als ich noch im langen Kleidchen auf dem Arm getragen wurde, soll ich häufig einen heftigen, eigenwilligen Charakter gezeigt haben. Alles, was ich andere tun sah, wollte ich durchaus auch tun. Im Alter von sechs Monaten konnte ich «how d'ye»* piepsen und eines Tages zog ich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich, als ich ganz deutlich «sea, sea, sea!» sagte. Selbst nach meiner Krankheit erinnerte ich mich noch an eines der Wörter, die ich in diesen ersten sechs Monaten gelernt hatte. Es war das Wort «water» und ich fuhr fort, einen Laut für dieses Wort hervorzubringen, selbst nachdem ich die ganze übrige Sprache verloren hatte. Ich hörte erst auf, den Laut «wah — wah» auszustoßen, als ich das Wort zu buchstabieren gelernt hatte.

Im Alter von einem Jahr konnte ich gehen. Meine Mutter hatte mich gerade aus der Badewanne gehoben und hielt mich auf ihrem Schoß, als ich plötzlich durch die hin- und herhuschenden Schatten, die das Laub der Bäume auf die von der Sonne beschienene, glatte Diele warf, gefesselt wurde. Ich schlüpfte vom Schoß meiner Mutter und lief auf die Schatten zu.

Diese glücklichen Tage dauerten nicht lange. Ein kurzer Frühling voll jubelnden Vogelgesangs, ein Sommer reich an Früchten und

* How do you do

Rosen, ein in roten und goldenen Farben glühender Herbst kamen und gingen und legten ihre Gaben dem munteren, entzückten Kind zu Füßen. Dann, in dem darauf folgenden traurigen Februar, kam die Krankheit, die mir Auge und Ohr schloß und mich in die Unbewußtheit eines neugeborenen Kindes zurückversetzte. Es war eine akute Unterleibs- und Gehirnentzündung. Der Arzt hatte mich schon aufgegeben. Aber eines Morgens verließ mich das Fieber auf ebenso plötzliche und rätselhafte Weise, wie es ausgebrochen war. Es herrschte an jenem Morgen große Freude in der Familie, allein niemand, selbst der Arzt nicht, ahnte, daß ich nie wieder sehen und hören sollte.

Ich glaube, ich habe noch verworrene Erinnerungen an diese Krankheit. Namentlich erinnere ich mich der Zärtlichkeit, mit der mich meine Mutter in meinen wachen, qualvollen Stunden umgab, und der entsetzlichen Angst, mit der ich nach einem unruhigen Dämmern erwachte und meine, ach, so heißen und trockenen Augen nach der Wand kehrte, weg von dem einst so geliebten Licht, das von Tag zu Tag trüber und matter zu mir drang. Aber abgesehen von diesen verschwommenen Erinnerungen, wenn sie überhaupt Erinnerungen genannt werden können, erscheint mir alles traumhaft wie ein Alpdruck. Nach und nach gewöhnte ich mich an die mich umgebende Stille und Dunkelheit und vergaß, daß ich jemals ein anderes Los gehabt hatte, bis *sie* kam — meine Lehrerin — die meinen Geist befreite. Aber während der ersten neunzehn Monate meines Lebens hatte ich einen Schimmer von breiten, grünen Feldern, von strahlendem Himmel, von Bäumen und Blumen erhascht, den die nachfolgende Dunkelheit nicht ganz auslöschen konnte. Haben wir einmal gesehen, so «ist der Tag unser und was der Tag gezeigt hat».

Zweites Kapitel

Ich kann mich nicht entsinnen, was sich in den ersten Monaten nach meiner Krankheit mit mir zutrug. Ich weiß nur, daß ich auf dem Schoß meiner Mutter saß oder mich an ihr Kleid klammerte, wenn sie umherging und den Haushalt besorgte. Meine Hände befühlten alles und verfolgten jede Bewegung, so daß ich auf diese Weise mancherlei kennenlernte. Bald fühlte ich das Bedürfnis, mich mit meiner Umgebung zu verständigen und begann, einfache Zeichen zu machen. Ein Kopfschütteln bedeutete «nein», ein Nicken «ja», ein Heranziehen «komm» und ein Fortstoßen «geh». Wollte ich Brot haben, so ahmte ich die Bewegung des Schneidens und Butterstreichens nach. Wünschte ich, daß meine Mutter zu Mittag Eiscreme bereite, so machte ich eine Bewegung, die dem Drehen der Eismaschine entsprach, und schauerte zusammen, als ob ich fröre. Auch meiner Mutter gelang es großenteils, sich mir verständlich zu machen. Ich wußte stets, wann ich ihr etwas bringen sollte, und lief dann die Treppe hinauf oder an einen anderen Ort, den sie mir bezeichnet hatte. In der Tat verdanke ich ihrer liebevollen Klugheit alles, was meine lange Nacht erhellte und erheiterte.

Ich begriff einen großen Teil dessen, was um mich herum vorging. Mit fünf Jahren lernte ich die reine Wäsche, wenn sie aus dem Waschhaus kam, zusammenlegen und wegräumen, und unterschied die meinige von der übrigen. Ich erkannte aus der Art und Weise, wie meine Mutter und meine Tante gekleidet waren, ob sie ausgehen wollten, und bettelte regelmäßig, mitgehen zu dürfen.

Ich wurde stets geholt, wenn Besuch da war, und wenn die Gäste Abschied nahmen, winkte ich ihnen mit der Hand nach, wie ich glaube mit einer unbestimmten Erinnerung an die Bedeutung dieser

Bewegung. Eines Tages sprachen einige Herren bei meiner Mutter vor und ich fühlte das Schließen der Haustür und andere Geräusche, die ihre Ankunft ankündigten. Schnell entschlossen lief ich die Treppe hinauf, um mich nach meinen Begriffen für die Gesellschaft herauszuputzen. Ich stellte mich vor den Spiegel, wie ich es bei anderen wahrgenommen hatte, feuchtete mein Haar mit Öl an und bedeckte mein Gesicht dick mit Puder. Dann legte ich einen Schleier auf den Kopf, der mein Gesicht bedeckte und mir in Falten um die Schulter fiel, band eine riesige Schleife um meine schmale Taille, so daß sie hinter mir her flatterte und beinahe bis zum Saum des Kleides reichte. In diesem Aufzug erschien ich, um zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen.

Ich entsinne mich nicht genau, wann ich zuerst erkannte, daß ich mich von anderen unterschied; ich weiß jedoch, daß es vor der Ankunft meiner Lehrerin geschah. Ich hatte bemerkt, daß meine Mutter und meine Bekannten keine Zeichen machten, wie ich es tat, wenn sie etwas getan haben wollten, sondern mittels ihres Mundes sprachen. Bisweilen stand ich zwischen zwei Personen, die sich miteinander unterhielten, und berührte ihre Lippen. Ich konnte das nicht begreifen und war ganz verwirrt. Ich bewegte meine Lippen und gestikulierte heftig — natürlich ohne Erfolg. Dies machte mich zuweilen so wütend, daß ich mit den Füßen stampfte und schrie, bis ich erschöpft war.

Ich glaube, ich wußte es, wenn ich unartig war, denn ich wußte, daß es Ella, meiner Wärterin, weh tat, wenn ich mit den Füßen nach ihr stieß, und wenn meine Heftigkeit vorüber war, empfand ich etwas wie Reue. Aber ich kann mich keines Falles erinnern, in welchem dieses Gefühl mich vor der Wiederholung meiner Unerzogenheit bewahrt hätte, wenn ich nicht gleich bekam, was ich wollte.

Zu jener Zeit waren ein kleines, farbiges Mädchen, Martha Washington, die Tochter unserer Köchin, und ein alter Jagdhund meine Spielgefährten. Martha verstand alle meine Zeichen und ich hatte selten Schwierigkeiten, ihr begreiflich zu machen, was ich wünschte. Es war mir ein Vergnügen, sie zu beherrschen, und sie unterwarf sich in der Regel lieber meiner Tyrannei, als daß sie es auf einen

Faustkampf hätte ankommen lassen. Ich war stark, energisch und um die Folgen meiner Handlungsweise unbekümmert. Ich wußte sehr wohl, was ich wollte, und folgte stets nur meinem eigenen Kopf, selbst wenn ich einen Kampf auf Leben und Tod darum bestehen mußte. Einen großen Teil unserer Zeit verbrachten wir in der Küche, wo wir Klöße kneteten, Eiscreme machen halfen, Kaffee mahlten, uns um die Keksdose zankten und die Hühner und Truthähne fütterten, die sich auf der Küchentreppe in großer Menge einfanden. Viele davon waren so zahm, daß sie mir aus der Hand fraßen und sich von mir streicheln ließen. Ein riesiger Truthahn schnappte mir eines Tages eine Tomate aus der Hand und rannte mit ihr davon. Vielleicht ermutigt durch den Erfolg Meister Truthahns rissen wir einen Kuchen, den die Köchin eben kandiert hatte, vom Herd herunter und aßen ihn mit Stumpf und Stiel auf. Ich war hinterher ganz krank und ich möchte nur wissen, ob es dem Truthahn ebenso gegangen ist.

Das Perlhuhn pflegt sein Nest an abgelegenen Stellen zu bauen, und es machte mir großes Vergnügen, im Gras nach den Eiern zu suchen. Ich konnte es Martha nicht sagen, wenn ich auf die Eierjagd gehen wollte, aber ich legte meine Hände zusammen und drückte sie auf die Erde; das sollte etwas Rundes im Gras bedeuten und sie verstand mich stets. Wenn wir das Glück hatten, ein Nest zu finden, so erlaubte ich ihr nie, die Eier nach Hause zu tragen, und versuchte ihr durch heftiges Gestikulieren klarzumachen, daß sie fallen und die Eier zerschlagen könnte.

Die Scheunen, in denen das Getreide aufgestapelt wurde, der Stall, in dem die Pferde standen, und der Hof, in dem die Kühe morgens und abends gemolken wurden, übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Martha und mich aus. Die Mägde ließen mich die Kühe befühlen, während sie gemolken wurden und ich wurde dabei für meine Neugier oft tüchtig von den Tieren mit dem Schwanz geschlagen.

Die Vorbereitungen für das Weihnachtsfest machten mir immer großes Vergnügen. Natürlich wußte ich nicht, was rings um mich vorging, aber ich freute mich über den guten Geruch, der das Haus

füllte, und die Leckerbissen, die Martha und ich bekamen, nur damit wir uns still verhalten sollten. Das Ruhigsein paßte uns zwar nicht sehr, aber wir ließen uns dadurch unser Vergnügen nicht stören. Wir durften Gewürze mahlen, Rosinen aussuchen und Rührlöffel ablecken. Ich hängte meinen Strumpf auf,* weil die anderen es taten, kann mich aber nicht entsinnen, daß die Zeremonie mich besonders interessierte; auch weckte mich die Neugier, was ich wohl geschenkt bekommen würde, nicht vor Tagesanbruch auf.

Martha zeigte eine ebenso große Neigung zum Unfugstiften wie ich. An einem heißen Julinachmittag saßen zwei kleine Mädchen auf den Verandastufen. Das eine war schwarz wie Ebenholz und hatte das krause Haar in kleine, mit Schnürsenkeln umwickelte Löckchen abgeteilt, die wie Korkzieher um ihren Kopf herumstanden. Das andere Mädchen war weiß und hatte lange, goldene Locken. Das eine Kind war sechs Jahre alt, das andere zwei oder drei Jahre älter. Das jüngere Kind war blind — das war ich — das ältere Martha Washington. Wir waren mit dem Ausschneiden von Papierpuppen beschäftigt, wurden aber dieses Spieles überdrüssig und, nachdem ich meine Schuhbändel, sowie alle Blätter des Geißblattstrauches, die ich erreichen konnte, abgeschnitten hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf Marthas Korkzieher. Sie sträubte sich zwar anfangs, gab aber schließlich nach. Dann ergriff sie, wahrscheinlich in der Meinung, es sei ganz in der Ordnung, gleiches mit gleichem zu vergelten, die Schere und schnitt mir eine meiner Locken ab; sie würde mir alle abgeschnitten haben, wenn meine Mutter nicht zur rechten Zeit dazugekommen wäre.

Belle, unser Hund, mein zweiter Spielgefährte, war alt und faul und zog es vor, am offenen Fenster zu schlafen, anstatt mit mir herumzutollen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihm meine Zeichensprache beizubringen, aber er war stumpfsinnig und unachtsam. Er stand bisweilen still, zitterte vor Aufregung und wurde dann ganz starr, wie es Hunde tun, wenn sie vor einem Vogel stehen. Ich

* In England und Nordamerika hängen die Kinder zu Weihnachten ihre Strümpfe und Schuhe am Fenster oder Kamin auf und erwarten, daß St. Nikolaus sie mit Geschenken füllt.

wußte damals nicht, was das bedeutete, merkte aber, daß Belle nicht das tat, was ich wollte. Das ärgerte mich und die Lektion endete gewöhnlich damit, daß ich ihm ein paar Rippenstöße versetzte. Belle stand auf, streckte sich faul, schnaufte ein paarmal verdrießlich, ging auf die andere Seite des Kamins und legte sich wieder hin, während ich müde und enttäuscht auf die Suche nach Martha ging.

Viele Ereignisse aus diesen ersten Jahren sind mir im Gedächtnis geblieben, vereinzelt, aber klar und deutlich, und sie lassen die Stille, die Zwecklosigkeit, die Lichtlosigkeit nur um so greller hervortreten.

Eines Tages hatte ich meine Schürze naß gemacht und breitete sie zum Trocknen vor dem Feuer aus, das im Kamin des Wohnzimmers flackerte. Die Schürze trocknete meiner Ansicht nach nicht schnell genug, ich näherte mich daher dem Feuer und breitete sie direkt über der heißen Asche aus. Das Feuer züngelte empor und erfaßte meine Kleider, so daß ich im Nu in hellen Flammen stand. Ich erhob ein schreckliches Angstgeschrei, das meine Wärterin Vincy zur Rettung herbeirief. Sie warf ein Tuch über mich, das mich fast erstickte, aber sie löschte damit das Feuer. Außer an Händen und Haaren trug ich keinen ernstlichen Brandschaden davon.

Um diese Zeit entdeckte ich, wozu man einen Schlüssel gebrauchen kann. Eines Morgens schloß ich meine Mutter in der Speisekammer ein, in der sie drei volle Stunden bleiben mußte, da die Dienstboten in einem abseits gelegenen Teil des Hauses beschäftigt waren. Sie pochte fortwährend an die Tür, während ich draußen auf der Treppe saß und wie ein Kobold lachte, als ich das Geräusch des Pochens fühlte. Dieser unartige Streich überzeugte meine Eltern von der Notwendigkeit, mir sobald als möglich Unterricht geben zu lassen. Kurz nach der Ankunft von Fräulein Sullivan suchte ich eine Gelegenheit, sie in ihrem Zimmer einzusperren. Ich ging die Treppe hinauf, um ihr auf Geheiß meiner Mutter etwas zu bringen; kaum aber hatte ich meinen Auftrag ausgerichtet, so war ich wie ein Blitz wieder zur Türe hinaus, schloß sie zu und versteckte den Schlüssel unter dem Kleiderschrank im Korridor. Ich konnte

nicht dazu gebracht werden, anzugeben, wo der Schlüssel steckte. Mein Vater mußte eine Leiter holen und Fräulein Sullivan zum Fenster hinaus tragen — zu meinem großen Gaudium. Erst nach Monaten brachte ich den Schlüssel zum Vorschein.

Als ich ungefähr fünf Jahre alt war, zogen wir aus dem kleinen, weinumrankten Haus in ein größeres um. Die Familie bestand aus meinem Vater, meiner Mutter, zwei älteren Stiefbrüdern und mir; später kam dann noch eine kleine Schwester, Mildred, hinzu. Meine früheste Erinnerung an meinen Vater ist die, wie ich eines Tages über große Stöße von Zeitungen hinweg zu ihm kletterte und ihn allein fand, während er ein Blatt Papier vor sein Gesicht hielt. Ich brannte vor Neugier, was er da wohl tat. Ich machte ihm alles nach und setzte sogar seine Brille auf, in der Hoffnung, sie werde mir helfen, hinter das Geheimnis zu kommen. Aber lange Jahre hindurch fand ich des Rätsels Lösung nicht. Dann erfuhr ich, was diese Papiere bedeuteten und daß mein Vater Herausgeber einer Zeitung war.

Mein Vater war äußerst liebevoll und nachsichtig, dabei sehr häuslich, und außer zur Jagdzeit ließ er uns selten allein. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn, wie mir erzählt wurde, und ein berühmter Schütze. Nächst seiner Familie liebte er seine Hunde und sein Gewehr. Seine Gastfreiheit war groß und artete fast zu einem Fehler aus, denn er kam selten nach Hause, ohne einen Gast mitzubringen. Besonders stolz aber war er auf seinen großen Garten, in dem er, wie es hieß, die schönsten Wassermelonen und Erdbeeren der ganzen Gegend zog. Mir brachte er stets die ersten Weintrauben und die köstlichsten Beeren. Ich erinnere mich noch an seine liebkosende Berührung, wenn er mich von Baum zu Baum, von Rebstock zu Rebstock führte, und an seine Freude über alles, was mir Vergnügen machte.

Er war ein prächtiger Erzähler. Als ich die Herrschaft über die Sprache gewonnen hatte, pflegte er mir seine hübschesten Anekdoten ungeschickt in die Hand zu buchstabieren, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn ich sie bei einer passenden Gelegenheit wiederholte.

Ich war im Norden und erfreute mich an den letzten schönen Sommertagen des Jahres 1896, als ich die Nachricht von meines Vaters Tod erhielt. Er war nur kurze Zeit krank gewesen, hatte aber schwer leiden müssen; dann war alles vorüber. Es war mein erster, großer Schmerz — meine erste persönliche Bekanntschaft mit dem Tod.

In welcher Weise soll ich über meine Mutter schreiben? Sie steht mir so nahe, daß es beinahe taktlos erscheinen würde, wollte ich hier über sie sprechen.

Lange Zeit betrachtete ich meine kleine Schwester als Eindringling. Ich wußte, daß ich aufgehört hatte, meiner Mutter einziger Liebling zu sein, und der Gedanke daran erfüllte mich mit Eifersucht. Die Kleine saß beständig auf dem Schoß meiner Mutter, wo mein gewohnter Platz gewesen war, und schien alle ihre Sorge und Zeit in Anspruch zu nehmen. Eines Tages trug sich etwas zu, was meiner Meinung nach zu der Beleidigung offenen Schimpf gesellte.

Zu jener Zeit besaß ich eine viel gehätschelte, viel mißhandelte Puppe, der ich später den Namen Nancy gab. Ach, sie war das wehrlose Opfer meiner maßlosen Zornes- und Zärtlichkeitsausbrüche, so daß sie am Ende schrecklich aussah. Ich hatte Puppen, die sprechen und schreien, die Augen öffnen und schließen konnten, aber ich liebte keine von ihnen so sehr wie die arme Nancy. Sie hatte eine Wiege und ich schaukelte sie darin oft eine Stunde und länger. Ich bewachte Puppe und Wiege mit eifersüchtiger Sorge, aber eines Tages entdeckte ich, daß meine kleine Schwester friedlich in dieser Wiege schlummerte. Über diese Anmaßung von seiten jemandes, mit dem mich noch kein Band der Liebe verknüpfte, wurde ich wütend. Ich stürzte mich auf die Wiege und warf sie um und das Kind hätte tot sein können, hätte meine Mutter es nicht im Fallen aufgefangen. Ein solcher Ausbruch kommt daher, daß wir, wenn wir im Tal doppelter Einsamkeit wandeln, wenig von den zärtlichen Empfindungen wissen, die aus liebevollen Worten und Handlungen, sowie aus dem Zusammensein mit anderen emporsprießen. Später jedoch, als ich zum Bewußtsein meines Menschentums erwacht war, schlossen wir, Mildred und ich, uns aufs engste anein-

ander an und waren glücklich, wenn wir Hand in Hand miteinander gehen konnten, wohin wir gerade Lust hatten, obgleich sie meine Zeichensprache und ich ihr kindliches Geplauder nicht verstehen konnte.

Drittes Kapitel

Inzwischen wuchs mein Verlangen, meinen Gedanken Ausdruck zu geben, von Tag zu Tag. Die wenigen Zeichen, deren ich mich bedienen konnte, wurden immer unzureichender und das Fehlschlagen meiner Versuche, mich verständlich zu machen, war stets von einem Zornausbruch begleitet. Es war mir, als hielten mich unsichtbare Hände, und ich machte verzweifelte Anstrengungen, mich zu befreien. Ich kämpfte — nicht weil dieser Kampf mir etwas nützte, sondern weil der Geist des Widerstandes in mir lebendig war; ich brach auch in der Regel weinend und völlig erschöpft zusammen. War meine Mutter zufällig in der Nähe, so flüchtete ich mich in ihre Arme, zu elend, um mich auch nur an die Ursache des Sturmes erinnern zu können. Nach einiger Zeit wurde das Bedürfnis nach Verständigungsmitteln so dringlich, daß diese leidenschaftlichen Auftritte täglich, oft sogar stündlich erfolgten.

Meine Eltern waren tief betrübt und völlig ratlos. Wir wohnten weitab von jeder Blinden- oder Taubstummenschule, und es schien ausgeschlossen, daß jemand nach einem so abgelegenen Ort wie Tuscumbia kommen würde, um ein Kind zu unterrichten, das sowohl blind wie taubstumm war. In der Tat zweifelten meine Verwandten und Bekannten mitunter an der Möglichkeit eines Unterrichts für mich. Meiner Mutter einziger Hoffnungsstrahl entsprang der Lektüre von Dickens' «Amerikanische Skizzen». Sie hatte seinen Bericht über Laura Bridgman gelesen und entsann sich undeutlich, daß diese taubstumm und blind gewesen war und doch eine

Erziehung erhalten hatte. Aber sie erinnerte sich in hoffnungslosem Schmerz auch daran, daß Dr. Howe, der Mittel und Wege entdeckt hatte, blinde Taubstumme zu unterrichten, seit mehreren Jahren tot war. Seine Methoden waren vermutlich mit ihm verschwunden, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, wie war es möglich, daß ein kleines Mädchen in einem weltabgelegenen Städtchen Alabamas daraus Nutzen ziehen konnte?

Als ich etwa sechs Jahre alt war, hörte mein Vater von einem berühmten Augenarzt in Baltimore, der in vielen, anscheinend hoffnungslosen Fällen Erfolg gehabt hatte. Meine Eltern beschlossen sofort, mit mir nach Baltimore zu reisen, um zu sehen, ob sich etwas für meine Augen tun ließe.

Die Reise, auf die ich mich noch sehr gut besinnen kann, machte mir viel Vergnügen. Ich freundete mich während der Eisenbahnfahrt mit vielen Leuten an. Eine Dame schenkte mir eine Schachtel mit Muscheln. Mein Vater durchbohrte sie, so daß ich sie aufreihen konnte, und lange Zeit war ich glücklich und zufrieden mit dieser Beschäftigung. Auch der Schaffner war freundlich mit mir. Oft, wenn er die Runde machte, klammerte ich mich an seine Rockschöße, während er die Fahrkarten einsammelte und durchbohrte. Seine Zange, mit der er mich spielen ließ, war ein wundervoller Zeitvertreib. Zusammengekauert in der Ecke des Wagens, vergnügte ich mich stundenlang damit, kleine Löcher in Kartonstücke zu knipsen.

Meine Tante machte mir eine große Puppe aus Taschentüchern. Es war das komischste, formloseste Ding, diese improvisierte Puppe ohne Nase, Mund, Augen und Ohren; kurz, es war nichts da, was selbst die Phantasie eines Kindes in ein Gesicht hätte umschaffen können. Seltsamerweise störte mich das Fehlen der Augen mehr als alle übrigen Mängel. Ich suchte dies allen Anwesenden beharrlich klarzumachen, aber niemand schien imstande zu sein, die Puppe mit Augen zu versehen. Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf und die Aufgabe war gelöst. Ich sprang von meinem Sitz auf und suchte so lange, bis ich den Mantel meiner Tante fand, der mit großen Knöpfen besetzt war. Ich riß zwei Knöpfe ab und bedeu-

tete ihr, sie möchte sie mir an die Puppe nähen. Sie legte mit einer fragenden Gebärde meine Hand an ihre Augen und ich nickte energisch. Die Knöpfe wurden an der richtigen Stelle angenäht und ich konnte mich vor Freude nicht fassen, verlor jedoch augenblicklich alles Interesse an der Puppe. Während der ganzen Reise hatte ich keinen meiner gewohnten Gefühlsausbrüche, denn es waren zu viele Dinge da, die meinen Geist und meine Finger beschäftigten.

Als wir in Baltimore anlangten, empfing uns Dr. Chisholm mit großer Liebenswürdigkeit; aber er konnte nichts für meine Augen tun. Doch erklärte er, ich könne Unterricht erhalten. Er wies meinen Vater an Dr. Alexander Graham Bell in Washington, der in der Lage sein würde, ihm nähere Auskunft über Schulen und Lehrer für blinde oder taubstumme Kinder zu erteilen. Dem Rat des Arztes zufolge reisten wir sofort nach Washington weiter, um Dr. Bell aufzusuchen, mein Vater mit Trauer und Zweifel im Herzen, während ich keine Ahnung von seinem Kummer hatte und an der Aufregung des Reisens von Stadt zu Stadt Vergnügen fand. In meinem kindlichen Sinn empfand ich sofort das liebevolle, gütige Wesen, mit dem sich Dr. Bell so viele Herzen gewann, wie er durch seine staunenswerten Erfolge aller Welt Bewunderung einflößte. Er hielt mich auf seinen Knien, während ich mit seiner Uhr spielte, die er für mich schlagen ließ. Er verstand meine Zeichen und ich wußte dies und gewann ihn sofort lieb. Aber ich ließ es mir nicht träumen, daß diese Unterredung das Tor sein sollte, durch das ich schließlich aus der Finsternis ins Licht, aus der Isolierung zur Freundschaft, zur Gemeinschaft mit anderen, zur Erkenntnis, zur Liebe gelangte.

Dr. Bell riet meinem Vater, an Herrn Anagnos, den Direktor des Perkinsschen Institutes in Boston, zu schreiben, desselben Institutes, in dem Dr. Howe so segensreich für die Blinden gewirkt hatte, und bei ihm anzufragen, ob er einen Lehrer hätte, der imstande wäre, meine Erziehung in die Hand zu nehmen. Dies tat mein Vater sofort und nach einigen Wochen traf ein liebenswürdiger Brief von Herrn Anagnos ein, mit der tröstlichen Zusicherung, daß eine Lehrerin gefunden sei. Dies war im Sommer 1886. Aber Fräulein Sullivan kam erst im folgenden März zu uns.

FRIEDRICH SCHILLER

LEBEN UND WERK

Aus Dichtung, Briefen und dem Zeugnis
der Zeitgenossen dargestellt von

PETER LOTAR

Mit einem Titelbild
352 Seiten / Leinen Fr. 12.30

Bei diesem Werk handelt es sich um die berühmte und allseitig außerordentlich beachtete Sendereihe des bekannten Rundfunkautors Peter Lotar, in der er für das Schillerjahr 1955 in einem Zyklus von sechs Hörfolgen, und zwar unter ausschließlicher Benützung historischer Quellen, das Werk und das Lebensbild Friedrich Schillers dargestellt hat.

Beachten Sie die auf der Rückseite abgedruckten Pressestimmen

ALFRED SCHERZ VERLAG

PRESSESTIMMEN:

«Peter Lotar hat mit tiefem Empfinden und Wissen aus Schillers Werken und Briefen eine Lesefolge zusammengestellt, die auf das schönste des großen Geistes Entwicklung und Gedankengut aufzeigt.»

«Der Bund», Bern

«Auf jeden Fall ist uns die Einheit von Mensch und Werk bei Schiller nie so klar vor Augen getreten. Diese Hörfolge über ‚Schillers Leben und Werk' hat ihren Zweck, eine ‚sehr zeitgemäße' Deutung der tragischen Existenz Schillers zu geben, voll erreicht.»

«Salzburger Nachrichten»

«Es ist das Verdienst dieser Sendereihe, daß sie einen glänzenden Gesamteindruck aller Schillerschen Wesenseinheiten geschaffen hat, ohne in der Andeutung stecken zu bleiben.» *«Rheinischer Merkur»*

Beachten Sie bitte die Vorderseite

ALFRED SCHERZ VERLAG

So ward ich aus Ägyptenland geführt und stand vor dem Sinai; eine göttliche Macht berührte meinen Geist und machte ihn sehen, so daß ich vieles Wunderbare wahrnehmen konnte. Und von dem heiligen Berg hörte ich eine Stimme, die sprach: Wissen ist Liebe und Licht und Sehen.

Viertes Kapitel

Der wichtigste Tag, dessen ich mich zeit meines Lebens erinnern kann, ist der, an dem meine Lehrerin, Fräulein Anne Mansfield Sullivan, zu mir kam. Ich kann kaum Worte finden, um den unermeßlichen Gegensatz in meinem Leben vor und nach ihrer Ankunft zu schildern. Es war der 3. März 1887, drei Monate vor meinem siebenten Geburtstag.

Am Nachmittag jenes folgenreichen Tages stand ich in dumpfer Erwartung an der Haustür. Da ich aus dem Hin- und Herlaufen im Hause und aus den Zeichen meiner Mutter eine unbestimmte Ahnung von dem Bevorstehen eines außergewöhnlichen Ereignisses geschöpft hatte, ging ich vor die Türe und wartete auf der Treppe. Die Nachmittagssonne drang durch das dichte Geißblattgebüsch, das die Tür einrahmte, und fiel auf mein emporgerichtetes Gesicht. Meine Finger spielten fast unbewußt mit den wohlbekannten Blättern und Blüten, die eben hervorgekommen waren, um den holden, südlichen Lenz zu begrüßen. Ich wußte nicht, was für Wunder und Überraschungen die Zukunft für mich im Schoß barg. Zorn und Verbitterung waren seit Monaten unausgesetzt auf mich eingestürmt. Dieser verzweifelte Kampf hatte eine tiefe Ermattung in mir zurückgelassen.

Lieber Leser, hast du dich je bei einer Seefahrt in dichtem Nebel befunden, der dich wie eine greifbare, weiße Finsternis einzuschlie-

ßen schien, während das große Schiff seinen Kurs längs der Küste mit Hilfe von Kompaß und Lotleine zagend und ängstlich verfolgt und du mit klopfendem Herzen irgend ein Ereignis erwartest? Jenem Schiff glich ich vor Beginn meiner Erziehung, nur fehlten mir Kompaß und Lotleine, und ich hatte keine Ahnung davon, wie nahe der Hafen war. Licht! Gebt mir Licht! lautete der wortlose Schrei meiner Seele, und das Licht der Liebe erhellte bereits in dieser Stunde meinen Pfad.

Ich fühlte sich nähernde Schritte. Ich streckte meine Hand aus, wie ich glaubte, meiner Mutter entgegen. Irgend jemand ergriff sie, ich wurde emporgehoben und fest in die Arme geschlossen, die Arme der Frau, die gekommen war, den Schleier, der mir die Welt verbarg, zu lüften und, was noch viel mehr bedeutete, mich zu lieben.

Am Morgen nach ihrer Ankunft führte mich meine Lehrerin in ihr Zimmer und gab mir eine Puppe. Die kleinen, blinden Mädchen aus dem Perkinsschen Institut hatten sie mir geschickt und Laura Bridgman hatte sie angezogen; dies erfuhr ich jedoch erst später. Als ich ein Weilchen mit ihr gespielt hatte, buchstabierte Fräulein Sullivan langsam das Wort «d—o—l—l» (= Puppe) in meine Hand. Dieses Fingerspiel interessierte mich sofort und ich begann es nachzumachen. Als es mir endlich gelungen war, die Buchstaben genau nachzuahmen, errötete ich vor kindlicher Freude und Stolz. Ich lief die Treppe hinunter zu meiner Mutter, streckte meine Hand aus und machte ihr die eben erlernten Buchstaben vor. Ich wußte damals noch nicht, daß ich ein Wort buchstabierte, ja nicht einmal, daß es Wörter gab; ich bewegte einfach meine Finger in affenartiger Nachahmung. Während der folgenden Tage lernte ich auf diese verständnislose Art eine große Menge Wörter buchstabieren, unter ihnen pin (Nadel), hat (Hut), cup (Tasse) und ein paar Verben wie sit (sitzen), stand (stehen) und walk (gehen). Aber meine Lehrerin war schon mehrere Wochen bei mir, als ich schließlich begriff, daß jedes Ding seine Bezeichnung hat.

Als ich eines Tages mit meiner Puppe spielte, legte mir Fräulein Sullivan auch meine große, zerlumpte Puppe in den Schoß, buch-

stabierte d—o—l—l und suchte mir verständlich zu machen, daß sich d—o—l—l auf beide Puppen beziehe. Vorher waren wir schon über die Wörter m—u—g (Becher) und w—a—t—e—r (Wasser) aneinandergeraten. Fräulein Sullivan hatte mir einzuprägen versucht, daß m—u—g mug und w—a—t—e—r water sei, aber ich blieb beharrlich dabei, beide zu verwechseln. Verzweifelt hatte sie das Thema einstweilen fallen gelassen, aber nur, um es bei der nächsten Gelegenheit wieder aufzunehmen. Bei ihren wiederholten Versuchen wurde ich ungeduldig, ergriff die neue Puppe und schleuderte sie zu Boden. Ich empfand eine lebhafte Schadenfreude, als ich die Bruchstücke der zertrümmerten Puppe zu meinen Füßen liegen fühlte. Weder Schmerz noch Reue folgten diesem Ausbruch von Leidenschaft. Ich hatte die Puppe nicht geliebt. In der stillen, dunklen Welt, in der ich lebte, war für starke Zuneigung oder Zärtlichkeit kein Raum. Ich fühlte, wie meine Lehrerin die Bruchstücke auf die Seite des Kamins legte, und empfand eine Art von Genugtuung darüber, daß die Ursache meines Unbehagens beseitigt war. Fräulein Sullivan brachte mir meinen Hut und ich wußte, daß es jetzt in den warmen Sonnenschein hinausging. Dieser Gedanke, wenn eine nicht in Worte gefaßte Empfindung ein Gedanke genannt werden kann, ließ mich vor Freude springen und hüpfen.

Wir schlugen den Weg zum Brunnen ein, geleitet durch den Duft des ihn umrankenden Geißblattstrauches. Es pumpte jemand Wasser, und meine Lehrerin hielt mir die Hand unter das Rohr. Während der kühle Strom über eine meiner Hände sprudelte, buchstabierte sie mir in die andere das Wort water, zuerst langsam, dann schnell. Ich stand still, mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegung ihrer Finger verfolgend. Mit einem Male durchzuckte mich eine nebelhafte, verschwommene Erinnerung, ein Blitz des zurückkehrenden Denkens und das Geheimnis der Sprache lag plötzlich offen vor mir. Ich wußte jetzt, daß water jenes wundervolle, kühle Etwas bedeutete, das über meine Hand strömte. Dieses lebendige Wort erweckte meine Seele zum Leben, spendete ihr Licht, Hoffnung, Freude, befreite sie von ihren Fesseln! Zwar waren ihr im-

mer noch Schranken gesetzt, aber Schranken, die mit der Zeit weggeräumt werden konnten.

Ich verließ den Brunnen voller Lernbegier. Jedes Ding hatte eine Bezeichnung und jede Bezeichnung erregte einen neuen Gedanken. Als wir ins Haus zurückkehrten, schien mir jeder Gegenstand von verhaltenem Leben zu zittern. Das kam daher, daß ich alles mit den seltsamen, neuen Augen, die ich erhalten hatte, betrachtete. Beim Betreten des Zimmers erinnerte ich mich der Puppe, die ich zerschlagen hatte. Ich tastete mich zum Kamin, hob die Stücke auf und suchte vergeblich, sie wieder zusammenzufügen. Dann füllten sich meine Augen mit Tränen; ich verstand, was ich getan hatte, und zum erstenmal in meinem Leben empfand ich Reue und Schmerz.

Ich lernte an diesem Tag eine große Menge Wörter. Ich erinnere mich nicht mehr an alle, aber ich weiß, daß mother (Mutter), father (Vater), sister (Schwester), teacher (Lehrer) unter ihnen waren — Wörter, die die Welt für mich erblühen machten «wie Aarons Stab, mit Blumen». Es dürfte schwer gewesen sein, ein glücklicheres Kind als mich zu finden, als ich am Schluß dieses ereignisvollen Tages in meinem Bettchen lag und der Freuden gedachte, die mir heute zuteil geworden waren, und zum erstenmal sehnte ich mich nach dem anbrechenden Morgen.

Fünftes Kapitel

Ich entsinne mich vieler Ereignisse des Sommers 1887, der auf das Erwachen meiner Seele folgte. Fortwährend tastete ich mit meinen Händen umher und lernte die Bezeichnungen für jeden Gegenstand, den ich berührte, kennen, und je mehr ich mit den Dingen

bekannt wurde und ihre Namen und Zwecke kennenlernte, desto freudiger und stärker wurde das Bewußtsein der Verwandtschaft mit der übrigen Welt.

Als die Zeit der Maßliebchen und Butterblumen gekommen war, führte mich Fräulein Sullivan an der Hand durch die Felder zu den Ufern des Tennessee und hier, auf dem warmen Gras sitzend, erhielt ich meinen ersten Unterricht über die Wohltaten der Natur. Ich lernte, wie die Sonne und der Regen jeden Baum, der «lustig anzusehen und gut zu essen» war, aus dem Boden emporwachsen ließ, wie die Vögel ihre Nester bauen und von Land zu Land fliegen, wie das Eichhörnchen, der Hirsch, der Löwe und jedes andere Geschöpf Nahrung und Obdach finden. Je mehr meine Kenntnisse zunahmen, desto größer wurde mein Entzücken über die Welt, in der ich lebte. Lange bevor ich rechnen oder die Gestalt der Erde beschreiben konnte, hatte mich Fräulein Sullivan gelehrt, in den duftenden Wäldern, in jedem Grashalm, wie in den Linien und Grübchen der Hand meiner kleinen Schwester Schönheit zu entdecken. Sie verknüpfte meine ersten Gedanken mit der Natur und brachte mir zum Bewußtsein, daß «Vögel, Blumen und ich glückliche, gleichberechtigte Geschöpfe seien.»

Um diese Zeit machte ich eine Erfahrung, die mich davon überzeugte, daß die Natur nicht immer gütig ist. Eines Tages kehrten meine Lehrerin und ich von einem langen Spaziergang zurück. Der Morgen war schön gewesen, aber es war drückend heiß geworden, als wir uns endlich auf den Heimweg machten. Ein paarmal rasteten wir unter einem Baum am Wegrand. Unser letzter Halt fand unter einem wilden Kirschbaum statt, der in kurzer Entfernung vom Haus stand. Der Schatten war angenehm und der Baum so leicht zu erklettern, daß ich mir mit Hilfe meiner Lehrerin einen Sitz in den Zweigen zu verschaffen vermochte. Es war so kühl auf dem Baum, daß Fräulein Sullivan vorschlug, hier unseren Lunch einzunehmen. Ich versprach ihr, still sitzenzubleiben, während sie nach Hause ging, um ihn zu holen.

Plötzlich ging eine Veränderung mit dem Baum vor. Alle Sonnenwärme verschwand aus der Luft. Ich wußte, daß der Himmel

schwarz umzogen war, weil alle Hitze, die für mich Licht bedeutete, fort war. Ein seltsamer Geruch stieg aus der Erde empor. Ich kannte ihn, es war der Geruch, der stets einem Gewittersturm vorherzugehen pflegt, und ein namenloser Schreck krampfte mir das Herz zusammen. Ich fühlte mich ganz allein, abgeschnitten von meinen Freunden und der festen Erde. Das Unendliche, das Unbekannte umfing mich. Ich sehnte mich nach meiner Lehrerin, vor allem aber wollte ich von dem Baum herunter.

Es trat eine unheilverkündende Stille ein, dann aber begannen alle Zweige zu rauschen. Ein Zittern rann durch den Baum und es erfolgte ein heftiger Windstoß, der mich herabgeschleudert haben würde, hätte ich mich nicht mit aller Kraft an einen Ast geklammert. Der Baum schwankte hin und her. Kleine Zweige wurden abgerissen und fielen rings um mich zu Boden. Es ergriff mich ein wildes Verlangen, herunterzuspringen, aber der Schreck hielt mich festgebannt. Ich kletterte bis zur Gabelung des Baumes zurück. Ich fühlte das Rütteln, als sei etwas Schweres niedergefallen und die Erschütterung habe sich bis zum Ast, auf dem ich saß, fortgepflanzt. Meine Aufregung wurde immer heftiger, und gerade, als ich glaubte, der Baum würde samt mir zur Erde gerissen werden, faßte mich meine Lehrerin bei der Hand und half mir herunter. Ich klammerte mich zitternd an sie, froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Ich hatte etwas Neues gelernt — daß die Natur «im offenen Krieg mit ihren Kindern liegt und daß man auch bei ihrem sanftesten Streicheln die verborgenen Krallen nicht vergessen darf».

Nach diesem Ereignis verging eine lange Zeit, ehe ich wieder auf einen Baum kletterte. Der bloße Gedanke daran erfüllte mich mit Entsetzen. Es war der lockende Reiz des Mimosenbaums in voller Blütenpracht, der endlich meine Furcht überwand. Eines schönen Frühlingsmorgens, als ich allein im Gartenhaus war und las, drang ein wunderbar feiner Duft zu mir. Ich stand auf und streckte instinktiv meine Hände aus. Es war, als sei der Geist des Frühlings durch den Garten geschritten. Was ist das? fragte ich mich und in der nächsten Minute erkannte ich den Geruch der

Mimosenblüten. Ich tastete mich bis zum Ende des Gartens hin, da ich wußte, daß der Mimosenbaum in der Nähe des Zaunes an der Biegung des Weges stand. Ja, hier stand er, im warmen Sonnenschein, und seine blütenbeladenen Zweige berührten beinahe das hohe Gras. Gibt es etwas Schöneres in der Welt als diesen Baum? Seine zarten Blüten zogen sich bei der leisesten Berührung zusammen; es hatte den Anschein, als sei ein Baum des Paradieses auf die Erde verpflanzt worden. Ich bahnte mir einen Weg durch den Blütenregen hindurch bis zum Stamm; dort blieb ich einen Augenblick unentschlossen stehen. Dann setzte ich meinen Fuß in den breiten Raum zwischen den gegabelten Ästen und schwang mich in den Baum hinauf. Ich hatte einige Schwierigkeiten, mich festzuhalten, denn die Äste waren sehr dick und ich verletzte mir die Hände an der rissigen Rinde. Aber ich hatte die köstliche Empfindung, etwas Außergewöhnliches und Wunderbares zu tun, und so klomm ich höher und höher, bis ich endlich einen kleinen Sitz erreichte, den sich jemand vor langer Zeit hier angelegt hatte, so daß er mit dem Baum selbst verwachsen war. Ich saß hier lange, lange Zeit und hatte das Gefühl, eine Fee auf einer rosigen Wolke zu sein. Auch später brachte ich noch viele glückliche Stunden auf meinem Paradiesbaum zu, den Kopf voll herrlicher Gedanken und glänzender Träume.

Sechstes Kapitel

Ich besaß nun den Schlüssel zur gesamten Sprache und brannte vor Eifer, ihn gebrauchen zu können. Kinder, welche hören, erlangen das Sprachvermögen ohne besondere Mühe; die Wörter, die von anderen Lippen fallen, erhaschen sie gleichsam im Flug und spielend, während das taube Kind sie durch langsames und oft anstrengendes Vorrücken erlernen muß. Wie beschaffen aber dieses Vor-

rücken selbst sein mag, das Ergebnis ist wunderbar. Von der Bezeichnung eines Gegenstandes ausgehend, dringen wir Schritt für Schritt vor, bis wir den unermeßlichen Abstand von unserer ersten gestammelten Silbe bis zu dem Gedankenflug in einem Shakespeareschen Vers zurückgelegt haben.

Anfangs stellte ich sehr wenig Fragen, wenn meine Lehrerin von etwas Neuem zu mir sprach. Meine Vorstellungen waren unklar und mein Wortschatz unzureichend; in demselben Maß aber, in dem meine Kenntnis der Dinge wuchs und ich mehr und mehr Wörter lernte, erweiterte sich auch das Feld meiner Wißbegier und ich kehrte immer und immer wieder zu demselben Gegenstand zurück, voller Verlangen nach weiterer Belehrung. Bisweilen belebte ein neues Wort ein Bild von neuem, das eine frühere Erfahrung meinem Gedächtnis eingeprägt hatte.

Ich erinnere mich noch genau des Morgens, an dem ich zum erstenmal nach der Bedeutung des Wortes «lieben» fragte. Dies geschah, als ich erst wenige Wörter kannte. Ich hatte ein paar frühe Veilchen im Garten gefunden und brachte sie meiner Lehrerin. Sie versuchte mich zu küssen; aber damals liebte ich es noch nicht, daß mich jemand außer meiner Mutter küßte. Fräulein Sullivan legte zärtlich ihrem Arm um mich und buchstabierte mir in die Hand: «Ich liebe Helen.»

«Was ist lieben?» fragte ich.

Sie zog mich näher zu sich heran und sagte: «Es ist hier drinnen», indem sie auf mein Herz deutete, dessen Schläge ich jetzt zum erstenmal fühlte. Ihre Worte befremdeten mich aufs äußerste, weil ich damals noch nichts verstand, wenn ich es nicht zugleich berührte.

Ich roch die Veilchen in ihrer Hand und stellte, halb mit Worten, halb mit Zeichen eine Frage, deren Sinn etwa war: «Ist Liebe der Duft der Blumen?»

«Nein», erwiderte meine Lehrerin.

Wieder sann ich nach. Die Sonne erwärmte uns mit ihren Strahlen. Ich fragte, indem ich nach der Richtung deutete, aus der die Wärme kam: «Ist das nicht Liebe?»

Es schien mir, als könne es nichts Schöneres geben als die Sonne, deren Wärme alles zum Wachsen und Blühen brachte. Aber Fräulein Sullivan schüttelte den Kopf und ich war sehr verwundert und enttäuscht. Ich hielt es für seltsam, daß meine Lehrerin mir nicht die Liebe zeigen konnte.

Einige Tage später reihte ich Perlen von verschiedener Größe in regelmäßigen Gruppen auf — zwei große, drei kleine, und so weiter. Ich hatte mehrere Fehler gemacht und Fräulein Sullivan hatte mich mit liebevoller Geduld immer wieder darauf hingewiesen. Endlich bemerkte ich einen ganz offenbaren Irrtum in der Reihenfolge, und einen Augenblick konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf mein Vorhaben und versuchte, nachzudenken, wie ich die Perlen hätte aneinanderreihen sollen. Fräulein Sullivan berührte meine Stirn und buchstabierte mit großem Nachdruck: Think (= denke!).

Im Nu erkannte ich, daß das Wort die Bezeichnung für den Vorgang war, der sich in meinem Kopf abspielte. Es war meine erste bewußte Vorstellung eines abstrakten Begriffs.

Eine Zeitlang saß ich still da — ich dachte nicht über die Perlen in meinem Schoß nach, sondern versuchte, im Lichte dieses neuen Begriffs die Bedeutung von «Liebe» zu ergründen. Die Sonne war den ganzen Tag hinter Wolken versteckt gewesen, und es waren kurze Regenschauer gefallen; plötzlich brach jedoch die Sonne in all ihrem südlichen Glanz hervor.

Abermals fragte ich meine Lehrerin: «Ist das nicht Liebe?»

«Liebe ist etwas Ähnliches wie die Wolken, die am Himmel standen, bevor die Sonne hervorbrach», entgegnete sie.

Dann fuhr sie in schlichteren Worten als die vorhergehenden, die ich damals noch nicht verstehen konnte, fort: «Du weißt, du kannst die Wolken nicht berühren, aber du fühlst den Regen und weißt, wie froh die Blumen und die durstige Erde sind, wenn er nach einem heißen Tag auf sie herniederströmt. Auch die Liebe kannst du nicht berühren, aber du empfindest das Entzücken, das sich über alles ausgießt. Ohne Liebe würdest du weder glücklich sein noch zu spielen verlangen.»

Mit einem Schlag offenbarte sich die wohltuende Wahrheit meinem Geist — ich fühlte, es gab unsichtbare Bande, die sich zwischen meiner Seele und den Seelen anderer hinzogen.

Vom Beginn meiner Erziehung an hatte Fräulein Sullivan es sich zum Grundsatz gemacht, so zu mir zu sprechen, als spräche sie mit einem hörenden Kind; der einzige Unterschied bestand darin, daß sie mir die Sätze in die Hand buchstabierte, anstatt sie zu sprechen. Verfügte ich nicht über die nötigen Wörter, um meine Gedanken auszudrücken, so ergänzte sie diese und führte sogar die Unterhaltung weiter, wenn ich die passende Antwort nicht finden konnte.

Dieses Verfahren führte sie jahrelang weiter; denn das taubstumme Kind lernt nicht in einem Monat, nicht einmal in zwei bis drei Jahren die zahllosen Ausdrücke, die in dem einfachsten täglichen Gespräch vorkommen. Das hörende Kind lernt diese durch die fortwährende Wiederholung und Nachahmung. Die Unterhaltung, die es zu Hause vernimmt, spornt seinen Geist an, bereichert seinen Wortschatz und fördert den Ausdruck seiner eigenen Gedanken. Dieser naturgemäße Gedankenaustausch ist dem tauben Kind versagt. In weiser Erkenntnis dieses Umstandes beschloß meine Lehrerin, dem Mangel an Reizmitteln für mich abzuhelfen. Dies tat sie, indem sie mir, soweit es möglich war, wörtlich wiederholte, was sie hörte, und mir Mittel und Wege angab, an der Unterhaltung teilzunehmen. Aber es dauerte lange Zeit, ehe ich es wagte, die Initiative zu ergreifen, und noch länger, ehe ich imstande war, etwas Passendes zur rechten Zeit zu sagen.

Der Taube wie der Blinde finden es sehr schwer, sich einen angenehmen Unterhaltungston anzugewöhnen. Wieviel größer muß diese Schwierigkeit bei denen sein, die beides, taub und blind, sind. Sie können den Klang der Stimme nicht unterscheiden oder ohne die Hilfe anderer die Tonhöhe nicht modifizieren, wodurch die Wörter erst ihren Sinn erhalten; ebensowenig vermögen sie den Gesichtsausdruck des Sprechenden zu beachten, und in einem Blick liegt häufig gerade das innerste Wesen dessen, was jemand sagt.

Siebtes Kapitel

Der nächste wichtige Schritt in meiner Erziehung bestand darin, daß ich lesen lernte.

Sobald ich ein paar Wörter buchstabieren konnte, gab mir meine Lehrerin Pappstreifen in die Hand, auf denen die Wörter in erhöhten Buchstaben gepreßt waren. Ich lernte bald begreifen, daß jedes gedruckte Wort einen Gegenstand, eine Tätigkeit oder eine Eigenschaft bezeichnete. Ich hatte einen Rahmen, in dem ich die Wörter zu kurzen Sätzen aneinanderreihen konnte; ehe ich aber die Sätze in den Rahmen spannte, pflegte ich sie an Gegenständen darzustellen. Ich fand z. B. die Streifen mit den Wörtern doll, is, on, bed (= Puppe, ist, im, Bett) und legte jedes Hauptwort auf den betreffenden Gegenstand; dann legte ich meine Puppe ins Bett und neben sie die Wörter is, on, bed, indem ich so einen Satz aus den Wörtern bildete und zu gleicher Zeit den Sinn des Satzes mit Hilfe der Gegenstände selber darstellte.

Eines Tages steckte ich mir, wie Fräulein Sullivan mir später erzählte, das Wort girl (=Mädchen) an die Schürze und stellte mich in den Kleiderschrank. Am Schrank brachte ich die Wörter is, in, wardrobe (=ist, im, Kleiderschrank) an. Nichts machte mir mehr Vergnügen als dieses Spiel. Meine Lehrerin und ich spielten es stundenlang.

Von den bedruckten Streifen war es nur ein Schritt zu gedruckten Büchern. Ich nahm meine Fibel vor und machte Jagd auf die Wörter, die ich kannte; fand ich solche, so war meine Freude der beim Versteckenspiel gleich. Auf diese Weise begann ich zu lesen. Über die Zeit, in der ich zusammenhängende Geschichten zu lesen begann, spreche ich später.

Lange Zeit hatte ich keine regelmäßigen Unterrichtsstunden. Selbst wenn ich sehr eifrig lernte, glich es mehr einem Spiel als einer Arbeit. Alles, was Fräulein Sullivan mich lehrte, machte sie mir durch eine hübsche Geschichte oder ein Gedicht anschaulich. Wenn ich Freude oder Interesse an etwas zeigte, so sprach sie mit mir darüber genau so, als ob sie selbst ein kleines Mädchen wäre.

Ich kann mir das innige Verständnis nicht erklären, das Fräulein Sullivan für meine Freuden und Wünsche besaß. Vielleicht war es das Ergebnis ihres langen Zusammenlebens mit Blinden. (Sie war selbst viele Jahre lang blind gewesen.) Überdies verfügte sie über eine wunderbare Schilderungsgabe. Sie ging rasch über uninteressante Einzelheiten weg und belästigte mich nie mit Fragen, um zu sehen, ob ich auch all das in der Lektion des vorigen Tages Behandelte behalten hatte. Trockene wissenschaftliche Fragen führte sie nur nach und nach in den Unterricht ein und machte alles dabei so klar und anschaulich, daß ich fast notgedrungen behalten mußte, was sie gesagt hatte.

Wir lasen und lernten im Freien und zogen den sonnigen Wald dem Haus vor. Meine sämtlichen ersten Unterrichtsstunden tragen den Hauch des Waldes — den feinen Harzduft der Fichtennadel, vermengt mit dem Geruch des wilden Weins. In dem köstlichen Schatten eines wilden Tulpenbaums sitzend, lernte ich darüber nachdenken, daß alles eine Lehre und eine Mahnung in sich berge. «Die Lieblichkeit der Dinge lehrte mich ihre Bestimmung.» In der Tat hatte alles, was da summen, brummen, singen, blühen konnte, einen Anteil an meiner Erziehung — quakende Frösche, Heimchen und Grillen, die ich so lange in der Hand hielt, bis sie ihre Gefangenschaft vergaßen und ihr Liedchen wieder anstimmten, kleine Hühnchen in ihrem ersten Flaum und wildwachsende Blumen, die Blüten der Kornelkirsche, Veilchen und blühende Obstbäume. Ich befühlte die berstenden Baumwollkapseln und ließ ihre weichen Fäden und ihre mit Fasern besetzten Samenkörner durch die Finger gleiten; ich fühlte das leise Rauschen des Windes in den Getreidefeldern, sein weiches Flüstern im Laub der Bäume, das unwillige Schnauben des Ponys — wenn wir es auf der Weide einfingen

und ihm den Zaum anlegten — ach, wie genau erinnere ich mich an den würzigen Kleeduft seines Atems!

Bisweilen stand ich vor Tagesanbruch auf und stahl mich in den Garten hinunter, während noch schwere Tautropfen auf Gräsern und Blumen lagen. Nur wenige wissen, was es für ein Genuß ist, die Rosen zu berühren und sanft mit der Hand zu drücken oder der anmutigen Bewegung der Lilien zu folgen, wenn sie im Morgenwind hin- und herschwanken. Mitunter war ein Insekt in der Blume, die ich pflückte, und ich fühlte das leise Geräusch der Flügel, die das Tierchen in plötzlichem Schreck aneinander rieb, sobald es des Druckes von außen gewahr wurde.

Ein anderer meiner Lieblingsplätze war der Obstgarten. Die großen, tief herabhängenden Pfirsiche boten sich von selbst meiner Hand dar, und wenn die lustigen Winde durch die Bäume wehten, fielen mir die Äpfel zu Füßen. Oh, das Entzücken, mit dem ich das Obst in meiner Schürze sammelte, mein Gesicht an die glatten Wangen der Äpfel drückte, die noch warm waren vom Sonnenschein, und ins Haus zurückeilte!

Unser Lieblingsspaziergang war zu «Kellers Landungsplatz», einer alten, verfallenen Hafenanlage am Tennessee, die während des Bürgerkriegs zum Landen von Truppen benutzt worden war. Hier brachten wir viele glückliche Stunden zu und beschäftigten uns mit Geographie. Ich baute Dämme aus Kieseln, legte Inseln und Seen an und grub Flußläufe aus, alles zum Scherz, und niemals ließ ich es mir träumen, eine Unterrichtsstunde zu haben. Mit wachsendem Erstaunen lauschte ich den Schilderungen, die Fräulein Sullivan von der großen, weiten Welt da draußen, mit ihren feuerspeienden Bergen und vielen anderen seltsamen Dingen entwarf. Sie modellierte Reliefkarten in Ton, so daß ich die Gebirgsketten und Täler fühlen und mit den Fingern dem gekrümmten Lauf der Flüsse folgen konnte. Dies liebte ich sehr, aber die Einteilung der Erde in Zonen und Pole verwirrte mich. Die diese Verhältnisse veranschaulichenden Fäden und der Orangenstiel, der den Pol darstellte, erschienen mir so ganz der Wirklichkeit entsprechend, daß noch bis zum heutigen Tag die bloße Erwähnung der gemäßig-

ten Zone die Vorstellung von Zwirnfäden in mir hervorruft, und ich glaube, daß, wenn es jemand darauf anlegte, er mir mit leichter Mühe einreden könnte, daß Eisbären tatsächlich auf den Nordpol klettern.

Arithmetik scheint das einzige Lehrfach gewesen zu sein, dem ich keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von Anfang an hatte ich kein Interesse für die Wissenschaft der Zahlen. Fräulein Sullivan suchte mir das Rechnen beizubringen, indem sie Perlen in Gruppen aneinanderreihte, und mit Hilfe von Strohhalmen, wie sie im Kindergarten üblich sind, lernte ich addieren und subtrahieren. Ich hatte niemals die Geduld, mehr als fünf bis sechs Gruppen zugleich zusammenzureihen; hatte ich das zustande gebracht, so war mein Gewissen für den Rest des Tages beruhigt, und ich sprang rasch zu meinen Spielgefährten hinaus.

In derselben sorglosen Weise trieb ich Zoologie und Botanik.

Einmal sandte mir ein Herr, dessen Namen ich vergessen habe, Versteinerungen — kleine, wunderschön gezeichnete Muscheln, Stücke Sandstein mit Abdrücken von Vogelfüßen und einen reizenden Farn in Basrelief. Dies waren die Schlüssel, die mir den Zugang zu den Schätzen der antediluvianischen Welt eröffnete. Mit zitternden Fingern lauschte ich Fräulein Sullivans Schilderungen der furchtbaren Tiere mit den ungefügen, unaussprechlichen Namen, die einst durch die Wälder der Urzeit stampften, die Zweige von Riesenbäumen zur Nahrung abrissen und in den ungeheuren Morästen eines unbekannten Zeitalters umkamen. Lange Zeit beunruhigten diese unheimlichen Geschöpfe meine Träume und diese düstere Periode bildete einen dunklen Hintergrund zu dem heiteren Jetzt, das mit Sonnenschein, Rosen und dem Echo der leichten Hufschläge meines kleinen Ponys angefüllt war.

Ein andermal erhielt ich eine schöne Muschel zum Geschenk, und mit kindlichem Staunen und Entzücken lernte ich, wie ein winziges Weichtier sich dieses herrliche Haus als Wohnung gebaut hatte und wie in stillen Nächten, wenn kein Luftzug die Meeresfläche kräuselt, der Nautilus auf den blauen Gewässern des Indischen Ozeans in seinem wie Perlen erglänzenden Schiff dahin-

segelt. Nachdem ich eine Menge interessante Dinge über das Leben und die Gewohnheiten der Kinder der Meerestiefen kennen gelernt hatte — wie inmitten der schäumenden Wogen die kleinen Polypen die schönen Korallinseln des Stillen Ozeans aufbauen und die Foraminiferen die Kalkhügel vieler Länder gebildet haben — las mir meine Lehrerin das Märchen vom Nautilus vor und zeigte mir, wie der muschelbildende Prozeß bei den Mollusken symbolisch ist für die Entwicklung des Geistes. Genau wie der wunderwirkende Mantel des Nautilus die Stoffe, die er aus dem Wasser aufsaugt, umwandelt und zu einem Teil seiner selbst macht, so erleiden die einzelnen Kenntnisse, die jemand sammelt, eine ähnliche Veränderung und werden zu Gedankenperlen.

Ein andermal war es das Wachstum einer Pflanze, das uns den Stoff für eine Unterrichtsstunde lieferte. Wir kauften eine Lilie und stellten sie an ein sonniges Fenster. Bald begannen die grünen, spitzen Knospen sich zu öffnen. Die schlanken, fingerähnlichen Außenblätter erschlossen sich langsam, widerstrebend — wie es mir vorkam — die Lieblichkeit des Innern enthüllend; war aber einmal der Anfang gemacht, so ging der weitere Prozeß des sich Öffnens rasch vonstatten, aber ordnungsgemäß und systematisch. Stets war eine der Knospen größer und schöner als die übrigen und warf ihre äußere Hülle stolzer zurück, als wüßte diese Schönheit in weichen, seidenglänzenden Gewändern, daß sie Lilienkönigin von Gottes Gnaden sei, während ihre bescheideneren Schwestern ihre grünen Hüllen zaghaft ablegten, bis die ganze Pflanze ein einziger nickender Zweig voller Lieblichkeit und Wohlgeruch war.

Einmal wurde ein rundes Glas mit elf Kaulquappen an ein mit Pflanzen besetztes Fenster gestellt. Ich erinnere mich noch des Eifers, mit dem ich Beobachtungen über sie anstellte. Es machte mir großen Spaß, meine Hand in das Glas zu tauchen, zu fühlen, wie sich die Kaulquappen lustig herumtummelten, und sie zwischen meinen Fingern hin- und herschlüpfen zu lassen. Eines Tages hatte sich ein ehrgeiziger Bursche unter ihnen auf den Rand des Glases gewagt und war auf den Fußboden gefallen, wo ich ihn

allem Anschein nach mehr tot als lebendig fand. Das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war ein leichtes Hin- und Herbewegen des Schwanzes. Kaum war er aber in sein Element zurückgekehrt, als er auch schon auf den Grund tauchte und in lustiger Geschäftigkeit hin- und herschwamm. Er hatte seinen Weg gemacht, hatte die große Welt gesehen und war nun froh, wieder in seinem hübschen Glashaus unter dem großen Fuchsienstock zu sein, bis er die Würde des ausgewachsenen Frosches erreicht hatte. Dann siedelte er wieder in den mit Wasserpflanzen bedeckten Teich am Ende des Gartens zurück, wo er in den Sommernächten seine quarrenden Liebeslieder erschallen ließ.

So lernte ich vom Leben selbst. Anfangs lag nur ein ganz kleines, beschränktes Maß von Fähigkeiten in mir. Meine Lehrerin war es, die sie entfaltete und entwickelte. Als sie kam, atmete alles um mich her Liebe und Freude und gewann eine Fülle von Bedeutung. Seitdem hat sie keine einzige Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne mich auf die in allem waltende Schönheit aufmerksam zu machen, und hat nie aufgehört, durch Wort, Tat und Vorbild dahin zu wirken, daß mein Leben sich genußreich und nützlich gestaltete.

Es war der Geist meiner Lehrerin, ihr warmes Mitempfinden, ihr liebevoller Takt, die mir die ersten Jahre meiner Erziehung so unvergeßlich gemacht haben. Dadurch, daß sie stets den richtigen Augenblick wählte, um mein Wissen durch etwas Neues zu bereichern, wurde der Unterricht für mich so anziehend und leichtfaßlich. Sie erkannte, daß der Geist eines Kindes einem seichten Bache gleicht, der fröhlich in dem steinigen Bett der Erziehung dahinhüpft und tanzt und hier eine Blume, dort einen Strauch, dort ein Lämmerwölkchen widerspiegelt; sie suchte meinen Geist auf den rechten Pfad zu leiten, da sie wohl wußte, daß er wie ein Bach durch Rinnsale und verborgene Quellen genährt werden muß, bis er sich zum tiefen Flusse erweitert, der imstande ist, auf seiner ruhigen Oberfläche schwellende Hügel, die leuchtenden Schatten der Bäume und den blauen Himmel so gut wie das holde Antlitz einer kleinen Blume widerzuspiegeln.

Jeder Lehrer kann ein Kind zu sich ins Klassenzimmer nehmen, aber nicht jeder Lehrer kann es unterrichten. Es wird nicht freudig arbeiten, wenn es nicht das Bewußtsein der Freiheit in sich trägt, mag es tätig sein oder sich ausruhen; es muß das Hochgefühl des Sieges und die Niedergeschlagenheit der Enttäuschung kennen, ehe es mit festem Willen an die ihm unangenehmen Aufgaben herangeht und sich entschließt, sich seinen Weg tapfer und unverdrossen durch die stumpfe Routine der Lehrbücher hindurchzubahnen.

Meine Lehrerin steht mir so nahe, daß ich mich kaum als von ihr getrennt fühle. Wieviel von meiner Freude an allem Schönen mir angeboren ist, wieviel ich ihrem Einfluß verdanke, werde ich nie anzugeben vermögen. Ich fühle, ihr Wesen ist untrennbar von dem meinigen, und sie ist mir auf den Bahnen, die ich wandle, vorausgegangen. Alles Gute an mir ist ihr Werk — es gibt keine Fähigkeit, kein Streben, keine Freude in mir, die sie nicht durch ihre liebevolle Berührung zum Leben erweckt hätte.

Achtes Kapitel

Das erste Weihnachtsfest nach Fräulein Sullivans Ankunft war ein großes Ereignis. Jedes Familienmitglied bereitete Überraschungen für mich vor; was mir aber am meisten Vergnügen machte, war, daß Fräulein Sullivan und ich Überraschungen für alle übrigen vorbereiteten. Das die Geschenke umgebende Geheimnis war meine größte Freude. Meine Bekannten taten alles, was in ihren Kräften stand, um meine Neugier durch Andeutungen und halb buchstabierte Sätze rege zu machen, die sie im spannendsten Augenblick abbrechen zu müssen vorgaben. Fräulein Sullivan und ich unterhielten uns mit einem Ratespiel, das mich im Gebrauch der

Sprache mehr förderte als regelrechte Unterrichtsstunden dies zu tun vermocht hätten. Jeden Abend setzten wir uns um das verglimmende Holzfeuer und beschäftigten uns mit unserem Spiel, das um so aufregender wurde, je näher Weihnachten rückte.

Am Heiligen Abend feierten die Schulkinder von Tuscumbia ihre Bescherung, zu der sie mich einluden. In der Mitte des Schulzimmers stand ein schöner Baum, strahlend und schimmernd im milden Licht der Kerzen und beladen mit seltsamen, wunderbaren Früchten. Es war ein Augenblick der höchsten Glückseligkeit. Ich tanzte und sprang vor Freude um den Baum herum. Als ich erfuhr, es sei ein Geschenk für jedes Kind da, war ich darüber entzückt, und die freundlichen Spender, die die Bescherung veranstalteten, gestatteten mir, die Gaben den Kindern zu überreichen. In der Freude darüber fand ich keine Zeit, meine eigenen Geschenke zu betrachten; als ich aber mit der Verteilung fertig war, überstieg meine Ungeduld nach dem Beginn der wirklichen Bescherung alle Begriffe. Ich wußte, daß die Geschenke, die ich schon erhalten hatte, nicht die waren, wegen derer meine Bekannten mir durch ihre Anspielungen solche Tantalusqualen bereitet hatten, und meine Lehrerin sagte mir, die Geschenke, die ich noch erhalten würde, seien viel schöner, als die, welche ich schon bekommen hätte. Ich war jedoch entschlossen, mich mit den Geschenken von dem Baum zufrieden zu geben, und die übrigen bis morgen in Ruhe zu lassen.

In jener Nacht lag ich, nachdem ich meinen Strumpf aufgehängt hatte, lange Zeit wach, da ich mich gegen den Schlaf wehrte und mich munter halten wollte, um zu sehen, was der St. Niklaus wohl tun würde, wenn er ankäme. Endlich schlief ich aber doch mit einer neuen Puppe und einem Eisbären in den Armen ein. Am nächsten Morgen war ich es, die die Familie mit meinem ersten «Ein fröhliches Weihnachtsfest» aufweckte. Ich fand Überraschungen nicht allein in dem Strumpf, sondern auch auf dem Tisch, auf allen Stühlen, an der Türe, sogar auf dem Fensterbrett; ich konnte in der Tat kaum einen Schritt machen, ohne über ein in Goldpapier gewickeltes Christgeschenk zu stolpern. Als aber meine Lehrerin

mir einen Kanarienvogel schenkte, kannte meine Seligkeit keine Grenzen.

Der kleine Jim war so zahm, daß er auf meinen Finger hüpfte und mir kandierte Kirschen aus der Hand pickte. Fräulein Sullivan lehrte mich, meinen neuen Liebling mit der größten Sorgfalt zu hegen und zu pflegen. Jeden Morgen nach dem Frühstück machte ich ihm sein Bad zurecht, reinigte seinen Käfig, gab ihm frisches Futter, füllte sein Trinknäpfchen mit frischem Brunnenwasser und hängte etwas Vogelmiere an seinen Schaukelring.

Eines Morgens ließ ich den Käfig auf dem Fensterbrett stehen, während ich Jim frisches Wasser für sein Bad holte. Als ich zurückkehrte und die Tür öffnete, fühlte ich, daß eine große Katze zum Zimmer hinaushuschte. Zuerst bemerkte ich noch gar nicht, was sich zugetragen hatte; als ich aber meine Hand in den Käfig steckte und Jim mir nicht entgegenflatterte, um sich mit seinen zierlichen Füßchen auf meinen Finger zu setzen, wußte ich, daß ich meinen lieben, kleinen Sänger nicht wiedersehen würde.

Neuntes Kapitel

Das nächste wichtige Ereignis in meinem Leben war mein Besuch in Boston im Mai 1888. Als ob es erst gestern gewesen wäre, so genau erinnere ich mich der Vorbereitungen, der Abreise mit meiner Lehrerin und meiner Mutter, der Eisenbahnfahrt und endlich der Ankunft in Boston. Wie verschieden war doch die Reise von der, die ich zwei Jahre zuvor nach Baltimore gemacht hatte! Ich war kein ruheloses, reizbares, kleines Geschöpf mehr, das die Aufmerksamkeit sämtlicher Mitreisenden verlangte, um zufrieden zu sein. Ich saß still neben Fräulein Sullivan und achtete mit regem Interesse auf alles, was sie mir von dem mitteilte, was sie aus dem

Wagenfenster sah, den schönen Tennesseestrom, die großen Baumwollplantagen, die Hügel und Wälder und die Scharen lachender Neger auf den Bahnhöfen, die den Reisenden zuwinkten und köstliches Zuckergebäck und Maiskolben im Wagen umhertrugen. Mir gegenüber saß meine große, zerlumpte Puppe Nancy, in einem neuen Baumwollkleid und einem zerknitterten Strohhut und sah mich unverwandt mit ihren Glasaugen an. Bisweilen, wenn ich nicht durch Fräulein Sullivans Schilderungen in Anspruch genommen war, erinnerte ich mich an die Anwesenheit Nancys und nahm sie auf den Arm, aber im allgemeinen beschwichtigte ich mein Gewissen damit, daß ich mir einredete, sie schlafe.

Da ich keine Gelegenheit mehr haben werde, von Nancy zu sprechen, so will ich gleich hier von dem traurigen Schicksal berichten, das sie bald nach unserer Ankunft in Boston erreichte. Sie war ganz mit Schmutz bedeckt, dem Überrest von Schlammkuchen, die zu essen ich sie gezwungen hatte, obwohl sie nie eine besondere Vorliebe für diesen Leckerbissen gezeigt hatte. Die Wäscherin im Perkinsschen Institut nahm sie heimlich mit fort, um sie zu baden. Das war für die arme Nancy zu viel. Als ich sie das nächstemal sah, war sie nur noch ein formloser Watteklumpen, den ich überhaupt nicht wiedererkannt haben würde, wären nicht die beiden Glasaugen gewesen, die mich vorwurfsvoll ansahen.

Kaum waren wir in dem Perkinsschen Blindeninstitut angelangt, als ich auch schon mit den blinden Kindern Freundschaft zu schließen begann. Es freute mich unaussprechlich, zu finden, daß sie das Fingeralphabet verstanden. Wie froh war ich, mich mit anderen Kindern in meiner Sprache unterhalten zu können! Bis dahin war ich wie eine Ausländerin gewesen, die durch Vermittlung eines Dolmetschers spricht. In der Schule, in der Laura Bridgman unterrichtet worden war, befand ich mich in meinem Heimatland. Es kostete mich einige Zeit, ehe ich mir die Tatsache, daß meine neuen Freunde blind waren, in ihrer Tragweite klarmachte. Ich wußte, ich konnte nicht sehen; aber es erschien mir unmöglich, daß all die munteren, liebenswürdigen Kinder, die um mich herumstanden und in meine Fröhlichkeit von Herzen einstimmten, gleichfalls

blind sein sollten. Ich entsinne mich der schmerzlichen Überraschung, die ich empfand, als ich bemerkte, daß sie ihre Finger über die meinen legten, wenn ich mit ihnen sprach, und daß sie in ihren Büchern mit Hilfe der Finger lasen. Obgleich ich mir meines eigenen Verlustes bewußt war, so hatte ich doch in unbestimmter Weise geglaubt, daß, da sie hören konnten, sie eine Art von «zweitem Gesicht» haben müßten, und ich war nicht darauf vorbereitet, zu finden, daß diese Kinder alle derselben köstlichen Gabe wie ich beraubt waren. Aber sie waren so glücklich und zufrieden, daß ich alle Schmerzempfindungen über der Freude vergaß, die mir das Zusammentreffen mit ihnen gewährte.

Als ich einen Tag in der Gesellschaft der blinden Kinder zugebracht hatte, fühlte ich mich in meiner neuen Umgebung völlig daheim und jeder Tag brachte mir eine neue angenehme Erfahrung. Ich konnte mich nicht völlig davon überzeugen, daß es außer Boston noch viel in der Welt gäbe, denn ich betrachtete diese Stadt als den Anfang und das Ende der Schöpfung.

Während unseres Aufenthaltes in Boston besuchten wir Bunker Hill und hier erhielt ich meinen ersten Geschichtsunterricht. Die Geschichte von den tapferen Männern, die auf dem Platze, auf dem wir standen, gekämpft hatten, regte mich gewaltig auf. Ich bestieg das Denkmal, wobei ich die Stufen zählte, und fragte mich verwundert, als es immer höher und höher hinaufstieg, ob die Soldaten diese große Treppe erstiegen und von hier auf den Feind dort unten geschossen hätten.

Am nächsten Tag fuhren wir nach Plymouth. Es war meine erste Seereise und mein erster Ausflug auf einem Dampfer. Wie voll von Leben und Bewegung war das Schiff! Aber das Getöse der Maschine ließ mich glauben, es sei ein Gewitter im Anzug und ich begann zu weinen, weil ich fürchtete, wenn es regnete, könnten wir unser Picknick nicht im Freien abhalten. Ich glaube, der große Felsen, an dem die Pilger gelandet waren*, interessierte mich mehr als alles übrige in Plymouth. Ich konnte ihn berühren und vielleicht war

* «Pilger» oder «Pilgerväter» hießen die 102 Puritaner, die im Jahre 1620 in Plymouth landeten.

das der Grund, weswegen mir die Ankunft der Pilger, ihre Mühsale und ihre Heldentaten so deutlich vor der Seele standen. Ich habe oft ein kleines Modell des Felsens von Plymouth in der Hand gehabt, das mir ein freundlicher Herr in Pilgrim Hall gab, ich habe seine Umrisse, den Spalt in der Mitte und die eingemeißelte Inschrift, «1620», befühlt und in meinem Innern alles überdacht, was ich von der wunderbaren Geschichte der Pilger wußte.

Wie erglühte meine kindliche Phantasie bei dem Gedanken an ihr ruhmvolles Unternehmen! Ich idealisierte sie als die tapfersten und hochherzigsten Männer, die jemals in der Fremde eine Heimat gesucht hatten. Ich glaubte, sie hätten die Freiheit ihrer Mitmenschen ebenso wie die eigene erstrebt, und war peinlich überrascht und arg enttäuscht, als ich einige Jahre später ihre unduldsamen Handlungen kennenlernte, die uns mit Scham erfüllen, selbst wenn wir den Mut und die Tatkraft anerkennen, die uns unser «schönes Land» gegeben haben.

Unter den zahlreichen Freunden, die ich mir in Boston gewann, befanden sich auch Herr William Endicott und seine Tochter. Die Güte, die mir beide erwiesen, war das Saatkorn, aus dem mir viele angenehme Erinnerungen erblüht sind. Eines Tages besuchten wir ihre schöne Villa in Beverly Farms. Ich erinnere mich mit Vergnügen daran, wie ich durch ihren herrlichen Rosengarten schritt, wie ihre Hunde, der mächtige Leo und der kleine, kraushaarige Fritz mit den langen Ohren, sich zu mir gesellten und wie Nimrod, das schnellste aller Pferde, seine Nase in meine Hand steckte, damit ich seinen Hals klopfen und ihm ein Stück Zucker geben sollte. Ebenso erinnere ich mich des Strandes, wo ich zum erstenmal im Sand gespielt habe. Herr Endicott erzählte mir von den großen Schiffen, die von Boston nach Europa absegelten. Ich sah ihn später noch öfter und er ist mir stets ein guter Freund gewesen, und ich dachte an ihn, als ich Boston die «Stadt des gütigen Herzens» nannte.

Zehntes Kapitel

Unmittelbar bevor das Perkinssche Institut seine Tore für den Rest des Sommers schloß, wurde die Verabredung getroffen, daß meine Lehrerin und ich unsere Ferien in Brewster am Kap Cod in der Gesellschaft unserer lieben Freundin, Frau Hopkins, zubringen sollten. Ich war darüber entzückt, denn mein Geist war voll von den zu erwartenden Freuden und den wunderbaren Geschichten, die ich vom Meer gehört hatte.

Meine lebhafteste Erinnerung an jenen Sommer ist der Ozean. Ich hatte stets im Innenland gelebt und niemals Seeluft geatmet; aber ich hatte in einem Buch eine Schilderung des Ozeans gelesen, die mich mit Erstaunen und einem sehnsüchtigen Verlangen erfüllte, die gewaltige See zu befühlen und ihr Toben zu spüren. So schlug mein kleines Herz in heftiger Erregung, als ich sah, daß mein Wunsch doch in Erfüllung gehen sollte.

Kaum aber war ich in mein Badekostüm geschlüpft, als ich auf den warmen Sand hinaussprang und ohne die geringste Furcht in dem kühlen Wasser untertauchte. Ich fühlte, wie die mächtigen Wogen sich abwechselnd hoben und senkten. Die schaukelnde Bewegung des Wassers erfüllte mich mit lebhafter Freude. Mit einem Male aber wich mein Entzücken einem namenlosen Entsetzen; mein Fuß stieß gegen einen Felsen und im nächsten Augenblick ergoß sich ein Strom Wasser über meinen Kopf. Ich streckte die Hände aus, um eine Stütze zu finden, ich griff ins Wasser und faßte nur Tang, den mir die Wellen ins Gesicht schleuderten. Aber alle meine verzweifelten Anstrengungen waren vergeblich. Die Wellen schienen ihr Spiel mit mir zu treiben und warfen mich in ihrem Tosen von einer zur anderen. Es war fürchterlich! Die gute, feste

Erde war mir unter den Füßen weggeglitten und ich schien von allem — von Leben, Luft, Wärme, Liebe — durch dieses unheimliche, mich rings umgebende Element ausgeschlossen zu sein. Endlich jedoch warf mich die See, als sei sie ihres neuen Spielzeuges müde, ans Ufer zurück und im nächsten Augenblick wurde ich von den Armen meiner Lehrerin umschlungen. Oh, dieses wonnige Empfinden bei der langen, langen Umarmung! Sobald ich mich genügend von meinem panischen Schrecken erholt hatte, um ein Wort hervorbringen zu können, fragte ich: «Wer hat denn eigentlich das Salz ins Wasser geschüttet?»

Nachdem ich meine erste Erfahrung mit dem Wasser glücklich hinter mir hatte, bereitete es mir großes Vergnügen, in meinem Badekostüm auf einem mächtigen Felsen zu sitzen und Woge um Woge an den Felsen heranbranden zu fühlen, wobei sie einen Spritzregen von Schaum heraufsandten, der mich völlig durchnäßte. Ich spürte, wie die Kiesel fortgeschwemmt wurden, wenn die Wogen mit ihrer vollen Wucht gegen den Strand anstürmten; das ganze Gestade schien durch ihren furchtbaren Anprall zertrümmert zu werden und die Luft erdröhnte unter ihren Donnerschlägen. Die Brandung schlug zurück, um sich zu einem noch mächtigeren Anlauf zu sammeln, und ich hing an dem Felsen voll gespannter Erwartung, wie in einem Baum gefangen, während ich das Toben und Brüllen des wütenden Meeres fühlte.

Kaum konnte ich mich vom Strand trennen. Der Hauch der reinen, frischen und klaren Seeluft wirkte wie kühles, beruhigendes Denken auf mich, und die Muscheln, die Kiesel, die mit winzigen Lebewesen bedeckten Algen büßten in meinen Augen nicht das geringste ihrer Anziehungskraft ein. Eines Tages lenkte Fräulein Sullivan meine Aufmerksamkeit auf ein seltsames Ding, das sie in dem seichten Wasser gefangen hatte. Es war ein großer Taschenkrebs, der erste, den ich je gesehen hatte. Ich befühlte ihn und fand es sehr seltsam, daß er sein Haus auf dem Rücken mit sich herumtragen sollte. Plötzlich schoß mir der Gedanke durch den Kopf, er könnte einen ganz netten Spielgefährten abgeben; daher ergriff ich ihn mit beiden Händen am Schwanz und trug ihn nach Hause.

Diese Heldentat gefiel mir außerordentlich, besonders weil er sehr schwer war und ich alle meine Kräfte anstrengen mußte, ihn eine halbe Meile weit zu schleppen. Ich ließ Fräulein Sullivan keine Ruhe, bis sie den Krebs in einen Trog in der Nähe des Brunnens geworfen hatte, in dem er nach meiner Überzeugung sicher aufgehoben war. Als ich aber am nächsten Morgen zu dem Trog kam, siehe da, da war er verschwunden! Niemand wußte, wohin er gekommen war und wie er hatte entwischen können. Ich war schmerzlich enttäuscht; nach und nach gelangte ich jedoch zu der Einsicht, daß es nicht freundlich oder weise gehandelt war, dieses arme, stumme Geschöpf seinem Element zu entreißen, und nach einiger Zeit fühlte ich mich in dem Gedanken glücklich, es sei ihm vielleicht gelungen, ins Meer zurückzukehren.

Elftes Kapitel

Im Herbst kehrte ich mit einem Herzen voller freundlicher Erinnerungen in meine südliche Heimat zurück. Sooft ich mir diesen Besuch im Norden ins Gedächtnis zurückrufe, erfüllt er meine Seele immer von neuem mit Bewunderung über die reichen, mannigfaltigen Erfahrungen, die sich mit ihm verbinden. Er scheint mir der Ausgangspunkt meiner ganzen künftigen Entwicklung gewesen zu sein. Die Schätze einer neuen, schönen Welt wurden mir zu Füßen gelegt und bei jedem Ausgang empfing ich erheiternde und belehrende Eindrücke. Ich lebte selbst in allen Dingen mit. Ich saß keinen Augenblick still; mein Leben war so voller Bewegung wie das jener kleinen Insekten, deren ganzes Dasein sich im Lauf eines Tages abspielt. Ich begegnete vielen Menschen, die sich mit mir unterhielten, indem sie die Worte in meine Hand buchstabierten, und in fröhlicher Wechselwirkung stiegen Gedanken auf, um sich

mit Gedanken anderer zu kreuzen, und siehe da! es geschah ein Wunder! Die öden Strecken, die meinen Geist von dem meiner Mitmenschen getrennt hatten, bedeckten sich mit Blüten wie ein Rosenstrauch.

Die Herbstmonate brachte ich mit meiner Familie in unserem Familienlandhaus zu, das auf einem Berg ungefähr vierzehn Meilen von Tuscumbia entfernt lag. Es hieß Fern Quarry, weil sich in seiner Nähe ein jetzt längst aufgegebener Kalkbruch befunden hatte. Drei muntere, hoch oben in den Felsen entspringende Bäche durchströmten den Bruch, hier ruhig fließend, dort in sprudelnden Kaskaden schäumend, wo die Felsen ihnen den Weg zu versperren versuchten. Der Eingang war mit Farnkräutern bedeckt, die die Kalksteinschichten vollständig überwucherten. Der übrige Teil des Berges war dicht bewaldet. Hier wuchsen hohe Eichen und mächtige Tannen mit Stämmen gleich moosigen Säulen, von deren Zweigen Gewinde von Efeu und Misteln herunterhingen, ebenso Persimonbäume, deren Wohlgeruch jeden Winkel des Waldes durchdrang — ein verlockendes, duftendes Etwas, das das Herz fröhlich machte. Stellenweise zogen sich wilde Weinreben von Baum zu Baum und bildeten Lauben, die der Lieblingsaufenthalt von Schmetterlingen und summenden Insekten waren. Es war köstlich, sich am späten Nachmittag unter den grünen Gewölben und in den Irrgängen dieses Waldes zu verlieren und den kühlen, erquickenden Duft einzuatmen, der bei Sonnenuntergang aus der Erde emporstieg.

Unser Landhaus war eine Art Jagdhütte, schön auf dem Gipfel des Berges zwischen Eichen und Fichten gelegen. Die kleinen Zimmer befanden sich zu beiden Seiten einer langen, offenen Halle. Rings um das Haus dehnte sich ein weiter Platz aus, zu dem die Bergwinde alle Wohlgerüche des Waldes herübertrugen. Auf diesem Platz brachten wir den größten Teil des Tages zu — hier arbeiteten, aßen und spielten wir. An der hinteren Tür des Hauses erhob sich ein mächtiger Nußbaum, um den herum Stufen führten, und vorn standen die Bäume so nahe, daß ich sie berühren und es fühlen konnte, wenn der Wind ihre Zweige hin- und herbewegte oder das Laub in den Herbststürmen zu Boden wirbelte.

Wir hatten viel Besuch in Fern Quarry. Abends spielten die Männer am Lagerfeuer Karten und vertrieben sich die Zeit mit Gesprächen und körperlichen Übungen. Sie erzählten Wunderdinge von ihren Jagden auf Hühner, Fische und allerlei Wild — wie viele wilde Truthähne und Enten sie geschossen, was für Forellen sie gefangen und wie sie die schlauesten Füchse und die klügsten Opossums überlistet und die schnellsten Hirsche eingeholt hatten, bis ich der Überzeugung war, daß sicherlich Löwen, Bären und die übrigen reißenden Tiere allesamt diesen verschlagenen Jägern keinen Widerstand leisten könnten. Auf morgen zur Jagd! lautete ihr Gutnachtgruß, wenn sich der Kreis der lustigen Freunde in der Nacht auflöste. Die Männer schliefen in der Halle vor der Haustür und ich konnte das tiefe Atmen der Jäger und der Hunde spüren, wenn sie auf ihren improvisierten Lagern schliefen.

Bei Tagesanbruch wurde ich durch den Geruch von Kaffee, das Klirren von Gewehren und die schweren Tritte der Männer geweckt, die jetzt voll froher Hoffnung auf eine gute Jagd herumgingen. Ebenso konnte ich das Stampfen ihrer Pferde spüren, die unter den Bäumen angebunden waren, wo sie die ganze Nacht gestanden hatten, laut wiehernd und ungeduldig das Loskoppeln erwartend. Endlich stiegen die Herren zu Pferd und «fort trabten», wie es in alten Liedern heißt, «die Rosse, mit klirrendem Zaumzeug, unter Peitschengeknall und Hundegebell», und, «fort trabten die Jäger mit lautem Hussa- und Hallorufen.»

Im Laufe des Vormittags trafen wir die Vorbereitungen für das Jagdessen. Ein Feuer wurde auf dem Boden eines tiefen Loches, das in die Erde gegraben war, angezündet, große Scheite wurden kreuzweise darüber gelegt und die Fleischstücke an diesen aufgehängt oder an Spießen gebraten. Um das Feuer herum kauerten Neger und verscheuchten die Fliegen mit langen Zweigen. Der würzige Duft des Fleisches machte mich hungrig, lange bevor die Tische gedeckt waren.

Hatte das aufregende Treiben seinen Höhepunkt erreicht, so kehrten die Teilnehmer an der Jagd zurück und erschienen in Gruppen von zwei oder drei, die Männer heiß und müde, die Pferde mit

Schaum bedeckt, die abgehetzten Hunde keuchend und niedergeschlagen — und kein Stück Jagdbeute! Jedermann erklärte, er habe wenigstens einen Hirsch gesehen und das Tier sei ihm auch ganz nahe gekommen; so eifrig aber auch die Hunde das Wild verfolgt hatten, so genau die Schützen zielen mochten — beim Abfeuern des Gewehrs war kein Hirsch mehr zu erblicken. Die Jäger hatten ebenso viel Glück gehabt wie der kleine Junge, der erklärte, er habe *beinahe* ein Kaninchen gesehen — denn er habe dessen Spur erblickt. Die Gesellschaft vergaß bald ihre Enttäuschung und wir setzten uns zu Tisch, freilich nicht zum Wildbretschmaus, wohl aber zu einem zahmeren Mahl von geröstetem Kalb- und Schweinefleisch.

Eines Sommers hatte ich mein Pony mit nach Fern Quarry genommen. Ich brachte viele meiner glücklichsten Stunden auf seinem Rücken zu. Gelegentlich, wenn es ganz ungefährlich war, ließ meine Lehrerin die Zügel los und dann ging Pony gemächlich weiter oder machte nach Belieben halt, um Gras abzurupfen oder das Laub der an der Seite des schmalen Weges stehenden Bäume anzunagen.

An den Vormittagen, an denen ich keine Lust hatte auszureiten, machten meine Lehrerin und ich nach dem Frühstück einen Spaziergang in die Wälder und verloren uns gern inmitten der Bäume und Weinranken, ohne einen anderen Weg unter den Füßen zu haben als die von Kühen und Pferden getretenen Pfade. Bisweilen ging ich mit Mildred und meinen kleinen Vettern fort, um Persimonpflaumen zu suchen. Ich aß sie nicht, liebte aber ihren Duft und freute mich, wenn ich sie unter Laub und Gras entdeckte. Auch Nüsse sammelten wir und ich half beim Auskernen der Haselnüsse, sowie beim Zerschlagen der Schalen der Hickory- und Walnüsse — der großen, süßen Walnüsse.

Dem Fuß des Berges entlang lief eine Eisenbahn und die Kinder beobachteten das Vorbeifahren der Züge. Mitunter schreckte uns ein durchdringendes Pfeifen auf, dann erzählte mir Mildred in großer Aufregung, daß sich eine Kuh oder ein Pferd auf die Schienen verirrt habe. In der Entfernung von ungefähr einer Meile befand sich eine Eisenbahnbrücke, die einen tiefen Abgrund überspannte. Es war sehr schwierig, hinüberzugehen; die Balken standen weit

auseinander und waren so schmal, daß man die Empfindung hatte, als ginge man auf Messerschneiden. Ich hatte die Brücke nie benutzt, bis eines Tages Mildred, Fräulein Sullivan und ich uns in den Wäldern verirrt hatten und wir stundenlang umherwanderten, ohne einen Pfad zu finden.

Plötzlich streckte Mildred ihre kleine Hand aus und rief: «Dort ist die Brücke.» Wir hätten noch einen anderen Weg einschlagen können, aber es war spät und die Dunkelheit brach schon herein, und über die Brücke schnitt man eine bedeutende Strecke ab. Ich mußte mit meinen Füßen nach den Schwellen fühlen, aber ich hatte keine Angst und schritt tapfer vorwärts, bis auf einmal aus der Ferne ein schwaches Puff, Puff ertönte.

«Ich sehe den Zug!» rief Mildred, und in den nächsten Minuten würde er uns erreicht haben, wenn wir nicht auf die Kreuzbalken hinuntergeklettert wären, während er über unsere Köpfe wegbrauste. Ich fühlte den heißen Dampf der Lokomotive in meinem Gesicht, und der Rauch und die Asche erstickten uns beinahe. Als der Zug vorüberrollte, schwankte die Brücke so, daß ich glaubte, wir würden in die Schlucht hinunterstürzen. Unter äußersten Schwierigkeiten gelangten wir wieder auf das Geleise. Lange nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir das Haus und fanden es leer; die ganze Familie war ausgezogen, um uns zu suchen!

Zwölftes Kapitel

Nach meinem ersten Besuch in Boston brachte ich fast jeden Winter im Norden zu. Einmal besuchte ich ein Dorf in Neuengland mit seinen zugefrorenen Seen und weiten Schneefeldern. Damals fand ich Gelegenheit, wie ich sie nie vorher gehabt hatte, die Annehmlichkeiten einer Schneelandschaft kennenzulernen.

Ich erinnere mich noch, wie erstaunt ich war, als ich entdeckte, daß eine geheimnisvolle Hand das Laub von Bäumen und Sträuchern gestreift und nur hier und da ein vertrocknetes Blatt zurückgelassen hatte. Die Vögel waren fortgezogen und ihre leeren Nester auf den kahlen Bäumen waren mit Schnee gefüllt. Der Winter lag auf Hügel und Feldern. Die Erde schien unter seiner eisigen Berührung erstarrt zu sein und selbst das Leben der Bäume hatte sich bis in die Wurzeln hinabgeflüchtet und lag, in der Finsternis zusammengekrümmt, in festem Schlaf. Alles Leben schien erstorben zu sein, und selbst wenn die Sonne herauskam, war der Tag

Trüb und kalt,
Als seien ihre Adern saftlos und alt;
Die Sonne erhob sich matt und schwer
Und warf einen müden Blick über Land und Meer.

Das dürre Gras und die Sträucher waren in einen Wald von Eiszapfen verwandelt.

Dann kam ein Tag, an dem die scharfe Luft das Herannahen eines Schneefalles ankündete. Wir eilten ins Freie, um zu fühlen, wie die ersten zarten Flocken niedersanken. Stunde um Stunde schwebten sie schweigend und weich aus ihrer luftigen Höhe zur Erde herab und die Gegend bekam immer mehr das Aussehen einer Ebene. Eine Schneenacht breitete sich über die Welt aus und am Morgen konnte man die Landschaft fast nicht mehr erkennen. Alle Wege waren verweht, keine einzige Landmarke war mehr sichtbar — ringsum eine Schneewüste mit vereinzelten aus ihr hervorragenden Bäumen.

Am Abend erhob sich ein Wind aus Nordost und die Flocken wirbelten in rasendem Tanz durcheinander. Wir saßen um den großen Herd herum, erzählten uns lustige Geschichten und waren ganz vergnügt und heiter; dabei vergaßen wir ganz, daß wir uns inmitten einer trostlosen Einöde befanden, abgeschlossen von jeder Verbindung mit der Außenwelt. Während der Nacht steigerte sich die Gewalt des Sturmes derart, daß er uns mit Furcht erfüllte. Die Dachsparren knarrten und stöhnten, und die Zweige der das Haus umgebenden Bäume ächzten und schlugen gegen die Fenster, während der Sturm über die Landschaft raste.

Am dritten Tag nach Beginn des Unwetters hörte das Schneetreiben auf. Die Sonne brach durch die Wolken und beschien eine weite, wellige Ebene. Hohe Dämme, phantastisch gestaltete Schneehaufen und undurchdringliche Schneewehen zogen sich in allen Richtungen hin.

Es wurden nun schmale Pfade durch die Schneewehen geschaufelt. Ich zog meinen Mantel an, setzte meinen Hut auf und ging hinaus. Die Luft war so scharf, daß meine Wangen wie Feuer brannten. Bald die gebahnten Pfade benutzend, bald unseren Weg allein durch die niederen Wehen bahnend, gelangten wir endlich an eine große Fichte, die am Rand einer breiten Wiese stand. Die Bäume ragten bewegungslos und weiß gleich Figuren aus einem Marmorfries empor. Die Fichtennadeln spendeten heute keinen Duft! Die Strahlen der Sonne fielen auf die Bäume, so daß die Zweige wie Diamanten funkelten und viele von ihnen abbrachen, sobald wir sie berührten. So blendend war das Licht, daß es sogar die Finsternis, die auf meinen Augen lag, durchdrang.

Im Verlauf der Zeit wurden die Schneewehen immer kleiner, aber bevor sie gänzlich verschwunden waren, kam ein anderes Unwetter, so daß ich kaum einmal im Winter die bloße Erde unter meinen Füßen fühlte. Allmählich verloren die Bäume ihre Eishülle und die Binsen und Sträucher traten in ihrer ursprünglichen Form wieder hervor, aber der See lag trotz dem hellen Sonnenschein gefroren und hart da.

Unser Lieblingsvergnügen in diesem Winter war Schlitteln. Stellenweise erhebt sich das Ufer des Sees steil über den Wasserspiegel. Diese jähen Abhänge benützten wir zu unseren Abfahrten. Wir setzten uns auf unsere Handschlitten, ein Knabe versetzte uns einen Stoß und fort flogen wir! Wir durchschnitten Schneewehen, flogen über Vertiefungen hinweg, sausten auf den See hinaus und schossen über dessen schimmernde Oberfläche hin bis zum anderen Ufer. Was für ein Jubel! Welch erfrischende Tollheit! Für einen wilden, seligen Augenblick zerbrachen wir die Kette, die uns an die Erde schmiedet. Wir reichten den Winden die Hand und fühlten uns göttergleich!

Dreizehntes Kapitel

Im Frühjahr 1890 lernte ich sprechen. Ich hatte stets ein starkes Verlangen in mir gefühlt, hörbare Laute hervorzubringen. Ich pflegte Töne auszustoßen, wobei ich eine Hand an den Kehlkopf legte, während die andere den Bewegungen der Lippen folgte. Ich freute mich über alles, was ein Geräusch machte, und liebte es, zu fühlen, wie die Katze schnurrte und der Hund bellte. Ebenso legte ich mit Vorliebe die Hand an den Kehlkopf eines Sängers oder auf ein Klavier, wenn es gespielt wurde. Ehe ich Gesicht und Gehör verlor, hatte ich bereits sprechen gelernt, aber nach meiner Krankheit hörte ich damit auf, weil ich nicht mehr hören konnte. Ich pflegte den ganzen Tag auf dem Schoß meiner Mutter zu sitzen und meine Hände an ihr Gesicht zu halten, weil es mir Vergnügen machte, die Bewegungen ihrer Lippen zu fühlen, und auch ich bewegte meine Lippen, obgleich ich vergessen hatte, was Sprechen war. Meine Bekannten behaupteten, daß ich auf natürliche Art lachte und weinte, und eine Zeitlang brachte ich allerlei Töne und Wortbestandteile hervor, nicht weil sie ein Verständigungsmittel bildeten, sondern weil ich die gebieterische Notwendigkeit in mir fühlte, meine Stimmorgane zu üben. Es gab jedoch ein Wort, an dessen Bedeutung ich mich immer noch erinnerte, nämlich «water» (Wasser). Ich sprach es wa-wa aus. Selbst dieses wurde mit der Zeit immer unverständlicher, bis zu der Zeit, als Fräulein Sullivan mich zu unterrichten begann. Ich hörte erst auf, es zu gebrauchen, als ich gelernt hatte, das Wort mit meinen Fingern zu buchstabieren.

Ich hatte längst erkannt, daß meine Umgebung sich anderer Verständigungsmittel bediente als ich, und schon ehe ich erfuhr,

daß ein taubstummes Kind sprechen lernen kann, war ich mir meiner Unzufriedenheit mit den Verständigungsmitteln, über die ich bereits verfügte, bewußt. Wer gänzlich auf das Fingeralphabet angewiesen ist, trägt stets eine Empfindung mit sich herum, als werde er durch etwas eingeengt. Diese Empfindung begann mich mit einem beunruhigenden, vorwärts treibenden Bewußtsein eines Mangels, der beseitigt werden müsse, zu erfüllen. Meine Gedanken wollten sich oft aufschwingen und wie die Vögel gegen den Wind ankämpfen und ich übte meine Lippen und meine Stimme beharrlich weiter. Freunde suchten mich von diesen Bemühungen abzubringen, weil sie fürchteten, sie würden nur zu einer Enttäuschung führen. Aber ich blieb beharrlich dabei und bald trat etwas ein, das schließlich zur Beseitigung dieses für unüberwindlich geltenden Hindernisses führen sollte — ich erfuhr die Geschichte von Ragnhild Kaata.

Im Jahre 1890 kam Frau Lamson, eine von Laura Bridgmans Lehrerinnen, die soeben von einer Reise nach Schweden und Norwegen zurückgekehrt war, zu mir, um mich zu besuchen. Sie erzählte mir von Ragnhild Kaata, einem taubstummen und blinden Kind in Norwegen, das tatsächlich sprechen gelernt hatte. Frau Lamson hatte kaum ihre Erzählung von dem Erfolg dieses Mädchens beendet, als ich Feuer und Flamme war. Auch ich faßte den Entschluß, sprechen zu lernen. Ich wollte mich nicht zufrieden geben, bis mich meine Lehrerin zu Fräulein Sarah Fuller, der Leiterin der Horace Mann-Schule, mitnahm, um diese zu bitten, ihr mit Rat und Tat beizustehen. Diese liebenswürdige, sanfte Dame erbot sich dazu, mich selbst zu unterrichten, und wir begannen am 26. März 1890.

Fräulein Fullers Methode war die folgende: sie legte meine Hand leicht über ihr Gesicht und ließ mich die Stellung ihrer Zunge und ihrer Lippen fühlen, wenn sie einen Ton hervorbrachte. Ich war voll Eifer, ihr jede Bewegung nachzumachen, und binnen einer Stunde hatte ich sechs Elemente der Sprache erlernt: m, p, a, s, t, i. Fräulein Fuller erteilte mir im ganzen elf Unterrichtsstunden. Ich werde nie das Erstaunen und die Freude vergessen, die mich erfüllten, als ich meinen ersten zusammenhängenden Satz aussprach:

It is warm (es ist warm). Es waren ja nur abgerissene und gestammelte Silben, aber es war menschliche Sprache. Meine Seele, die sich einer neuen Kraft bewußt geworden war, war von der Knechtschaft erlöst und fand durch diese abgerissenen Sprachsymbole den Zugang zu aller Erkenntnis und allem Glauben.

Kein taubstummes Kind, das je versucht hat, die Worte auszusprechen, die es nie gehört hat — um aus dem Kerker des Schweigens herauszukommen, in dem kein Ton der Liebe, kein Vogelsang, keine Musik je die Stille unterbricht — kann den Schauer des Erstaunens, die Freude der Entdeckung vergessen, die es übermannten, als es sein erstes Wort aussprach. Nur jemand, der in ähnlicher Lage gewesen ist, kann den Eifer ermessen, mit dem ich zu meinen Spielzeugen, zu Steinen, Bäumen, Vögeln und stummen Tieren sprach, oder das Entzücken nachfühlen, das ich empfand, wenn Mildred auf meinen Ruf zu mir eilte oder mein Hund meinem Befehl gehorchte. Es bildete einen unsäglichen Gewinn für mich, in hallenden Worten sprechen zu können, die keiner Übertragung bedürfen. Als ich sprach, schwangen sich aus meinen Worten glückliche Gedanken empor, die sich vielleicht vergeblich bemüht hätten, sich aus meinen Fingern herauszuarbeiten.

Aber man darf nicht glauben, daß ich in dieser kurzen Zeit wirklich sprechen gelernt hätte. Ich hatte nur die Elemente der Sprache erlernt; Fräulein Fuller und Fräulein Sullivan konnten mich verstehen, aber die meisten Leute hätten von hundert Wörtern nicht ein einziges verstanden. Auch ist es nicht wahr, daß ich nach Erlernung dieser Elemente alles übrige aus eigener Kraft erreichte. Ohne Fräulein Sullivans Genialität, ohne ihre unermüdliche Ausdauer und Hingebung hätte ich mich der natürlichen Sprache nie so weit nähern können, wie ich es in Wahrheit getan habe. Vor allen Dingen mühte ich mich Tag und Nacht ab, ehe ich mich selbst meinen nächsten Freunden verständlich machen konnte, dann aber bedurfte ich ständig Fräulein Sullivans Hilfe bei meinen Bemühungen, jeden Laut deutlich zu artikulieren und alle Laute auf die mannigfaltigste Weise zu verbinden. Noch jetzt lenkt sie täglich meine Aufmerksamkeit auf die fehlerhafte Aussprache einzelner

Wörter. Jeder Taubstummenlehrer weiß, was dies bedeutet, und nur ein solcher kann überhaupt die Schwierigkeiten würdigen, mit denen ich zu kämpfen hatte. Beim Ablesen von den Lippen meiner Lehrerin war ich gänzlich von meinen Fingern abhängig; ich hatte mich des Tastsinns bei der Wahrnehmung der Schwingungen des Kehlkopfes, der Bewegungen des Mundes und des Gesichtsausdruckes zu bedienen, und oft täuschte sich dieser Sinn. In solchen Fällen war ich genötigt, die Wörter oder Sätze oft stundenlang zu wiederholen, bis ich den entsprechenden Klang in meiner eigenen Stimme fühlte. Meine Arbeit bestand in Übung, Übung, Übung. Entmutigung und Ermüdung bedrückten mich oft, aber im nächsten Augenblick spornte mich der Gedanke, daß ich bald zu Hause bei meinen Lieben sein und ihnen zeigen würde, was ich erreicht hatte, von neuem an, und ich stellte mir stets ihre Freude bei dem Gelingen meiner Bemühungen vor Augen.

«Meine kleine Schwester wird mich jetzt verstehen können», war mein Gedanke, der stärker war als alle Hindernisse. Ich pflegte voller Begeisterung zu wiederholen: «Ich bin jetzt nicht mehr stumm.» Ich konnte nicht verzweifeln, weil ich mir die Freude, zu meiner Mutter zu sprechen und ihr die Antworten an den Lippen ablesen zu können, mit den glänzendsten Farben ausmalte. Es überraschte mich zu finden, wie viel leichter es ist zu sprechen, als mit den Fingern zu buchstabieren, und ich schaltete meinerseits das Fingeralphabet als Verständigungsmittel aus; doch bedienten sich Fräulein Sullivan und ein paar Freunde noch seiner in der Unterhaltung mit mir, denn es ist bequemer und rascher als das Ablesen von den Lippen.

Es ist hier vielleicht der geeignete Ort, etwas über den Gebrauch des Fingeralphabets zu sagen, das manche, die es nicht kennen, zu befremden scheint. Wer mittelst seiner Hand mir vorliest oder mit mir spricht, bedient sich in der Regel des von den Taubstummen gebrauchten einhändigen Fingeralphabets. Ich lege meine Hand so leicht auf die Hand des Sprechenden, daß keine ihrer Bewegungen gehemmt wird. Ich fühle ebensowenig jeden Buchstaben, wie andere jeden Buchstaben für sich sehen, wenn sie lesen. Beständige

Übung macht die Finger äußerst biegsam und einige meiner Freunde buchstabieren so rasch, beinahe so rasch wie jemand auf der Schreibmaschine schreibt. Das bloße Buchstabieren ist selbstverständlich in nicht höherem Maß eine bewußte Handlung, als das Schreiben.

Als ich mir das Sprechen angeeignet hatte, konnte ich es kaum erwarten, nach Hause zu kommen. Endlich nahte der glückliche Augenblick. Während der Rückreise hatte ich fortwährend mit Fräulein Sullivan gesprochen, nicht um zu sprechen, sondern um mich bis zur letzten Minute zu vervollkommnen. Fast ehe ich es ahnte, hielt der Zug auf dem Bahnhof in Tuscumbia und auf dem Bahnsteig stand die ganze Familie. Meine Augen füllen sich noch jetzt mit Tränen, wenn ich daran denke, wie mich meine Mutter sprachlos und zitternd vor Freude an ihr Herz drückte und auf jede Silbe, die ich sprach, atemlos lauschte, während die kleine Mildred meine freie Hand ergriff, sie küßte und umhertanzte und mein Vater seinen Stolz und seine Liebe durch tiefes Schweigen bekundete. Es war, als sei Jesaias Prophezeiung an mir in Erfüllung gegangen: Die Berge und die Hügel werden vor Dir Lieder anstimmen und alle Bäume des Feldes werden vor Freude in ihre Hände klatschen.

Vierzehntes Kapitel

Den Sommer und Winter 1893/94 verlebte ich bei den Meinigen in Alabama. Ich erinnere mich mit Entzücken an jene Heimreise. Alles sproßte und blühte. Ich war glücklich.

Als der Boden sich mit den goldenen und purpurnen Blättern des Herbstes bedeckte und die würzig duftenden Trauben, die die Laube am anderen Ende des Gartens bedeckten, unter dem Einfluß

der Sonnenwärme eine goldigbraune Färbung annahmen, begann ich eine Skizze über mein Leben abzufassen, die dann in «The Youth's Companion» abgedruckt wurde. Ich war damals zwölf Jahre alt.

Die Hauptereignisse des Jahres 1893 waren meine Reise nach Washington zur Amtseinführung des Präsidenten Cleveland und mein Besuch des Niagarafalles und der Weltausstellung in Chikago. Unter diesen Umständen wurden meine Studien fortwährend unterbrochen und oft viele Wochen vollständig vernachlässigt, so daß es mir unmöglich ist, einen zusammenhängenden Bericht von ihnen zu geben.

Zum Niagarafall reisten wir im Jahre 1893. Es läßt sich schwer in Worte fassen, was ich empfand, als ich auf der die amerikanischen Fälle überragenden Platte stand und die Luft erzittern und die Erde erbeben fühlte.

Es scheint vielen seltsam, daß ich einen Eindruck von den Wundern und Schönheiten des Niagarafalls bekommen haben soll. Sie fragen mich stets: «Was ist diese Schönheit und diese Musik für Sie?» — Es hat im allerbuchstäblichsten Sinn die höchste Bedeutung für mich. Ich kann seine Bedeutung ebensowenig ergründen oder definieren, wie ich die Liebe, die Religion oder die Güte ergründen oder definieren kann.

Im Sommer 1893 besuchten wir in Begleitung Dr. Alexander Graham Bells die Weltausstellung in Chikago. Ich erinnere mich noch heute mit durch keinen Mißklang gestörter Freude jener Tage, an denen tausend kindliche Wünsche zu schöner Wirklichkeit erwachten. Jeden Tag machte ich eine Reise um die Welt und sah unzählige Wunderwerke aus den entlegensten Teilen der Erde — staunenswerte Erfindungen, Schätze der Industrie, der Geschicklichkeit und aller Tätigkeit des menschlichen Lebens — tatsächlich unter meinen Fingerspitzen vorübergleiten.

Mit Vorliebe besuchte ich die Schaustellung an dem großen Mittelweg. Hier schienen sich die Märchen aus «Tausendundeiner Nacht» verkörpert zu haben, so voll von Neuem und Interessantem war alles. Hier befand sich das Indien meiner Bücher in dem zier-

lichen Basar mit seinen Schiwas und seinen Elefantengöttern wieder; hier war das Land der Pyramiden in ein Modell von Kairo mit seinen Moscheen und langen Prozessionen von Kamelen zusammengedrängt; dort drüben lagen die Lagunen von Venedig, auf denen wir jeden Abend in einer Gondel umherfuhren, wenn die Ausstellungsgebäude und die Springbrunnen illuminiert waren. Auch an Bord eines Wikingerschiffes ging ich, das in kurzer Entfernung von der kleinen Werft vor Anker lag. Ich war schon vorher, in Boston, auf einem Kriegsschiff gewesen und es war mir interessant, auf diesem Wikingerschiff zu sehen, wie der Seemann einst alles in allem war — wie er dahinsegelte und Sturm und Windstille mit demselben unverzagten Herzen aufnahm, wie er Jagd auf jedermann machte, wie er mit seinem Verstand und seinen Muskeln arbeitete, selbstbewußt, sich selbst genügend, anstatt sich durch intelligenzlose Maschinen in den Hintergrund drängen zu lassen, wie es heutzutage mit unseren Blaujacken der Fall ist. So ist es stets — «Der Mensch ist nur dem Menschen interessant.»

Nicht weit von diesem Schiff entfernt lag ein Modell der «Santa Maria», das ich ebenfalls untersuchte. Der Kapitän zeigte mir Kolumbus' Kajüte und sein Pult mit einem Stundenglas darauf. Dieses kleine Instrument machte mir tiefen Eindruck, weil es mich daran erinnerte, wie schwer es dem kühnen Seefahrer ums Herz gewesen sein mußte, als er den Sand Korn um Korn herunterrinnen sah, während die verzweifelte Schiffsbesatzung einen Anschlag gegen sein Leben plante.

Der Präsident der Weltausstellung gestattete mir gütigst, die ausgestellten Gegenstände zu berühren, und mit ebenso unersättlicher Gier, wie sie Pizarro empfunden haben muß, als er von den Schätzen Perus Besitz ergriff, nahm ich die Herrlichkeiten der Ausstellung in die Hand. Diese weiße Stadt des Westens bildete eine Art von fühlbarem Kaleidoskop. Alles fesselte mich, namentlich aber die französischen Bronzen. Sie waren so lebensvoll, daß ich glaubte, es seien himmlische Visionen, die der Künstler aufgefangen und in irdische Formen gebannt hatte.

Auf der Ausstellung des Kaplands lernte ich viel über die Art und

Weise, in der nach Diamanten gegraben wird. Wo es mir irgend möglich war, berührte ich die Maschine, während sie im Gang war, um eine klare Vorstellung von dem Abwägen, Schneiden und Schleifen der Steine zu bekommen. Ich suchte in der Wäscherei nach einem Diamanten und fand ihn auch wirklich — den einzigen echten Diamanten, heißt es, der damals in den Vereinigten Staaten gefunden worden ist.

Dr. Bell begleitete uns überall hin und beschrieb mir in seiner anziehenden Weise die Gegenstände, die das größte Interesse darboten. In der elektrischen Ausstellung untersuchten wir die Telephone, Autophone, Phonographen und andere Erfindungen und er erklärte mir, wie es möglich sei, eine Botschaft auf Drähten in die weite Welt zu senden, die des Raumes spottet und der Zeit vorauseilt, und, wie es Prometheus tat, Feuer vom Himmel herabzuholen. Ebenso besuchten wir die anthropologische Ausstellung, wo mich am meisten die mexikanischen Altertümer interessierten, die rohen Steinarbeiten, die so oft die einzige Erinnerung an ein Zeitalter bilden, die einfachen Denkmäler ungebildeter Naturkinder (wie ich glaubte, als ich sie betastete), die bestimmt scheinen, die dereinst zu Staub zerfallenen Schriften von Königen und Weisen zu überdauern. Ebenso fesselten die ägyptischen Mumien meine Aufmerksamkeit, vor deren Berührung ich jedoch zurückschreckte. Von diesen Altertümern habe ich mehr über den Fortschritt der Menschheit gelernt, als ich bis dahin je gehört und gelesen hatte.

Alle diese Erfahrungen bereicherten meinen Wortschatz mit einer großen Menge neuer Ausdrücke und in den drei Wochen, die ich dem Besuch der Ausstellung widmete, machte ich einen gewaltigen Fortschritt, von meinem kindlichen Interesse an Märchen und Spielzeug hin zu der richtigen Wertschätzung der realen und ernst arbeitenden Welt.

Fünfzehntes Kapitel

Vor dem Oktober 1893 betrieb ich meine Studien in verschiedenen Fächern mehr oder weniger sprunghaft. Ich las Werke über griechische, römische und amerikanische Geschichte. Ich besaß eine französische Grammatik in Blindendruck, und da ich schon etwas Französisch verstand, machte ich oft kurze Übersetzungen im Kopf, in denen ich die neuen Wörter anwandte, wie sie mir gerade in den Sinn kamen, ohne mich im geringsten um Regeln und sonstige Vorschriften zu kümmern. Ich suchte sogar die französische Aussprache ohne Hilfe zu erlernen, da ich alle Buchstaben und Laute in dem Buch erklärt fand. Natürlich war das beinahe verlorene Liebesmühe; aber ich hatte dann wenigstens an regnerischen Tagen etwas zu tun, und ich erwarb mir genügende Kenntnisse im Französischen, um mit Genuß La Fontaines «Fabeln», Molières «Le médecin malgré lui» und Stellen aus Racines «Athalie» lesen zu können.

Beträchtliche Zeit widmete ich auch der Vervollkommnung meiner Sprache. Ich las Fräulein Sullivan laut vor und rezitierte auswendig gelernte Stellen aus meinen Lieblingsdichtern, wobei sie meine Aussprache verbesserte und auf richtige Betonung und Modulation achtete. Doch erst im Oktober, als ich mich von den Strapazen und den Aufregungen meines Besuches der Weltausstellung erholt hatte, begann ich zu bestimmten Stunden Unterricht in einzelnen Fächern zu nehmen.

Fräulein Sullivan und ich waren zu jener Zeit in Hulton in Pennsylvanien auf Besuch, bei Herrn William Wade und seiner Familie. Ein in der Nähe wohnender Herr Irons war ein tüchtiger Lateiner, und es wurde abgemacht, daß ich bei ihm Unterricht haben sollte.

Ich erinnere mich seiner als eines Mannes von seltener Milde und weitem Blick. Hauptsächlich unterrichtete er mich in lateinischer Grammatik; oft half er mir auch beim Rechnen, das ich ebenso mühsam wie langweilig fand. Auch Tennysons «In Memoriam» las Herr Irons mit mir. Ich hatte schon viele Bücher gelesen, aber niemals von einem kritischen Standpunkt aus. Jetzt lernte ich zum ersten Mal einen Schriftsteller wirklich verstehen, ich lernte einen Stil kennen, wie man den Handschlag eines Freundes kennt.

Anfangs ging ich mit ziemlichem Widerstreben an das Studium der lateinischen Grammatik. Es schien mir widersinnig, mit der Zergliederung jedes vorkommenden Wortes Zeit zu vergeuden — Nomen, Genitiv, Singular, Femininum — wenn seine Bedeutung klar auf der Hand lag. Nach meiner Auffassung war dies genau so, als hätte ich mein Kätzchen folgendermaßen beschreiben müssen, um es zu erkennen: Ordnung: Wirbeltiere; Abteilung: Vierfüßer; Klasse: Säugetiere; Gattung: Katzentiere; Art: Katze; Individuum: Tabby. Als ich aber tiefer in den Gegenstand eindrang, bekam ich mehr Interesse daran und die Schönheit der Sprache entzückte mich. Ich machte mir oft das Vergnügen, Stellen in lateinischen Werken zu lesen, indem ich mir die Wörter aussuchte, die ich verstand, und mich bemühte, den Sinn herauszubringen. Ich habe nie aufgehört, mich an diesem Zeitvertreib zu ergötzen.

Es gibt meiner Meinung nach nichts Schöneres als die verschwimmenden, fließenden Bilder und Gedanken — Vorstellungen, die gleich Wolken am Himmel, in phantastischer Gestalt und Färbung am Geist vorüberschweben, vermittelt durch eine Sprache, in die man soeben begonnen hat einzudringen. Fräulein Sullivan saß bei den Lektionen neben mir, buchstabierte mir in die Hand, was Herr Irons sagte, und achtete auf die Wörter, die mir neu waren. Ich begann gerade Cäsars «Gallischen Krieg» zu lesen, als ich nach Alabama zurückkehrte.

Sechzehntes Kapitel

Im Sommer 1894 wohnte ich den in Chautauqua stattfindenden Verhandlungen der Amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Unterweisung der Taubstummen im Sprechen bei. Es war vereinbart worden, daß ich die Wright-Humason-Schule für Taubstumme in New York besuchen sollte. Diese Schule war namentlich zum Zwecke meiner gründlichen Ausbildung im Sprechen und Ablesen von den Lippen gewählt worden. Außer diesen beiden Fertigkeiten studierte ich in den zwei Jahren, in denen ich die Schule besuchte, Arithmetik, physikalische Geographie, Französisch und Deutsch.

Fräulein Reamy, meine deutsche Lehrerin, verstand das Fingeralphabet, und nachdem ich mir einen kleinen Wortschatz angeeignet hatte, sprachen wir Deutsch miteinander, sooft sich eine Gelegenheit dazu bot, und in wenigen Monaten konnte ich beinahe alles verstehen, was sie sagte. Vor Schluß des ersten Jahres las ich «Wilhelm Tell» mit dem größten Genuß. In der Tat glaube ich, daß ich im Deutschen größere Fortschritte gemacht habe als sonst in einem Fach. Französisch fand ich schwieriger. Ich lernte es bei Frau Olivier, einer Französin, die das Fingeralphabet nicht kannte und die daher ihren Unterricht mündlich erteilen mußte. Ich konnte noch nicht geläufig von ihren Lippen ablesen und meine Fortschritte waren infolgedessen bedeutend langsamer als im Deutschen. Ich versuchte jedoch abermals Molières «Le médecin malgré lui» zu lesen. Das Stück war sehr lustig; es gefiel mir aber nicht annähernd so gut wie «Wilhelm Tell».

Meine Fortschritte im Ablesen von den Lippen und im Sprechen waren nicht so groß, wie meine Lehrerin und ich erwartet hatten.

Mein Ehrgeiz ging dahin, so zu sprechen wie andere Menschen, und meine Lehrer hielten das für durchführbar; allein trotz aller angestrengten und gewissenhaften Arbeit erreichten wir unser Ziel nicht ganz. Ich glaube, wir hatten es zu hoch gesteckt und eine Enttäuschung war daher unvermeidlich.

Die Arithmetik betrachtete ich noch als ein System von Fallgruben. Ich hielt mich auf der gefährlichen Grenze des Erratens und vermied das breite Tal des Denkens, was meinen Lehrern und mir selbst unaufhörlichen Verdruß bereitete. Wenn ich mich aufs Raten legte, so machte ich Sprünge in meinen Schlußfolgerungen, und dieser Fehler in Verbindung mit meinen körperlichen Gebrechen erhöhte die Schwierigkeiten mehr, als es notwendig und in der Ordnung gewesen wäre.

Obgleich aber diese Enttäuschungen mich zuweilen recht niederdrückten, setzte ich doch meine anderen Studien mit unermüdlicher Ausdauer fort, namentlich das Studium der physikalischen Geographie. Es gewährte mir hohe Freude, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, zu lernen, wie — um in der bilderreichen Sprache des Alten Testaments zu reden — die Winde von den vier Ecken des Himmels her blasen, wie die Dünste von den Enden der Erde aufsteigen, wie die Flußläufe zwischen den Felsen ausgeschnitten sind und Berge niederstürzen, und auf welche Weise der Mensch viele Kräfte überwinden kann, die stärker sind als er selbst. Ich verlebte zwei glückliche Jahre in New York, und noch jetzt blicke ich mit aufrichtiger Genugtuung auf sie zurück.

Namentlich erinnere ich mich der Spaziergänge, die wir alle zusammen jeden Tag in den Zentralpark unternahmen, den einzigen Teil der Stadt, in dem ich mich heimisch fühlte. Mein Entzücken über diesen großen Park blieb immer das gleiche. Ich hätte gewünscht, ihn jedesmal schildern zu können, wenn ich ihn betrat, denn er war in jeder Hinsicht schön und seine Reize waren so mannigfaltiger Art, daß er an jedem Tag in den vielen Monaten, die ich in New York verbrachte, neue Schönheiten enthüllte.

Die Lehrer an der Wright-Humason-Schule waren stets darauf bedacht, ihren Zöglingen alle Annehmlichkeiten zu verschaffen,

deren sich diejenigen, die hören können, erfreuen, die wenigen Anlagen und passiven Erinnerungen, die in ihnen schlummern, soviel wie möglich zu wecken und sie aus den beengten Verhältnissen, in die sie die Ungunst des Schicksals versetzt hat, zu befreien.

Bevor ich New York verließ, wurden diese heiteren Tage durch den größten Schmerz verdunkelt, den ich je seit dem Tode meines Vaters erlebte. Im Februar 1896 starb Herr John Spaulding in Boston. Nur diejenigen, die ihm am nächsten standen, können ermessen, was seine Freundschaft für mich bedeutete. Er, der jedermann in zartfühlender, unaufdringlicher Weise beglückte, war gegen Fräulein Sullivan und mich äußerst gütig und liebevoll gewesen. Solange wir seine Augen auf uns gerichtet sahen und wußten, daß er den regsten Anteil an dem Gelingen unseres Werkes nahm, das mit so vielen Schwierigkeiten umgeben war, solange konnten wir nicht verzagen. Sein Hinscheiden ließ eine Lücke in unserem Dasein zurück, die nie ausgefüllt worden ist.

Siebzehntes Kapitel

Im Oktober 1896 trat ich in das Mädchengymnasium in Cambridge ein, um mich für das Radcliffe College vorbereiten zu lassen.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, besuchte ich einmal Wellesley und überraschte meine Freundinnen mit der Ankündigung: Später gehe ich auf die Universität, aber auf die Harvarduniversität. — Auf die Frage, warum ich nicht nach Wellesley gehen wollte, antwortete ich, dort studierten nur Mädchen. Der Gedanke, die Universität zu besuchen, schlug in meinem Herzen Wurzel und wurde zum ernstlichen Verlangen, mit sehenden und hörenden Mädchen in den Wettbewerb um einen akademischen Grad einzutreten, trotz dem entschiedensten Widerspruch von seiten vieler

aufrichtiger und verständiger Freunde. Als ich New York verließ, war dieser Gedanke zur feststehenden Absicht geworden und es wurde in der Familie beschlossen, daß ich nach Cambridge gehen sollte. Dies war ein Schritt, der mich der Harvarduniversität und der Erfüllung meiner kindlichen Erklärung nahebringen sollte.

Auf dem Gymnasium in Cambridge sollte Fräulein Sullivan die Unterrichtsstunden mit mir besuchen, um mir die Vorträge durch das Fingeralphabet zu vermitteln.

Natürlich hatten meine Lehrer nur Erfahrung im Unterricht normaler Zöglinge, und mein einziges Verständigungsmittel bildete das Ablesen von den Lippen. Meine Studien erstreckten sich im ersten Jahr auf englische Geschichte, englische Literatur, Deutsch, Latein, Arithmetik, lateinischen Aufsatz und gelegentliche Übersetzungen. Bis dahin hatte ich nie einen wissenschaftlichen Kursus in der Absicht, mich für die Universität vorzubereiten, mitgemacht, aber ich war in Englisch durch Fräulein Sullivan gut eingeübt worden und meine Lehrer sahen bald, daß ich in diesem Fach außer einem kritischen Studium der vom College vorgeschriebenen Literatur keiner weiteren Unterweisung bedürfe. Außerdem hatte ich gute Fortschritte in Französisch gemacht und sechs Monate lateinischen Unterricht erhalten; das Fach aber, in dem ich am bewandertsten war, war Deutsch.

Trotz diesen Vorteilen gab es doch andererseits ernstliche Hindernisse, die meinen Fortschritt verlangsamten. Fräulein Sullivan konnte mir nicht alles, was die Bücher verlangten, in die Hand buchstabieren, und es dauerte sehr lang, bis meine Lehrbücher in Hochdruck hergestellt waren, obgleich meine Freunde in London und Philadelphia es sich angelegen sein ließen, die Arbeit zu beschleunigen. Eine Zeitlang mußte ich in der Tat meine lateinischen Aufgaben in Brailleschrift übertragen, wenn ich mit den übrigen Mädchen Schritt halten wollte. Meine Lehrer wurden mit meiner unvollkommenen Sprache bald genügend vertraut, um meine Fragen rasch zu beantworten und Fehler zu verbessern. In den Stunden konnte ich keine Aufzeichnungen machen und mich auch nicht an den schriftlichen Aufgaben beteiligen; aber ich schrieb alle

meine Aufsätze und Übersetzngen zu Hause mit der Schreibmaschine nieder.

Jeden Tag begleitete mich Fräulein Sullivan in die Klassenräume und buchstabierte mir mit nimmermüder Geduld alles, was die Lehrer sagten, in die Hand. In den Arbeitsstunden hatte sie auf alle Wörter zu achten, die mir noch unbekannt waren, und Notizbücher und Bücher, die ich nicht in Hochdruck besaß, zu lesen und immer wieder zu lesen. Das Lästige einer solchen Arbeit ist nicht schwer zu begreifen. Frau Gröte, meine deutsche Lehrerin, und Herr Gilman, der Direktor der Anstalt, waren die einzigen Lehrer am Gymnasium, die das Fingeralphabet erlernt hatten, um mich direkt unterrichten zu können. Niemand wußte besser als die liebe Frau Gröte selbst, wie langsam und mangelhaft ihr Buchstabieren war. Nichtsdestoweniger buchstabierte sie mir in ihrer Herzensgüte mühsam ihre Unterweisungen zweimal wöchentlich in besonderen Unterrichtsstunden her, um Fräulein Sullivan ein wenig Ruhe zu verschaffen. Obgleich aber jedermann freundlich und gefällig gegen uns war, so gab es doch nur *eine* Hand, die die Plage in Genuß verwandeln konnte.

In jenem Jahr absolvierte ich Arithmetik, repetierte die lateinische Grammatik und las drei Kapitel aus Cäsars «Gallischem Krieg». Im Deutschen las ich, teils mit Hilfe meiner Finger, teils unter Fräulein Sullivans Beistand, Schillers «Lied von der Glocke» und den «Taucher», Heines «Harzreise», «Aus dem Staat Friedrichs des Großen» von Freytag, Riehls «Fluch der Schönheit», Lessings «Minna von Barnhelm» und Abschnitte aus Goethes «Dichtung und Wahrheit». Ich fand den größten Genuß an diesen deutschen Büchern, namentlich an Schillers wundervoller Lyrik, an der Erzählung von Friedrichs des Großen Heldentaten und an Goethes Selbstbiographie. Es tat mir leid, als ich mit der «Harzreise» fertig war, einem Werk, das soviel glücklichen Witz und soviel reizvolle Schilderungen von Rebenhügeln, murmelnden, im Sonnenschein dahineilenden Bächen und wilden Gebirgsgegenden, dem Schauplatz alter Sagen und Legenden, den grauen Zeugen einer lange verschwundenen, phantasiebegabten Zeit enthält,

Schilderungen, wie sie nur denen gelingen, für die die Natur «Gefühl, Liebe, Verlangen» ist.

Herr Gilman unterrichtete mich einen Teil des Jahres in englischer Literatur. Wir lasen zusammen «Wie es Euch gefällt», Burkes «Rede über die Versöhnung mit Amerika» und Macaulays «Leben Samuel Johnsons». Herrn Gilmans umfassende Überblicke über Geschichte und Literatur und seine trefflichen Erläuterungen machten mir die Arbeit leichter und angenehmer, als sie es gewesen sein würde, wenn ich nur mechanisch die Anmerkungen samt den im Klassenunterricht gegebenen notgedrungen kurzen Erläuterungen hätte nachlesen müssen.

Auf dem Gymnasium in Cambridge hatte ich mich zum ersten Male des Umgangs mit sehenden und hörenden Mädchen meines Alters zu erfreuen. Ich wohnte mit mehreren anderen zusammen in einem der hübschen, mit dem Gymnasium in Verbindung stehenden Häuser, dem Haus, in dem Herr Howells wohnte, so daß wir alle die Vorteile eines Familienlebens genossen. Ich beteiligte mich an vielen Spielen meiner Schulgenossinnen, selbst an Blindekuh und Schneeballschlachten; ich machte lange Spaziergänge mit ihnen; wir besprachen unsere Studien und lasen laut vor, was uns interessierte. Ein Teil der Mädchen erlernte das Fingeralphabet, so daß Fräulein Sullivan mir ihre Worte nicht zu wiederholen brauchte.

Zu Weihnachten besuchten mich meine Mutter und meine kleine Schwester, um die Feiertage mit uns zu verleben, und Herr Gilman erbot sich in liebenswürdiger Weise, Mildred in seine Schule aufzunehmen. So blieb Mildred bei mir in Cambridge und sechs glückliche Monate hindurch waren wir fast stets zusammen. Am glücklichsten macht mich die Erinnerung an die Stunden, in denen wir uns gegenseitig bei unseren Studien unterstützten und uns gemeinschaftlich von unserer Arbeit erholten.

Meine erste Prüfung für das Radcliffe College legte ich in der Zeit vom 29. Juni bis zum 3. Juli 1897 ab. Die Fächer, die ich angegeben hatte, waren Deutsch, Französisch, Latein, Englisch, sowie griechische und römische Geschichte, was zusammen neun

Kurse ausmachte. Ich bestand in allen Fächern — im Deutschen und im Englischen sogar «mit Auszeichnung».

Vielleicht dürfte hier eine Schilderung der Art und Weise, in der ich geprüft wurde, am Platze sein. Für die Prüfung standen sechzehn Stunden zur Verfügung, zwölf für die Elementarkenntnisse und vier für die weiter fortgeschrittenen Studienfächer. Die Prüfungsarbeiten wurden um 9 Uhr auf der Harvarduniversität ausgegeben und durch einen besonderen Boten nach dem Radcliffe College gebracht. Die zu Prüfende war nicht ihrem Namen nach bekannt, sondern erhielt eine Nummer. Ich hatte Nr. 233; da ich aber eine Schreibmaschine benutzen mußte, so konnte kein Zweifel über meine Person bestehen.

Man hielt es für ratsam, mich in einem besonderen Zimmer zu prüfen, weil das Geräusch der Schreibmaschine die anderen Mädchen gestört haben würde. Herr Gilman teilte mir alle Aufgaben vermittels des Fingeralphabetes mit. An die Tür wurde ein Mann gestellt, um jede Störung zu verhüten.

Am ersten Tag hatte ich Deutsch. Herr Gilman saß neben mir und las mir die Aufgaben erst einmal im Zusammenhang vor, dann noch einmal Satz für Satz, wobei ich die Worte laut wiederholte, um ihm zu zeigen, daß ich ihn vollkommen verstanden hatte. Die Aufgaben waren schwer und ich war sehr ängstlich, als ich die Antworten auf der Maschine niederschrieb. Herr Gilman buchstabierte mir in die Hand, was ich geschrieben hatte, ich machte die mir notwendig scheinenden Verbesserungen und er fügte sie ein. Ich möchte hier erwähnen, daß mir eine solche Erleichterung bei keiner meiner weiteren Prüfungen mehr gewährt wurde. Im Radcliffe College liest mir niemand meine Antworten vor, nachdem ich sie niedergeschrieben habe, und ich habe somit keine Gelegenheit, Fehler zu verbessern, wenn ich fertig bin, ehe die Zeit um ist. In diesem Fall verbessere ich nur solche Versehen, auf die ich mich in den mir bleibenden paar Minuten erinnern kann, und schreibe diese Verbesserungen am Schluß der Arbeit nieder. Wenn ich die erste Prüfung besser bestanden habe als die zweite, so liegen dafür zwei Gründe vor. Bei der zweiten las mir niemand meine fertigen

Arbeiten vor und in der ersten schrieb ich mich für Fächer ein, mit denen ich schon vor dem Besuch des Gymnasiums in Cambridge einigermaßen vertraut war; denn zu Anfang des Schuljahrs hatte ich Prüfungen im Englischen, in Geschichte, im Französischen und Deutschen nach Aufgaben abgelegt, die in früheren Jahren von der Harvarduniversität gestellt worden waren.

Herr Gilman sandte meine schriftlichen Arbeiten an die Prüfungskommission mit einer Bescheinigung, daß ich, Kandidatin Nr. 233, die Arbeiten gemacht hätte.

Auch in den anderen Fächern ging die Prüfung in derselben Weise vonstatten. In keinem wurden mir so schwere Aufgaben gestellt, wie im ersten. Ich erinnere mich, daß an dem Tag, an dem uns die lateinischen Aufgaben zugestellt wurden, Professor Schilling ins Zimmer trat und mir sagte, daß ich im Deutschen das Examen bestanden hätte. Dies gab mir neuen Mut und ich ging mit leichterem Herzen und sicherer Hand an den übrigen Teil der hochnotpeinlichen Prüfung.

Achtzehntes Kapitel

Bei Beginn des zweiten Schuljahres war ich voller Hoffnung und Vertrauen auf einen endgültigen Erfolg. Aber in den ersten Wochen stellten sich mir unvorgesehene Schwierigkeiten in den Weg. Herr Gilman hatte seine Einwilligung dazu gegeben, daß ich in diesem Jahr hauptsächlich Mathematik treiben sollte. Ich erhielt Unterricht in Physik, Algebra, Geometrie, Astronomie, Griechisch und Latein. Leider waren viele von den Büchern, deren ich bedurfte, zu Beginn des Unterrichts noch nicht in Hochdruck fertig, und es fehlte mir daher das wichtigste Hilfsmittel zu einigen meiner Studien. Die Klassen, die ich besuchte, waren sehr groß, und es war

unmöglich für die Lehrer, mir besondere Unterweisung zu geben. Fräulein Sullivan mußte mir alle Bücher vorlesen und mitteilen, was die Lehrer vortrugen, und zum erstenmal in elf Jahren schien es, als sei die liebe Hand der Aufgabe nicht gewachsen.

Ich mußte in der Klasse beim algebraischen und geometrischen Unterricht nachschreiben und physikalische Aufgaben lösen und das war mir unmöglich, ehe wir eine Brailleschreibmaschine gekauft hatten, mittels derer ich die nötigen Aufzeichnungen machen konnte. Mit eigenen Augen konnte ich den auf die Wandtafel gezeichneten geometrischen Figuren nicht folgen, und das einzige Mittel, mir eine klare Vorstellung von ihnen zu machen, bestand darin, daß ich sie auf einem Kissen mit Hilfe von geraden und gekrümmten Drähten mit spitzen, umgebogenen Ecken nachmachte. Ich hatte, wie Herr Keith in seinem Bericht sagte, die Buchstabenzeichnungen der Figuren, die Voraussetzung und Schlußfolgerung, die Konstruktion und den Gang des Beweises im Kopf zu behalten. Mit einem Wort, in jedem Fach zeigten sich Schwierigkeiten. Zeitweilig verlor ich allen Mut und verriet meine Empfindungen in einer Weise, deren ich mich noch jetzt schäme, wenn ich daran denke, namentlich da die Äußerungen meines Kleinmutes später zu Angriffen auf Fräulein Sullivan benutzt wurden, der einzigen von all den lieben Freundinnen in Cambridge, die imstande war, mir meine Pfade zu ebnen und meine Aufgabe zu erleichtern.

Allmählich begannen jedoch die Schwierigkeiten zu schwinden. Die in Hochdruck hergestellten Bücher und andere Hilfsmittel langten an und ich machte mich mit neuem Mut an die Arbeit. Algebra und Geometrie waren die einzigen Fächer, die nach wie vor aller meiner Anstrengungen, in sie einzudringen, spotteten. Wie ich schon erwähnt habe, besaß ich keine besondere Begabung für Mathematik; die einzelnen Punkte wurden mir nicht so klargemacht, wie ich es gewollt hätte. Die geometrischen Zeichnungen waren teilweise völlig unverständlich für mich, da ich selbst auf dem Kissen das Verhältnis der verschiedenen Teile zueinander nicht erkennen konnte. Eine klare Vorstellung von der Mathematik erhielt ich erst, als Herr Keith mich darin unterrichtete.

Ich war auf dem Wege, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, als ein Ereignis eintrat, das einen vollständigen Umschwung herbeiführte.

Unmittelbar bevor die Bücher eintrafen hatte Herr Gilman Fräulein Sullivan Vorstellungen darüber gemacht, daß ich zu angestrengt arbeite, und trotz meinem eifrigen Protest setzte er die Zahl meiner Unterrichtsstunden herab. Anfangs waren wir dahin übereingekommen, daß ich nötigenfalls fünf Jahre auf meine Vorbereitung für die Universität verwenden sollte; am Ende des ersten Jahres aber überzeugte der Erfolg meiner Prüfungen Fräulein Sullivan, Fräulein Harbaugh (Herrn Gilmans Schulleiterin) und noch eine andere Lehrerin von der Möglichkeit, daß ich ohne allzu große Anstrengung meine Vorbereitungen in zwei weiteren Jahren beenden könne. Herr Gilman erklärte sich damit anfangs einverstanden; als aber meine Aufgaben etwas verwickelter wurden, bestand er auf der Ansicht, ich sei überarbeitet und solle noch drei weitere Jahre am Gymnasium zubringen. Mir gefiel dieser Plan nicht, denn ich wollte mit meiner Klasse zusammen die Universität beziehen.

Am 17. November fühlte ich mich nicht ganz wohl und konnte den Unterricht nicht besuchen. Obgleich Fräulein Sullivan sah, daß es sich nur um eine leichte Unpäßlichkeit handelte, erklärte Herr Gilman, als er davon hörte, ich stehe im Begriff zusammenzubrechen, und traf Änderungen in meinem Studienplan, die es mir unmöglich machten, meine Abgangsprüfung zugleich mit meiner Klasse abzulegen. Schließlich führte die Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Gilman und Fräulein Sullivan dahin, daß Mutter meine Schwester Mildred und mich vom Gymnasium in Cambridge wegnahm.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, daß ich meine Studien unter der Leitung eines Hauslehrers, Herrn Merton S. Keith aus Cambridge, fortsetzen sollte. Den Rest des Winters verlebten Fräulein Sullivan und ich bei der uns befreundeten Familie Chamberlin in Wrentham, einer fünfundzwanzig Meilen von Boston entfernten Stadt.

Von Februar bis Juli 1898 kam Herr Keith zweimal wöchentlich

nach Wrentham und unterrichtete mich in Algebra, Geometrie, Griechisch und Latein. Fräulein Sullivan übersetzte mir seine Erläuterungen.

Im Oktober 1898 kehrten wir nach Boston zurück. Acht Monate hindurch erteilte mir Herr Keith wöchentlich fünfmal Unterricht, jedesmal ungefähr eine Stunde lang. Er erklärte mir stets, was ich in der vorhergehenden Stunde nicht begriffen hatte, stellte mir neue Aufgaben und nahm meine griechischen Exerzitien, die ich während der Woche auf meiner Schreibmaschine angefertigt hatte, nach Hause, korrigierte sie sorgfältig und gab sie mir das nächstemal zurück.

Auf diese Weise schritt meine Vorbereitung für die Universität ohne Unterbrechung weiter fort. Ich fand es leichter und angenehmer, für mich allein unterrichtet zu werden, als in der Klasse mit anderen zusammen. Es gab hier keine Überstürzung, keine Verwirrung. Mein Lehrer hatte vollauf Zeit, mir zu erklären, was ich nicht verstand, und daher machte ich raschere Fortschritte und hatte bessere Leistungen aufzuweisen als am Gymnasium. Ich fand jedoch noch immer die Lösungen von mathematischen Aufgaben schwieriger als jedes andere Unterrichtsfach. Ich wünschte, Algebra und Geometrie wären mir nur halb so leichtgefallen wie das Sprach- und Literaturstudium. Aber Herr Keith wußte mir sogar die Mathematik anziehend zu gestalten; es gelang ihm, mir die Lehrsätze und Aufgaben so faßlich zu machen, daß ich dem Unterricht immer besser folgen konnte. Er hielt meine Aufmerksamkeit rege und lebendig und gewöhnte mich an klares Denken und ruhiges, logisches Schließen, anstatt meiner früheren wilden, ziellosen Kreuz- und Quersprünge. Er war stets freundlich und zuvorkommend, wie ungeschickt ich mich auch manchmal anstellen mochte, und, man kann es mir glauben, meine Beschränktheit würde oft sogar eine Hiobsgeduld erschöpft haben.

Am 29. und 30. Juni 1899 legte ich die Schlußprüfung für das Radcliffe College ab. Am ersten Tag kamen die Anfangsgründe im Griechischen und die lateinische Lektüre, am zweiten Geometrie, Algebra und griechische Lektüre an die Reihe.

Die Universitätsbehörden gestatteten Fräulein Sullivan nicht, mir die Prüfungsarbeiten vorzulesen; dafür wurde Herr Eugen C. Vining, einer der Lehrer des Perkinsschen Blindeninstitutes, mit der Übertragung der Aufgaben für mich in amerikanische Brailleschrift betraut. Herr Vining war mir völlig fremd und konnte sich nur mittels der Brailleschrift mit mir verständigen. Auch der aufsichtführende Beamte war mir fremd und machte keine Versuche, sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Die Brailleschrift genügte zwar für die Sprachen vollständig; als aber Geometrie und Algebra an die Reihe kamen, ergaben sich Schwierigkeiten. Ich war schmerzlich überrascht und niedergeschlagen, da ich viel kostbare Zeit verlor, namentlich in der Algebra. Zwar war ich mit allen zu literarischen Zwecken benützten Braillesystemen vertraut — dem englischen, dem amerikanischen und dem New-Yorker — aber die geometrischen und algebraischen Zeichen sind in diesen drei Systemen sehr verschieden, und ich hatte in der Algebra nur das englische benützt.

Zwei Tage vor Beginn der Prüfungen sandte mir Herr Vining die Braillekopie einer früher von der Harvarduniversität gestellten Algebraaufgabe. Zu meinem Schreck bemerkte ich, daß sie in den amerikanischen Notationen gehalten war. Ich setzte mich unverzüglich hin und bat Herrn Vining mit ein paar Zeilen um eine Erklärung der Zeichen. Umgehend erhielt ich eine andere Arbeit und eine Tabelle, in der die Zeichen erklärt waren, und ich setzte mich hin, um sie zu lernen. Aber am Abend vor der Prüfung in Algebra, während ich über ein paar sehr verwickelten Aufgaben brütete, hatte ich keine Zeit, mir die Zusammenstellungen von Klammern, Haken und Wurzelzeichen einzuprägen. Sowohl Herr Keith wie ich waren niedergeschlagen und voll trüber Ahnungen für morgen; wir gingen aber ein wenig vor Beginn der Prüfung zum Universitätsgebäude und baten Herrn Vining, uns die amerikanischen Zeichen etwas eingehender zu erklären.

In der Geometrie bestand die Hauptschwierigkeit darin, daß ich stets gewohnt gewesen war, die Sätze in Liniendruck zu lesen oder sie in die Hand buchstabiert zu bekommen, und obgleich die Sätze

jetzt dicht vor mir lagen, fand ich doch die Brailleschrift einigermaßen verwirrend und konnte mir nicht klar vorstellen, was ich las. Als aber die Algebra an die Reihe kam, brach eine noch härtere Zeit für mich an. Ich konnte mich in den Zeichen, die ich so spät gelernt hatte und die ich zu kennen glaubte, nicht zurechtfinden. Außerdem konnte ich nicht prüfen, was ich auf meiner Schreibmaschine geschrieben hatte. Ich hatte stets meine Arbeiten in Brailleschrift oder im Kopf gemacht. Herr Keith hatte sich zu sehr auf meine Fähigkeit, die Aufgaben im Kopf zu lösen, verlassen und hatte mich nicht im schriftlichen Anfertigen von Examensarbeiten unterwiesen. Infolgedessen ging meine Arbeit peinlich langsam vonstatten, und ich hatte die Aufgaben immer und immer wieder zu lesen, ehe ich begriff, was von mir verlangt wurde. In der Tat bin ich selbst jetzt noch nicht sicher, alle Zeichen richtig gelesen zu haben. Es fiel mir schwer, meinen Kopf beisammenzuhalten.

Aber ich klage niemand an. Die Universitätsbehörde wußte nicht, wie schwer sie mir meine Prüfung machte, noch begriff sie die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte. Aber wenn sie mir unabsichtlich Hindernisse in den Weg legte, so habe ich die Genugtuung, zu wissen, daß ich sie alle überwunden habe.

Neunzehntes Kapitel

Der Kampf um die Zulassung zur Universität war siegreich beendet, und ich konnte nun in das Radcliffe College eintreten, wann es mir beliebte. Bevor ich jedoch die Universität bezog, kamen wir überein, daß ich noch ein weiteres Jahr unter Herrn Keiths Leitung studieren sollte. Erst gegen Ende 1900 ging daher mein Traum, die Universität zu besuchen, in Erfüllung.

Ich erinnere mich noch heute meines ersten Tages im Radcliffe

College. Es war ein sehr interessanter Tag für mich. Ich hatte ihn jahrelang herbeigesehnt. Eine große Kraft in mir, die stärker war als der Rat meiner Freunde, stärker selbst als die Warnungen meines eigenen Innern, hatte mich dazu getrieben, meine Kräfte mit den Kräften derer zu messen, die sehen und hören. Ich wußte, ich würde auf Hindernisse stoßen, aber ich war voll Eifer, sie zu überwinden. Ich hatte mir die Worte des weisen Römers zu Herzen genommen, der da gesagt hatte: «Aus Rom verbannt zu sein heißt nur, außerhalb Roms leben.»

Abgeschnitten von der großen Heerstraße des Wissens war ich genötigt, meine Reise quer durchs Land auf wenig besuchten Straßen zurückzulegen — das war alles. Ich wußte, daß es auf einer Universität viele Nebenstraßen gab, auf denen ich Hand in Hand mit Mädchen gehen konnte, die ebenso dachten, liebten und kämpften wie ich.

Ich begann meine Studien mit großem Eifer. Vor mir erblickte ich eine neue Welt, strahlend in Schönheit und Licht, und ich fühlte die Fähigkeit in mir, alles kennenzulernen. In dem Wunderland des Geistes würde ich so frei sein wie jeder andere. Seine Bewohner, seine Landschaft, seine Sitten, seine Freuden, seine Leiden, sollten lebendige verkörperte Vermittler der realen Welt sein. Die Vorlesungssäle schienen mir mit dem Geist der großen Weisen aller Zeiten erfüllt, und ich hielt die Professoren für Personifikationen der Weisheit selbst. Ich bin seither zu einer anderen Überzeugung gelangt, doch habe ich nicht die Absicht, irgend jemand mit Namen zu nennen.

Aber bald entdeckte ich, daß das College nicht ganz das romantische Lyzeum war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Viele der Träume, die meine unerfahrene Jugend entzückt hatten, verblaßten in dem «traulichen Licht des Alltags». Allmählich begann ich einzusehen, daß der Besuch der Universität auch seine Schattenseiten habe.

Die eine, deren ich mir am schmerzlichsten bewußt war und noch bewußt bin, besteht in dem Mangel an Zeit. Ich pflegte Zeit zum Denken, zum Nachsinnen zu haben; mein Geist und ich, wir hatten manchen lieben Abend beieinander gesessen und der Melodie in

meinem Innern gelauscht, die man nur in Mußestunden vernimmt, wenn die Worte eines Lieblingsdichters eine tiefe, wohllautende Saite in unserer Seele anschlagen, die bis dahin noch nicht erklungen war. Aber auf der Universität hat man keine Zeit, mit seinen Gedanken zu verkehren. Man besucht, scheint es, die Vorlesungen, um zu lernen, nicht um zu denken. Betritt man die Portale der Gelehrsamkeit, so läßt man die schönsten Freuden — Einsamkeit, Bücher und Phantasie — draußen bei den rauschenden Tannen. Ich glaube, ich müßte einige Beruhigung in dem Gedanken finden, daß ich Schätze für zukünftige Genüsse aufspeichere, aber ich bin zu unvorsorglich, um nicht den Genuß des Augenblicks der Ansammlung von Reichtümern für trübe Tage vorzuziehen.

Meine Studien erstreckten sich im ersten Jahr auf Französisch, Deutsch, Geschichte, englischen Stil und Literatur. Im Französischen las ich einige Werke von Corneille, Molière, Racine, Alfred de Musset, Sainte-Beuve, und im Deutschen von Goethe und Schiller. In Geschichte verschaffte ich mir einen raschen Überblick über den ganzen Zeitraum vom Untergang des Römischen Reiches bis zum achtzehnten Jahrhundert, und in englischer Literatur studierte ich kritisch Miltons Gedichte und «Areopagitica».

Ich bin häufig gefragt worden, in welcher Weise ich die eigenartigen Schwierigkeiten, unter denen ich die Universität besuchte, überwunden habe. Im Auditorium bin ich natürlich so gut wie allein. Der Professor ist so weit von mir entfernt, als ob er durch ein Telephon spräche. Die Vorlesungen werden mir so rasch wie möglich in die Hand buchstabiert, und in dem Bestreben, das Tempo einzuhalten, geht mir viel von der Individualität des Vortragenden verloren. Die Worte eilen durch meine Hand wie Hunde auf der Jagd nach einem Hasen, der ihnen aber oft entkommt. Aber in dieser Beziehung glaube ich nicht, daß ich viel schlechter daran bin als die Mädchen, die sich ihre Aufzeichnungen machen. Ist der Geist mit dem menschlichen Prozeß des Hörens beschäftigt und soll man zu gleicher Zeit das Gehörte in fliegender Eile zu Papier bringen, so kann man, glaube ich, weder dem behandelten Gegenstand noch der Art des Vortrages die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden.

Ich kann während der Vorlesung keine Aufzeichnungen machen, weil meine Hände mit Aufmerken beschäftigt sind. Gewöhnlich schreibe ich mir dann zu Hause das, was ich behalten habe, nieder. Ich fertige meine Übungen, Aufsätze, Kritiken, die Arbeiten für die Semester- und Jahresprüfungen auf meiner Schreibmaschine an, so daß die Professoren keine Schwierigkeiten haben, herauszufinden, wie wenig ich weiß. Als ich das Studium der lateinischen Prosa begann, schrieb ich meinem Professor eine Reihe von Zeichen auf, die die verschiedenen Metra und Quantitäten kenntlich machen sollten, und erklärte sie ihm.

Ich bediene mich der Hammond-Schreibmaschine. Ich habe viele Maschinen versucht, finde aber, daß die Hammondsche sich am besten für die Besonderheiten meiner Arbeit eignet. Bei dieser Maschine können Umschalttasten benützt werden, und man kann deren mehrere haben, jede mit verschiedenen Typen — Griechisch, Französisch oder Mathematik — entsprechend der Art von Schrift, die man auf der Schreibmaschine hervorbringen will. Wenn ich die Hammondsche Schreibmaschine nicht hätte, so würde ich wohl schwerlich die Universität besuchen können.

Sehr wenige von den in den verschiedenen Kursen gebrauchten Büchern sind in Blindenschrift gedruckt und ich muß sie mir in die Hand buchstabieren lassen. Infolgedessen brauche ich mehr Zeit zur Vorbereitung meiner Lektionen als andere Mädchen. Die Handarbeit dauert länger, und ich habe mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie gar nicht kennen. Es gibt Tage, an denen die gespannte Aufmerksamkeit, mit der ich die Einzelheiten verfolgen muß, mein Blut in Wallung bringt, und der Gedanke, daß ich stundenlang dasitzen muß, um ein paar Kapitel zu lesen, während andere Mädchen lachen, singen und tanzen, mich rasend macht; aber bald gewinne ich meinen Gleichmut wieder und lache mir die Unzufriedenheit vom Herzen herunter. Denn alles in allem muß jeder, der zur wahren Erkenntnis durchdringen will, den Berg Schwierigkeiten allein erklimmen, und da für mich keine breite, gerade Straße zum Gipfel führt, so muß ich ihn eben auf dem für mich bestimmten Pfad im Zickzack zu erreichen suchen. Ich gleite häufig zurück, ich falle, ich

stehe still, ich stoße an die Ecken verborgener Hindernisse, ich verliere meine gute Laune, bekomme sie wieder und halte sie von da an fester, ich schleppe mich weiter, komme eine kleine Strecke vorwärts, fühle neuen Mut, werde immer eifriger und klimme immer höher und höher, bis ich endlich den Horizont sich weiten sehe. Jeder Kampf ist ein Sieg. Noch eine letzte Anstrengung, und ich erreiche die leuchtende Wolke, die blauen Himmelstiefen, das Land meiner Sehnsucht da droben. Bei diesen Kämpfen stehe ich jedoch nicht stets allein. Herr William Wade und Herr E. E. Allen, der Leiter des pennsylvanischen Instituts für den Blindenunterricht, haben mir viele der erforderlichen Bücher in Hochdruck besorgt. Mit ihrer liebenswürdigen Aufmerksamkeit haben sie mir mehr Hilfe und Ermutigung gebracht, als sie es selbst je ahnen können.

Im vergangenen Jahr, dem zweiten in Radcliffe College, beschäftigte ich mich mit englischer Stillehre, mit der Bibel vom literarischen Standpunkt aus, den politischen Oden und der lateinischen Komödie. Der Unterricht im englischen Stil war mir der liebste, weil er sehr lebendig war. Die Vorlesungen waren stets interessant und geistvoll, denn der Professor, Herr Charles Townsend Copeland, trägt die Hauptwerke der Literatur in all ihrer ursprünglichen Frische und Gewalt vor. Eine kurze Stunde darf man die ewige Schönheit der alten Meister ohne unnötige Erklärungen und Zergliederungen genießen und sich ihrer erhabenen Gedanken erfreuen; mit ganzer Seele kann man sich der milden Erhabenheit des Alten Testaments hingeben, ohne an das Dasein Jahwes und Elohims zu denken, und man geht mit dem Bewußtsein nach Hause, daß man einen Schimmer von jener Vollendung erhascht hat, bei der Geist und Form in ewiger Harmonie verschmolzen sind und Wahrheit und Schönheit dem alten Stamm der Zeit neues Wachstum bringen.

Aber das College ist nicht das universale Athen, für das ich es gehalten hatte. Man tritt hier nicht den großen, weisen Männern Auge in Auge gegenüber, man fühlt nicht ihren belebenden Hauch. Zwar sind sie gegenwärtig, das muß zugegeben werden, aber sie scheinen mumifiziert zu sein. Wir müssen sie von der sie umgebenden Hülle von Gelehrsamkeit befreien, sie zergliedern und analysieren, ehe

wir sicher sein können, daß wir einen Milton oder Jesaias vor uns haben und nicht nur eine geschickte Nachahmung. Wie mir scheint, vergessen viele Gelehrte, daß unser Genuß an den großen Werken der Literatur mehr von den Tiefen unseres Mitempfindens als von der Schärfe unseres Verstandes abhängt. Der Hauptübelstand ist der, daß sehr wenige ihrer mühsamen Erläuterungen im Gedächtnis haften. Der Geist wirft sie ab, wie ein Baum seine reifen Früchte. Man vermag eine Blume zu erkennen, Wurzel und Stengel und alles, ebenso den ganzen Wachstumsprozeß, und ist vielleicht doch nicht imstande, die Schönheit der frisch im Tau des Himmels gebadeten Blume zu würdigen. Immer wieder frage ich ungeduldig: «Was sollen mir all diese Erklärungen und Hypothesen?» Sie schwirren in meinem Geist hin und her gleich blinden Vögeln, die die Luft mit ihren kraftlosen Schwingen teilen wollen. — Ich wende mich nicht gegen die gründliche Kenntnis der berühmten Werke, die wir lesen, sondern nur gegen die endlosen Kommentare und verwirrenden Kritiken, aus denen nur das eine hervorgeht, daß es mehr Ansichten als Menschen gibt. Wenn jedoch ein großer Gelehrter, wie Professor Kittredge erklärt, was der Meister sagt, so ist es «als werden dem Blinden neue Augen gegeben». Er bringt uns Shakespeare den Dichter zurück.

Es gibt jedoch Zeiten, in denen ich wünschte, ich könnte die Hälfte der Dinge, die ich mir zu lernen vornahm, streichen; denn der überbürdete Geist kann sich der Schätze nicht erfreuen, die er sich unter den größten Anstrengungen angeeignet hat. Es ist unmöglich, glaube ich, an einem Tag vier bis fünf verschiedene Bücher in verschiedenen Sprachen und über ganz verschiedene Dinge zu lesen, ohne die wahren Zwecke, wegen deren man liest, aus den Augen zu verlieren. Liest man hastig und nervös und denkt dabei an Zeugnisse und Prüfungen, so wird das Gehirn mit einer durcheinandergewürfelten Menge von Eindrücken belastet, für die es wenig Verwendung besitzt. Gegenwärtig ist mein Kopf so sehr mit ganz heterogenen Dingen angefüllt, daß ich beinahe daran verzweifle, je wieder Ordnung in ihm schaffen zu können. Sooft ich die Gegend betrete, die einst das Reich meines Geistes war, so

komme ich mir vor wie der Elefant im Porzellanladen, wie das bekannte Sprichwort sagt. Wie Hagelkörner sausen mir Tausende von Kleinigkeiten durch den Kopf, und wenn ich mich ihnen zu entziehen versuche, so verfolgen mich Aufsatzgespenster und Vorlesungskobolde aller Art, bis ich wünsche — oh, möge mir dieser verruchte Wunsch vergeben werden! — die Idole zerschmettern zu können, die anzubeten ich hierher kam.

Aber die Prüfungen sind doch die Hauptschrecken meines College-Lebens. Obgleich ich ihnen schon oft Auge in Auge gegenübergestanden, sie zu Boden geschmettert und in den Staub getreten habe, so erheben sie sich doch immer von neuem und drohen mir bleichen Angesichts, bis ich mich ganz mutlos fühle. Die Tage, die diesen hochnotpeinlichen Verhören vorausgehen, werden darauf verwandt, den Geist mit mystischen Formeln und unverdaulichen Daten — unschmackhaftes Zeug — vollzustopfen, bis man wünscht, daß Bücher, Wissenschaft und man selbst auf dem Grund des Meeres läge, da wo es am tiefsten ist.

Endlich naht die gefürchtete Stunde und glücklich die, die sich gerüstet fühlt und zur rechten Zeit imstande ist, Gedanken, die ihr in dieser höchsten Not von Nutzen sein können, zu ihrem Beistand herbeizurufen. Es kommt nur zu häufig vor, daß der Trompetenstoß ungehört verhallt. Es ist im höchsten Grad verwirrend und erbitternd, daß gerade in dem Augenblick, in dem man sein Gedächtnis und einen scharfen Unterscheidungssinn am nötigsten hat, diese beiden Dinge Flügel erhalten und davonflattern. Die Kenntnisse, die man sich mit so unendlicher Mühe angeeignet hat, lassen einen im Notfall unfehlbar im Stich.

«Geben Sie mir einen kurzen Überblick über Hus und seine Bedeutung!» — Hus? Wer war denn das und was hat er doch gleich getan? Der Name klingt so seltsam vertraut. Man wühlt seinen Vorrat historischer Kenntnisse um und um, genau so, als wolle man nach einem Stückchen Seide in einem Lumpensack suchen. Man ist überzeugt, es steckt irgendwo im Gedächtnis ganz oben — man weiß, man hat es erst ganz kürzlich gesehen, als man den Beginn der Reformation betrachtete. Aber wo ist es nun? Man fischt aller-

hand Wissensbrocken heraus — Revolutionen, Schismen, Niedermetzelungen, Regierungssysteme — aber Hus, wo steckt der? Man wundert sich über das, was man alles weiß, was aber jetzt nicht in Frage kommt. In der Verzweiflung packt man seinen Sack und schüttet ihn aus, und dort in einem Winkel steckt der betreffende Mann und brütet unbekümmert über seinen Privatgedanken, ohne eine Ahnung von dem Unheil zu haben, das er über unsereinen gebracht hat.

Gerade in diesem Augenblick aber kündigt der Examinator an, daß die Frist um ist. Mit einem Gefühl des äußersten Unbehagens wirft man die Masse Gerümpel in eine Ecke und geht nach Hause, den Kopf voll revolutionärer Pläne, die die Abschaffung des göttlichen Rechtes der Professoren bezwecken, Fragen ohne die Genehmigung der Befragten zu stellen.

Es mag sein, daß ich auf den letzten zwei bis drei Seiten dieses Kapitels Redewendungen gebraucht habe, wegen derer man mich auslachen wird. Ach ja, hier sind sie — die hinkenden Gleichnisse, die sich vor mich hinstellen und mich verhöhnen, indem sie auf den von Hagelkörnern umwirbelten Elefanten im Porzellanladen und die Schreckensgespenster mit bleichem Antlitz — eine noch nicht analysierte Art — hinweisen. Laßt sie höhnen! Die Worte schildern so getreu die Atmosphäre sich drängender und überstürzender Gedanken, in der ich lebe, daß ich sie mir später noch einmal vergegenwärtigen möchte, um dann eine ernste Miene aufzusetzen und zu erklären, daß sich meine Ansichten über die Universität geändert haben.

Als mein Universitätsstudium noch im Schoße der Zukunft schlummerte, war es von einem Strahlenkranz von Romantik umwoben, den es jetzt eingebüßt hat; aber bei dem Übergang von der Romantik zur Wirklichkeit habe ich vieles gelernt, was mir nie zum Bewußtsein gekommen sein würde, wenn ich dieses Experiment nicht unternommen hätte. Das eine ist die köstliche Wissenschaft der Geduld, die uns lehrt, daß wir unsere Bildung betreiben sollen, als wollten wir einen Spaziergang aufs Land machen, in voller Muße und mit Sinnen, die für die Eindrücke jeder Art ihre gastlichen

Tore weit geöffnet haben. Solches Wissen überströmt unser innerstes Wesen mit einer unerschöpflichen Fülle tiefer Gedanken. Wissen ist Macht! Besser ausgedrückt: Wissen ist Glückseligkeit, denn der Besitz von Wissen — umfassendem, tiefem Wissen — ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit, wahre Zwecke von falschen und erhabene Dinge von niederen zu unterscheiden. Die für den Fortschritt des Menschen entscheidenden Gedanken und Taten kennen, heißt den gewaltigen Pulsschlag der Menschheit über die Jahrhunderte hinweg fühlen, und wer in diesen Schlägen nicht ein himmelwärts gerichtetes Streben wahrnimmt, der muß in der Tat für die Harmonie des Lebens taub sein.

Zwanzigstes Kapitel

Bisher habe ich die Ereignisse meines Lebens kurz skizziert, aber noch nicht davon gesprochen, wieviel ich den Büchern verdanke, nicht nur hinsichtlich des Genusses und der Belehrung, die sie allen bringen, die da lesen, sondern auch betreffs jener Kenntnisse, die andere durch Vermittlung ihrer Augen und Ohren erhalten. In der Tat haben Bücher in der Geschichte meiner Bildung eine so viel wesentlichere Rolle gespielt als bei anderen, daß ich bis auf die Zeit zurückgreifen muß, als ich lesen lernte.

Meine erste zusammenhängende Geschichte las ich im Mai 1887, als ich sieben Jahre alt war, und von jenem Tag an bis zum gegenwärtigen habe ich alles, was in der Gestalt eines Hochdruckes in den Bereich meiner heißhungrigen Fingerspitzen geriet, förmlich verschlungen. Wie ich bereits erwähnt habe, erhielt ich während der ersten Jahre meiner Erziehung keinen regelmäßigen Unterricht; auch las ich nicht regelmäßig.

Zuerst las ich nur wenig Bücher in Hochdruck — Fibeln für An-

fänger, eine Sammlung von Kindergeschichten und ein geographisches Buch «Our World» («Unsere Welt»). Ich denke, das war alles, aber ich las diese Bücher immer und immer wieder, bis die Worte so abgenutzt und abgegriffen waren, daß ich sie kaum noch erkennen konnte. Bisweilen las mir Fräulein Sullivan vor, indem sie mir kleine Geschichten und Gedichte in die Hand buchstabierte, von denen sie wußte, daß ich sie verstehen konnte; ich zog es jedoch vor, für mich selbst zu lesen, weil ich es liebte, das, was mir gefiel, immer wieder zu lesen.

Erst während meinem ersten Besuch in Boston begann ich systematisch und mit vollem Ernst zu lesen. Es war mir gestattet worden, an jedem Tag eine bestimmte Zeit in der Bibliothek zu bleiben, von Bücherbrett zu Bücherbrett zu gehen und jedes Buch herunterzunehmen, auf das meine Finger stießen. Und ich las und las, ob ich auch von zehn oder zwölf Worten auf einer Seite nur eines verstand. Die Wörter selbst übten eine Art von Zauber auf mich aus; aber ich hatte kein bewußtes Verständnis für das, was ich las. Mein Geist muß jedoch zu dieser Zeit sehr eindrucksfähig gewesen sein, denn er behielt viele Wörter und ganze Sätze, von deren Bedeutung ich nicht die geringste Ahnung hatte, und als ich später zu sprechen und zu schreiben begann, kamen mir diese Wörter und Sätze ganz von selbst wieder ins Gedächtnis, so daß meine Freunde über die Reichhaltigkeit meines Wortschatzes staunten. Ich muß Abschnitte aus vielen Büchern (in jenen Tagen habe ich, wie ich glaube, nie ein Buch vollständig gelesen) und eine große Menge Gedichte auf jene unverstehende Art gelesen haben, bis ich den «Lord Fauntleroy» entdeckte. Dies war das erste zusammenhängende Buch, das ich mit Verständnis las.

Ich erinnere mich noch deutlich der Zeit und des Platzes, wo meine Lehrerin die ersten Kapitel dieser reizenden Kindergeschichte mit mir las. Es war ein warmer Augustnachmittag. Wir saßen zusammen in einer Hängematte, die zwischen zwei mächtigen Fichten in der Nähe des Hauses befestigt war. Wir waren gleich nach dem zweiten Frühstück aufgebrochen, um möglichst viel Zeit für die Geschichte zu haben. Als wir durch das hohe Gras zu der Hänge-

matte eilten, sprangen die Grillen in großen Mengen um uns herum und blieben an unseren Kleidern hängen, und ich entsinne mich, daß meine Lehrerin darauf bestand, sie alle abzusammeln, ehe wir uns hinsetzten, was mir als unnötiger Zeitverlust erschien. Die Sonne schien warm auf die Fichtennadeln, so daß sie all ihren Wohlgeruch ausströmten. Die Luft war erquickend und hatte etwas von der Seeluft an sich. Ehe wir zu lesen begannen, erzählte mir Fräulein Sullivan alles, wovon sie wußte, daß ich es nicht verstehen würde, und während dem Lesen selbst erklärte sie mir die mir unbekannten Wörter. Anfänglich waren es sehr viele Wörter, die ich nicht verstand, und die Lektüre wurde ständig unterbrochen; sobald ich aber die allgemeine Situation erfaßt hatte, wurde ich von der Erzählung selbst zu stark in Anspruch genommen, als daß ich auf einzelne Wörter geachtet hätte, und ich fürchte, ich paßte sehr wenig auf die Erläuterungen auf, die Fräulein Sullivan für nötig hielt. Als ihre Finger zu müde waren, um noch ein weiteres Wort zu buchstabieren, hatte ich zum erstenmal ein deutliches Empfinden von meinem körperlichen Gebrechen. Ich nahm das Buch in meine Hände und versuchte, die Buchstaben mit einer Sehnlichkeit des Verlangens zu fühlen, die ich nie vergessen werde.

Später übertrug Herr Anagnos auf mein inständiges Bitten die Erzählung in Blindenschrift und ich las sie immer wieder von neuem, bis ich sie beinahe auswendig kannte, und während meiner Kinderzeit blieb der «Kleine Lord Fauntleroy» mein holder, lieber Begleiter.

Von «Little Lord Fauntleroy» datiert der Beginn meines wirklichen Interesses für Bücher. Während der nächsten beiden Jahre las ich viele Bücher zu Hause und bei meinen Besuchen in Boston. Ich kann mich nicht aller entsinnen, auch nicht, in welcher Reihenfolge ich sie gelesen habe; aber ich weiß, daß sich unter ihnen «Greek Heroes», Lafontaines Fabeln, Hawthornes «Wonder Book», «Bible Stories», Lambs «Tales from Shakespeare», «A Child's History of England» von Dickens, «The Arabian Nights», «The Swiss Family Robinson», «The Pilgrim's Progress», «Robinson Crusoe», «Little Woman» und «Heidi» befanden. Ich las sie in den Pausen zwischen

PARNASS

BÜCHEREI

ALFRED SCHERZ VERLAG

Nr. 4

		Nr.
Alarcón, P. A. de	Spanische Liebesgeschichten	90
Andersen, H. C.	Die kleine Meerjungfrau / Die wilden Schwäne	55
Aphorismen, deutsche		94
Arnim, A. v.	Der tolle Invalide / Die Majoratsherren	65
Assis, Machado de	Der Irrenarzt	95
Aurevilly, J. B. de	Die Rache einer Frau	96
Balzac, H.	Massimilla Doni	78
Baudelaire, Ch.	Intime Tagebücher	93
Beethoven, L. v.	Briefe	68
Brentano, C.	Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl	42
Burckhardt, J.	Vorträge über Rembrandt und van Dyck	74
Chamisso, A. v.	Peter Schlemihls wundersame Geschichte	1
Claudius, M.	Gedichte	16
Claudius, M.	Aus dem Wandsbecker Boten	48
Dickens, Ch.	Der Weihnachtsabend	45
Dostojewski, F. M.	Aus dem Leben des Starez Sossima	92
Dostojewski, F. M.	Die Frau eines andern	75
Dostojewski, F. M.	Die Sanfte	102
Droste-Hülshoff, A. v.	Gedichte	17
Droste-Hülshoff, A. v.	Die Judenbuche	2
Ebner-Eschenbach, M. v.	Aphorismen	54
Eichendorff, J. v.	Gedichte	18
Eichendorff, J. v.	Schloß Durande / Die Entführung	33
Eichendorff, J. v.	Aus dem Leben eines Taugenichts	3
Fechner, G. Th.	Das Büchlein vom Leben nach dem Tode	46
Fischer, Edwin	J. S. Bach	76
Gedichte	Eine Auswahl unvergänglicher Gedichte	41
	Trost der Welt im Gedicht	67
Goethe, J. W. v.	Gedichte	19
Goethe, J. W. v.	Hermann und Dorothea	69
Goethe, J. W. v.	Novelle / Das Märchen	4
Gorki, M.	Konowalow	91
Gotthelf, J.	Anekdoten	83
Gotthelf, J.	Das Erdbeeri-Mareili	5

		Nr.
Grillparzer, F.	Gedanken und Betrachtungen	88
Grillparzer, F.	Das Kloster bei Sendomir / Der arme Spielmann	57
Hafis	Liebeslieder	77
Hauff, W.	Die Sängerin	64
Hebbel, Fr.	Der Rubin und andere Novellen	58
Hebel, J. P.	Erzählungen aus dem Schatzkästlein	6
Heine, H.	Aus dem Buch der Lieder	20
Heine, H.	Florentinische Nächte	36
Herder, J. G.	Gedanken und Aphorismen	51
Hoffmann, E. T. A.	Doge und Dogaresse	59
Hoffmann, E. T. A.	Das Fräulein von Scuderi	7
Hölderlin, Fr.	Gedichte	21
Jacobsen, J. P.	Mogens	50
Jean Paul	Schulmeisterlein Maria Wuz	32
Jung-Stilling, J. H.	Heinrich Stillings Jugend	49
Kant, I.	Zum ewigen Frieden	37
Kant, I.	Macht des Gemüts	81
Keller, G.	Gedichte	22
Keller, G.	Romeo und Julia auf dem Dorfe	8
Khayyam, Omar	Die Sinnsprüche	79
Kleist, H. v.	Erdbeben in Chili / Verlobung in St. Domingo	44
Kleist, H. v.	Michael Kohlhaas	9
Lessing, G. E.	Fabeln und Erzählungen	72
Lichtenberg, G. Ch.	Aphorismen	100
Liebesbriefe	Eine Auswahl der schönsten Liebesbriefe	47
	Liebesbriefe großer Musiker	85
Marc Aurel	Selbstbetrachtungen	70
Mérimée, P.	Lokis	101
Meyer, C. F.	Gedichte	23
Meyer, C. F.	Die Richterin	62
Meyer, C. F.	Der Schuß von der Kanzel	10
Morgenstern, Chr.	Gedichte	52
Mörike, E.	Gedichte	24
Mörike, E.	Historie von der schönen Lau / Schiffer- und Nixenmärchen	35
Mörike, E.	Mozart auf der Reise nach Prag	11
Mozart, W. A.	Briefe und Zeugnisse aus seiner Zeit	103
Musikerbrevier		99

		Nr.
Nietzsche, Fr.	Gedichte	27
Nietzsche-Wagner	Briefwechsel während des Tribschener Idylls	89
Novalis	Gedichte und Hymnen	25
Novalis	Die Lehrlinge zu Sais / Klingsohrs Märchen	34
Pestalozzi, H.	Aphorismen	26
Sand, G.	Jenny und Melchior	97
Schiller, Fr. v.	Gedichte	28
Schiller, Fr. v.	Über Anmut und Würde	66
Schopenhauer, A.	Aphorismen	29
Shakespeare, W.	Sonette (englisch/deutsch)	84
Spinoza	Vom höchsten Gut	87
Staël, Mme de	Gedanken, Briefe, Memoiren	86
Stifter, A.	Brigitta	38
Stifter, A.	Der Heilige Abend (Bergkristall)	12
Stifter, A.	Das alte Siegel	60
Storm, Th.	Ein Bekenntnis	43
Storm, Th.	Ein Doppelgänger	61
Storm, Th.	Gedichte	30
Storm, Th.	Immensee	13
Storm, Th.	Weihnachtsgeschichten	53
Tieck, L.	Des Lebens Überfluß	39
Tolstoi, L. N.	Drei Tode / Wieviel Erde braucht der Mensch?	98
Tolstoi, L. N.	Herr und Knecht	40
Tolstoi, L. N.	Polikuschka	14
Tolstoi, L. N.	Sewastopol im August 1855	31
Tolstoi, L. N.	Der Tod des Iwan Iljitsch	15
Turgenjew, I.	Erste Liebe	80
Uhland, L.	Gedichte und Balladen	71
Volkmann-Leander, R. v.	Träumereien an franz. Kaminen	73
Wagner-Nietzsche	Briefwechsel während des Tribschener Idylls	89
Widmann, J. V.	Jugendeselei / Die Hasen von Turfflingen	82
Wilde, O.	Aphorismen	56
Wilde, O.	Das Gespenst von Canterville / Die Sphinx ohne Geheimnis / Das Millionärmodell	63

Unterricht und Spiel, mit einem sich immer mehr vertiefenden Verständnis. Ich studierte die Bücher nicht, noch analysierte ich sie — ich wußte nicht, ob sie gut geschrieben waren oder nicht, ich dachte weder an ihren Stil noch an ihren Verfasser. Sie legten mir ihre Schätze zu Füßen und ich nahm sie hin, wie wir den Sonnenschein und die Liebe unserer Angehörigen hinnehmen. Die Erzählung «Little Women» gefiel mir sehr gut, weil sie in mir das Gefühl der Verwandtschaft mit Mädchen und Knaben erweckte, die sehen und hören konnten. Da mein Leben in so vielen Beziehungen eingeengt war, mußte ich in Büchern nach der Kunde von einer Welt suchen, die außerhalb meiner eigenen lag.

Lafontaines Fabeln las ich zuerst in einer englischen Übersetzung, fand aber keinen rechten Geschmack an ihnen. Später las ich sie auf französisch; sie gefielen mir aber trotz den in ihnen enthaltenen lebhaften Schilderungen und der wunderbaren Beherrschung der Sprache nicht besser. Ich weiß nicht, woher dies kommen mag, aber Geschichten, in denen Tiere vorkommen, die wie menschliche Wesen sprechen und handeln, haben mich nie besonders angesprochen. Die possierlichen Karikaturen der Tiere nehmen mein Interesse so in Anspruch, daß ich an die moralische Lehre gar nicht zu denken vermag.

Ferner wendet sich Lafontaine selten, wenn überhaupt, an unser höheres moralisches Bewußtsein. Die höchsten Saiten, die er anschlägt, sind die der Vernunft und des Egoismus. Alle seine Fabeln durchzieht der Gedanke, daß die Sittlichkeit des Menschen ausschließlich aus dem Egoismus entspringe und daß, wenn dieser letztere durch die Vernunft geleitet und im Zaum gehalten werde, notwendigerweise Glückseligkeit die Folge sein müsse. Nun ist aber, so weit ich zu urteilen vermag, der Egoismus die Wurzel alles Schlechten; ich habe aber vielleicht unrecht, denn Lafontaine hatte bessere Gelegenheit, die Menschen zu beobachten, als ich es wahrscheinlich je haben werde. Ich wende mich nicht so sehr gegen die zynischen und satirischen Fabeln, als vielmehr gegen die, in denen wichtige Wahrheiten von Füchsen und Affen gepredigt werden.

Wohl aber liebe ich «The Jungle Book» und «Wild Animals I

Have Known». Für die Tiere selbst empfinde ich ein wahrhaftes Interesse, weil sie wirkliche Tiere und keine Karikaturen von Menschen sind. Man sympathisiert mit ihrer Liebe und ihrem Haß, man lacht über ihre Possen und weint über ihre Leiden. Und wenn sie eine moralische Lehre verkünden, so ist diese so fein versteckt, daß wir uns ihrer gar nicht bewußt werden.

Mit Freude und Bewunderung erfüllte mich die Betrachtung des klassischen Altertums. Griechenland, das alte Griechenland, übte einen geheimnisvollen Zauber auf mich aus. In meiner Phantasie wandelten die heidnischen Götter und Göttinnen noch auf Erden und verkehrten persönlich mit den Menschen, und in meinem Herzen baute ich denen, die ich am meisten liebte, Altäre. Ich kannte und liebte die ganze Schar der Nymphen und Helden und Halbgötter — nein, nicht alle, denn die Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit Medeas und Jasons waren zu ungeheuerlich, um vergeben werden zu können, und ich habe mich stets gewundert, warum die Götter ihnen erst gestatteten, Böses zu tun, und sie dann für ihre Verruchtheit bestraften. Und das Geheimnis ist noch jetzt nicht gelöst. Ich wundere mich auch jetzt noch oft, warum

Gott schweigen kann, da doch die Sünde
Kriecht grinsend durch das hehre Haus der Zeit.

Es war die Ilias, die mir Griechenland zum Paradies machte. Ich war mit der Geschichte von Troja vertraut, ehe ich sie noch im Original las, und stieß infolgedessen auf geringe Schwierigkeiten, als ich daranging, die Schätze, die in dem griechischen Text verborgen liegen, zu heben, nachdem ich einmal die Vorhalle der Grammatik durchschritten hatte. Wahre Poesie, mag sie in griechischer oder englischer Sprache geschrieben sein, bedarf keiner anderen Auslegung als des eines mitfühlenden Herzens. Möchte doch die Menge der Philosophen, die die großen Werke der Dichter durch ihre Analyse, ihre Interpolationen und mühsamen Kommentare ungenießbar machen, diese einfache Wahrheit einsehen! Es ist nicht notwendig, daß man imstande sei, jedes Wort zu erklären und ihm seine grammatische Stellung im Satz anzuweisen, um ein schönes Gedicht zu verstehen und zu würdigen. Ich weiß, meine Pro-

fessoren haben größere Reichtümer in der Ilias gefunden, als ich je entdecken werde; aber ich bin nicht neidisch. Ich bin zufrieden, daß andere klüger sind als ich. Aber all ihr umfassendes und gründliches Wissen kann ebensowenig den Maßstab für ihren Genuß an dem herrlichen Epos abgeben, wie mein lückenhaftes Wissen für meinen Genuß. Wenn ich die schönsten Stellen der Ilias lese, so werde ich mir einer Seelenkraft bewußt, die mich weit über die engen, mich hemmenden Schranken des Daseins hinaushebt. Meine physischen Gebrechen sind vergessen — meine Welt liegt droben, der ganze Himmel gehört mir, so weit und hoch er sich wölbt.

Meine Bewunderung für die Äneis ist nicht so groß, aber nicht weniger echt. Ich lese sie soviel wie möglich ohne die Hilfe von Anmerkungen oder des Wörterbuchs und finde stets Genuß an der Übersetzung der Episoden, die mir besonders gefallen. Virgils Schilderungen sind manchmal prachtvoll; aber seine Götter und Menschen bewegen sich in Leidenschaft, Streit, Mitleid und Liebe wie die anmutigen Gestalten in einem Maskenspiel aus der Zeit der Königin Elisabeth, während sie in der Ilias jauchzend emporspringen und singend einhergehen. Virgil ist heiter und lieblich wie ein marmorner Apollo im Mondschein: Homer ist ein schöner, lebender Jüngling im vollen Sonnenschein, dessen Locken im Wind flattern.

Wie leicht ist es doch, mittels papierner Schwingen zu fliegen! Zwischen den «Griechischen Helden» und der Ilias lag eine Strecke, die ich nicht an einem Tag habe zurücklegen können; auch war die Reise nicht allzu angenehm. Man hätte vielmals rund um die Erde reisen können, während ich mir meinen steilen Pfad mühsam durch labyrinthische Massen von Grammatiken und Wörterbüchern bahnte, oder in jene furchtbaren Fallgruben, Examina genannt, stürzte, die von Schulen und Universitäten zum Verderben derer angelegt werden, die Erkenntnis suchen. Ich glaube, diese Pilgerfahrt wird durch die Erreichung des Zieles gerechtfertigt; allein sie erschien mir endlos trotz der schönen, überraschenden Ausblicke, die ich dann und wann bei einer Biegung der Straße hatte.

In der Bibel begann ich zu lesen, lange Zeit bevor ich sie verstehen konnte. Jetzt erscheint es mir seltsam, daß es je eine Zeit

gegeben haben soll, in der meine Seele gegen die wunderbaren Harmonien der Bibel taub war; aber ich entsinne mich noch ganz gut eines regnerischen Sonntagvormittags, als ich nichts anderes zu tun hatte und daher meine Cousine bat, mir eine Geschichte aus der Bibel vorzulesen. Obgleich sie nicht glaubte, daß ich sie verstehen würde, begann sie mir die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern in die Hand zu buchstabieren. Aber sie interessierte mich nicht. Die ungewöhnliche Sprache und die fortwährenden Wiederholungen ließen mir die Geschichte als unglaubwürdig erscheinen, besonders da sie in dem weit entlegenen Lande Kanaan spielte; ich schlief ein und wanderte in das Land der Träume hinüber, ehe die Brüder mit dem bunten Rock in das Zelt Jakobs kamen und ihre verruchten Lügen vorbrachten! Ich kann nicht begreifen, aus welchem Grund die Erzählungen der Griechen für mich voller Reiz und die der Bibel so uninteressant waren, wenn dies nicht vielleicht daher rührte, daß ich in Boston die Bekanntschaft mehrerer Griechen gemacht hatte und durch deren Begeisterung für die Sagen ihres Vaterlands angesteckt worden war, während ich noch mit keinem einzigen Hebräer oder Ägypter zusammengekommen war und daher zu der Überzeugung gelangte, daß diese Völker nichts als Barbaren und die Geschichten über sie alle wahrscheinlich erdichtet seien, eine Annahme, die die vielen Wiederholungen und die sonderbaren Namen erklärte. Seltsam, es war mir nie eingefallen, die griechischen Patronymika «sonderbar» zu finden.

Wie soll ich aber von der Herrlichkeit sprechen, die ich seither in der Bibel entdeckt habe? Jahrelang habe ich dieses Buch der Bücher mit immer wachsendem Entzücken und begeistertem Genuß gelesen, und ich liebe es, wie ich kein anderes Buch liebe. Es steht zwar vieles in der Bibel, gegen das sich jede Faser meines Wesens so sehr empört, daß ich die Notwendigkeit bedaure, die mich zwang, sie von Anfang an bis zum Ende zu lesen. Ich glaube nicht, daß die Kenntnis, die ich von der Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Quellen gewonnen habe, mich für die widerwärtigen Einzelheiten entschädigen, auf die ich meine Aufmerksamkeit habe lenken müssen. Ich für meinen Teil wünsche mit Herrn Howells, daß die

Literatur der Vergangenheit von allem Häßlichen und Barbarischen gesäubert werden möge, obgleich ich mich ebensosehr dagegen sträube, daß diese großen Werke verstümmelt oder verfälscht werden.

In der Schlichtheit und der furchtbaren Folgerichtigkeit des Buches Esther liegt etwas so Wirkungsvolles und Erhabenes. Kann etwas dramatischer sein als die Szene, in der Esther vor ihrem schändlichen Herrn steht? Sie weiß, ihr Leben liegt in seiner Hand, es gibt keinen Schutz für sie gegen seine Gewalttätigkeit. Und doch bezwingt sie ihre weibliche Furcht und nähert sich ihm, beseelt von der edelsten Liebe zu ihrem Volk und nur von dem einen Gedanken beherrscht: Wenn ich so sterbe, so sterbe ich; wenn ich aber am Leben bleibe, so soll mein Volk auch am Leben bleiben.

Auch die Geschichte von Ruth — wie echt orientalisch ist sie! Und doch wie verschieden ist das Leben dieser einfachen Landleute von dem Leben und Treiben am Hof des Perserkönigs! Ruth ist so pflichtgetreu und gutherzig, daß wir sie notgedrungen lieben müssen, wenn sie unter den Schnittern in dem wogenden Kornfeld steht. Ihre edle, selbstlose Gesinnung glänzt hell wie ein strahlender Stern in der Nacht einer finsteren und grausamen Zeit. Eine Liebe wie die Ruths, eine Liebe, die sich über feindliche Glaubenssatzungen und tiefgewurzelte Rassenvorurteile hinwegsetzen vermag, ist in der ganzen Welt selten zu finden.

Die Bibel predigt mir den tiefen, tröstlichen Gedanken, daß die «sichtbaren Dinge zeitlich, die unsichtbaren ewig sind».

Seitdem ich Bücher zu lieben imstande bin, kann ich mich keines Zeitpunktes entsinnen, in dem ich Shakespeare nicht geliebt hätte. Ich kann nicht genau angeben, wann ich Lambs «Tales from Shakespeare» zu lesen begann; ich weiß nur, daß ich sie zuerst mit kindlichem Verständnis und kindlichem Staunen las. «Macbeth» scheint den tiefsten Eindruck auf mich gemacht zu haben. Ein einmaliges Lesen genügte, jede Einzelheit der Erzählung meinem Gedächtnis für immer einzuprägen. Lange Zeit hindurch verfolgten mich die Geister und Hexen sogar bis in meine Träume. Ich konnte den Dolch und Lady Macbeths kleine weiße Hand sehen, buch-

stäblich sehen — der furchtbare Fleck stand so leiblich vor meinem inneren Auge, wie die von ihrem Gewissen gefolterte Königin.

«König Lear» las ich kurze Zeit nach «Macbeth» und ich werde nie das Grauen vergessen, das mich befiel, als ich zu der Szene kam, in der Gloster die Augen ausgestochen werden. Zorn erfaßte mich, meine Finger wollten nicht weiter. Ich saß lange Zeit starr da, das Blut hämmerte in meinen Schläfen und aller Haß, dessen ein Kind fähig ist, stieg in meinem Herzen auf.

Die Bekanntschaft mit Shylock und Satan muß ich ungefähr um dieselbe Zeit gemacht haben, denn die beiden Charaktere waren lange in meinem Geiste miteinander verbunden. Ich erinnere mich, daß sie mir leid taten. Ich hatte die unbestimmte Empfindung, daß sie nicht gut sein konnten, selbst wenn sie es gewollt hätten, weil niemand bereit schien, ihnen zu helfen oder Gelegenheit zu bieten, ihre Güte zu betätigen. Selbst jetzt kann ich es nicht übers Herz bringen, sie gänzlich zu verurteilen. Es gibt Augenblicke, in denen ich die Empfindung habe, Männer wie Shylock, wie Judas und selbst der Teufel seien zerbrochene Speichen in dem großen Rade des Guten, die der Meister zur gegebenen Zeit schon wieder ausbessern wird.

Es erscheint seltsam, daß meine erste Shakespeare-Lektüre so viele unangenehme Erinnerungen bei mir hinterlassen hat. Die heiteren, anmutigen, phantasievollen Stücke scheinen anfangs keinen Eindruck auf mich gemacht zu haben, vielleicht weil sie den Sonnenschein und die Heiterkeit, die in der Regel über dem Leben eines Kindes lagern, widerspiegeln. Aber nichts ist launenhafter, als das Gedächtnis eines Kindes betreffs dessen, was es behalten und was es nicht behalten will.

Seitdem habe ich Shakespeares Stücke zu wiederholten Malen gelesen und kenne Stellen aus ihnen auswendig, aber ich könnte nicht sagen, welches von ihnen mir am besten gefällt. Mein Genuß an ihnen wechselt mit meiner Stimmung. Die kleinen Liedchen und die Sonette schätze ich in ihrer wunderbaren Frische ebenso hoch wie die Dramen. Aber bei all meiner Liebe für Shakespeare fällt es

mir oft schwer, aus seinen Versen alle Bedeutungen herauszulesen, die Kritiker und Erklärer ihnen unterschoben haben. Ich habe den Versuch gemacht, ihre Erläuterungen zu behalten, aber ich habe bald entmutigt davon Abstand genommen und einen heimlichen Vertrag mit mir selbst geschlossen, keinen weiteren Versuch zu unternehmen. Diesen Vertrag habe ich nur einmal gebrochen, und zwar bei meinem Studium Shakespeares unter Leitung von Professor Kittredges. Ich weiß, es gibt viele Dinge in Shakespeare und in der Welt, die ich nicht verstehe, und ich bin froh, zu sehen, wie sich allmählich Schleier um Schleier lüftet und mir neue Reiche des Gedankens und der Schönheit enthüllten.

Nach der Poesie liebe ich Geschichte. Ich habe jedes historische Werk gelesen, auf das ich meine Hände habe legen können, von der Erzählung trockener Tatsachen und noch trockenerer Daten bis hin zu Greens unparteiischer und glänzend geschriebener «History of the English People», von Freemans «History of Europe» bis zu Emertons «Middle Ages». Das erste Buch, durch das ich einen richtigen Begriff von dem Wert der Geschichte erhielt, war Swintons «World's History», die ich an meinem dreizehnten Geburtstag erhielt. Obgleich ich glaube, daß das Werk gegenwärtig als veraltet angesehen wird, betrachte ich es doch immer noch als einen wertvollen Schatz. Aus ihm habe ich gelernt, wie sich die Menschenrassen über die Erde verbreitet und große Städte erbaut haben, wie einige große Herrscher, irdische Titanen, alles unterworfen und durch ein einziges Wort Millionen den Zugang zum Glück geöffnet, denselben aber vor noch mehr Millionen verschlossen haben, wie verschiedene Völker in Kunst und Wissenschaft Pionierdienst geleistet und den Grund zu den bedeutenderen Leistungen künftiger Zeiten gelegt haben, wie die Kultur gleichsam zum Brandopfer eines entarteten Geschlechts wurde und einem Phönix gleich unter den edleren Söhnen des Nordens wieder entstand und wie große, weise Männer durch Pflege der Freiheit, Duldung und Bildung den Weg für die Erlösung der ganzen Welt gebahnt haben.

Durch die Universitätsvorlesungen wurde ich auch einigermaßen mit der französischen und deutschen Literatur bekannt. Der

Deutsche zieht sowohl im Leben wie in der Literatur Kraft der Schönheit und Wahrheit dem Herkommen vor. Es liegt eine Stärke in allem, was er tut, die mit der Gewalt eines Schmiedhammers wirkt. Wenn er spricht, so geschieht es nicht, um andere zu überzeugen, sondern weil sein Herz springen würde, wenn er den Gedanken, die in seiner Seele brennen, keinen Ausweg eröffnete.

Ferner liegt in der deutschen Literatur eine keusche Zurückhaltung, die mir sympathisch ist; ihr größter Ruhm aber besteht meines Erachtens in der Anerkennung der erlösenden Macht der aufopfernden Liebe des Weibes, die sich in ihr findet. Dieser Gedanke durchdringt die gesamte deutsche Literatur und findet in mystischer Weise seinen Ausdruck in Goethes «Faust»:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Von allen französischen Schriftstellern, die ich gelesen habe, sagen mir Molière und Racine am meisten zu. Bei Balzac finden sich einzelne Schönheiten und bei Mérimée Stellen, die wie ein frischer Windstoß von der See her wirken. Alfred de Musset ist unmöglich. Ich bewundere Victor Hugo — ich schätze sein Genie, seine Sprache, seine glänzende Romantik; trotzdem gehört er nicht zu meinen Lieblingsschriftstellern. Goethe und Schiller, überhaupt alle großen Dichter großer Völker sind Verkünder ewiger Wahrheiten, und mein Geist folgt ihnen verehrungsvoll in die Regionen, wo das Schöne, Wahre, Gute eins sind.

Ich fürchte, ich bin in der Aufzählung meiner Lieblingsbücher zu ausführlich geworden, und doch habe ich nur die Schriftsteller erwähnt, die mir am besten gefallen; dabei könnte man leicht auf die Vermutung kommen, daß mein Freundeskreis sehr eng begrenzt

und undemokratisch sei, und das wäre ein gewaltiger Irrtum. Ich habe viele Schriftsteller aus mancherlei Gründen gern — Carlyle wegen seiner Rauheit und seiner Verhöhnung alles falschen Wesens, Wordsworth, der die Einheit von Mensch und Natur lehrt; ich finde großen Genuß an den Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten Hoods, an Herricks Zierlichkeit und dem Duft von Rosen und Lilien, den seine Verse ausströmen; ich liebe Whittier wegen seiner Begeisterung und sittlichen Geradheit. Ich kenne ihn persönlich und die Erinnerung an unsere Freundschaft verdoppelt den Genuß, den ich beim Lesen seiner Gedichte empfinde. Ich liebe Mark Twain — wer tut das nicht? Auch die Götter haben ihn geliebt und in sein Herz alle Keime der Weisheit gepflanzt, auch aus Furcht, er könne Pessimist werden, über seinen Geist den Regenbogen der Liebe und des Glaubens gespannt. Ich liebe Scott wegen seiner Frische und seiner stürmisch sich Bahn brechenden Rechtlichkeit. Ich liebe alle Schriftsteller, deren Empfindungen wie bei Lowell im Sonnenschein des Optimismus emporquellen, Jungbrunnen der Freude und des guten Willens, die gelegentlich auch einen Zornspritzer von sich geben und eine erquickende Atmosphäre von Liebe und Erbarmen um sich her verbreiten.

Mit einem Wort, die Literatur ist mein Utopien. Hier bin ich von keinem Recht ausgeschlossen. Keine Sinnesschranke schließt mich von dem wohltuenden, genußreichen Verkehr mit meinen Lieblingsbüchern ab; sie sprechen frei und ungehindert zu mir. Alle Schulweisheit erscheint mir lächerlich gering gegenüber der «weltumspannenden Liebe und himmlischen Barmherzigkeit», die sich in ihnen ausspricht.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ich hoffe, meine Leser werden aus dem vorhergehenden Kapitel, das sich mit meiner Lektüre beschäftigt, nicht etwa die Folgerung ziehen, daß Bücher meine einzige Unterhaltung bilden; meine Unterhaltung und Erholung sind mannigfaltiger Art.

Mehr als einmal habe ich in meiner Selbstbiographie meine Liebe zur Natur und zu körperlichen Übungen im Freien erwähnt. Schon als ganz kleines Mädchen lernte ich rudern und schwimmen, und wenn ich mich im Sommer in Wrentham in Massachusetts aufhalte, so verbringe ich den größten Teil meiner Zeit im Boot. Nichts gewährt mir größeres Vergnügen, als meine Freunde, die mich besuchen, auf den Fluß hinauszurudern. Selbstverständlich kann ich das Boot nicht gut allein steuern. In der Regel sitzt jemand am Steuer, während ich rudere. Bisweilen rudere ich aber auch ohne Steuer. Es ist ganz amüsant, an den Wasserrosen und Wasserlilien oder an den Büschen, die das Ufer umsäumen, entlangzufahren. Ich benütze Ruder mit Lederstrippen, durch die sie in ihrer Lage festgehalten werden und merke am Widerstand des Wassers, wann sich die Ruder im Gleichgewicht befinden. In derselben Weise kann ich auch erkennen, wenn ich gegen den Strom rudere. Ich liebe den Kampf mit Wind und Wellen. Was wirkt erfrischender auf unser Gemüt, als wenn unser kleines, festes Boot, unserem Willen und unserer Kraft gehorchend, leicht über die glitzernden, auf und nieder tanzenden Wellen dahinschießt und wir das beständige, unwiderstehliche Anprallen des Wassers spüren!

Ebenso liebe ich das Kanufahren und ich glaube, der Leser wird lächeln, wenn ich erkläre, daß ich es namentlich in mondhellen Nächten liebe. Zwar kann ich den Mond nicht hinter den Fichten

am Himmel emporsteigen und leise am klaren Firmament hingleiten sehen und auch nicht den leuchtenden Pfad, den sein Licht im Wasser bildet; aber ich weiß, Frau Luna ist da und wenn ich auf mein Kissen zurückgelehnt liege und meine Hand ins Wasser hänge, so stelle ich mir vor, sie berühre mich im Vorüberschreiten mit dem Saum ihres Gewandes. Ab und zu schlüpft mir ein kühnes Fischlein zwischen den Fingern durch und oft streift eine Wasserlilie leise meine Hand. Häufig werde ich mir der Weite des mich umgebenden Luftraumes bewußt, wenn wir unter der Wölbung überhängender Büsche herauskommen. Eine leuchtende Wärme scheint mich dann zu umfluten. Ob dies von den Bäumen herrührt, die von der Sonne erwärmt wurden oder vom Wasser, kann ich nicht sagen. Ich habe es an kalten, stürmischen Tagen und in der Nacht gespürt. Es ist wie der Kuß von warmen Lippen auf mein Gesicht.

Mein Lieblingsvergnügen ist das Segeln. Im Sommer 1901 besuchte ich Neuschottland und hatte dort mehrmals Gelegenheit, den Ozean kennenzulernen, wie ich sie noch nie zuvor gehabt hatte. Nachdem ich einige Tage in der Heimat Evangelines zugebracht hatte, um die Longfellows schönes Gedicht einen berückenden Zauber gewoben hat, gingen Fräulein Sullivan und ich nach Halifax, wo wir den größten Teil des Sommers blieben. Der Hafen war unsere Freude, unser Paradies! Was für herrliche Segelfahrten unternahmen wir nach Bedford Bassin, McNabbs Island, York Redoubt und nach dem Northwest Arm! Und nachts, was verbrachten wir da für erquickende, wunderbare Stunden zwischen den großen Kriegsschiffen! Oh, es war alles so interessant, so schön! Die Erinnerung daran ist mir eine Freude für immer.

Eines Tages erlebten wir ein schreckliches Abenteuer. Es fand eine Regatta im Northwest Arm statt, an der die Boote der verschiedenen Kriegsschiffe teilnahmen. Wir fuhren mit vielen anderen in einem Segelboot hin, um uns die Wettfahrten mit anzusehen. Hunderte von kleinen Segelbooten schaukelten auf und nieder und die See war still. Als die Regatten vorüber waren und wir uns auf den Heimweg machten, entdeckte jemand von der Gesellschaft

eine schwarze Wolke, die sich von der See her näherte und immer größer und dichter wurde, bis sie den ganzen Himmel bedeckte. Der Wind erhob sich und die Wogen brandeten zornig gegen unsichtbare Schranken an. Unser kleines Boot nahm furchtlos den Kampf auf; mit gespannten Segeln und straffen Tauen schoß es pfeilschnell vor dem Wind dahin. Jetzt verschwand es in den Wirbeln, jetzt tanzte es auf dem Kamm einer riesigen Welle, um im nächsten Augenblick unter furchtbarem Brausen und Zischen wieder in die Tiefe zu schießen. Das Hauptsegel wurde heruntergerissen. Wendend und beidrehend kämpften wir gegen den Wind an, der uns mit fürchterlichem Ungestüm herumwarf. Unsere Herzen pochten rascher und unsere Hände bebten vor Aufregung, nicht vor Angst; denn wir besaßen die Herzen von Wikingern und wußten, daß unser Steuermann Herr der Situation blieb. Er war durch manchen Sturm mit sicherer Hand und seekundigem Auge gesegelt. Als wir an der großen Barke und den im Hafen liegenden Kanonenbooten vorüberkamen, wurden wir stürmisch begrüßt, und die Matrosen brachten dem Lenker des einzigen kleinen Bootes, das sich in den Sturm hinausgewagt hatte, ein «Hipp, hipp, hurra» aus. Endlich erreichten wir frierend, hungrig und müde die Landungsbrücke.

Den vergangenen Sommer verbrachte ich in einem der anmutigsten Winkel der Erde, einer der reizendsten Städte Neuenglands. Wrentham in Massachusetts steht beinahe zu all meinen Freuden und Leiden in Beziehung. Viele Jahre lang war Red Farm, in der Nähe von King Philips Pond das Besitztum von Herrn J. E. Chamberlin und seiner Familie, meine Heimat. Ich gedenke mit der tiefsten Dankbarkeit der Güte dieser meiner lieben Freunde und der glücklichen Tage, die ich bei ihnen verlebt habe. Die liebenswürdige Gesellschaft ihrer Kinder war mir unendlich viel wert. Ich nahm an allen ihren Spielen, ihren Spaziergängen durch die Wälder und an ihren Fahrten auf dem Wasser teil. Das Geplauder der Kleinen und ihr Wohlgefallen an den Geschichten, die ich ihnen von Elfen und Gnomen, von dem Helden und dem schlauen Bären erzählte, sind angenehme Erinnerungen für mich. Herr Chamberlin weihte

mich in die Geheimnisse der Bäume und der wildwachsenden Blumen ein, bis ich mit dem leisen Ohr der Liebe das Emporsteigen des Saftes in der Eiche vernahm und die Sonnenstrahlen von Blatt zu Blatt huschen sah.

> Gleichwie die Wurzeln in der dunklen Tiefe
> Doch Anteil nehmen an des Wipfels Freuden,
> Den Sonnenschein, die milde Luft empfinden
> Vermöge der Alliebe der Natur —

so besitze ich auch eine Anschauung der Dinge, die ich nicht sehen kann.

Es scheint mir, als liege in jedem von uns die Fähigkeit, die Eindrücke und Empfindungen zu verstehen, die das Menschengeschlecht von Anfang an gehabt hat. Jedes Individuum besitzt eine unter der Schwelle des Bewußtseins verborgene Erinnerung an die grünende Erde und die murmelnden Gewässer, und weder Blindheit noch Taubheit kann es dieser von vergangenen Generationen herüberkommenen Gabe berauben. Diese ererbte Fähigkeit ist eine Art sechsten Sinnes — ein Seelensinn, der zugleich sieht, hört, fühlt.

Ich habe viele Freunde unter den Bäumen in Wrentham. Einer von ihnen, eine herrliche Eiche, ist der besondere Stolz meines Herzens. Ich bringe alle meine übrigen Freunde zu dieser Königin des Waldes hin. Sie steht auf einer Anhöhe bei King Philips Pond, und diejenigen, die in der Baumkunst bewandert sind, behaupten, sie habe hier achthundert bis tausend Jahre gestanden. Nach einer Überlieferung warf unter diesem Baum König Philip, der heldenhafte Indianerhäuptling, seinen letzten Blick auf Himmel und Erde.

Ich hatte noch eine andere Baumfreundin, liebenswürdig und nicht so unnahbar wie die große Eiche — eine Linde, die an dem Hoftore von Red Farm wuchs. Eines Nachmittags, während eines furchtbaren Gewitters, spürte ich einen heftigen Krach gegen die Wand des Hauses und wußte, noch ehe es mir jemand sagte, daß die Linde gefallen sei. Wir gingen hinaus, um uns den Heldenbaum

anzusehen, der so vielen Stürmen widerstanden hatte, und mein Herz blutete, als ich ihn, der so machtvoll gestritten hatte und jetzt so machtvoll gefallen war, am Boden hingestreckt erblickte.

Ich darf jedoch nicht vergessen, daß ich von meinen Erlebnissen im letzten Sommer erzählen will. Sobald meine Examina vorüber waren, eilten Fräulein Sullivan und ich nach diesem grünen Winkel, wo wir ein kleines Landhaus an einem von den drei Seen besitzen, wegen deren Wrentham berühmt ist. Hier gehören die langen, sonnigen Tage mir, und jeder Gedanke an Arbeit, College und die lärmende Stadt wurde in den Hintergrund gedrängt. In Wrentham vernahmen wir ein Echo von dem, was in der Welt vorging — Krieg, Bündnis, soziale Kämpfe. Wir hörten von den blutigen, unnötigen Seeschlachten in dem weitabgelegenen Stillen Ozean und erfuhren von den Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit. Wir wußten, daß jenseits der Grenzen unseres Edens die Menschen im Schweiß ihres Angesichts Geschichte machten, während sie doch besser getan hätten, sich einen Feiertag zu gönnen. Aber wir kümmerten uns wenig um diese Dinge. Sie würden vorübergehen; hier lagen See und Wälder, weite, mit Tausendschönchen übersäte Felder und süß duftende Wiesen, und diese werden in aller Zukunft fortbestehen.

Leute, die der Meinung sind, daß uns alle sinnlichen Eindrücke durch Auge und Ohr zugehen, haben sich gewundert, daß ich, vielleicht abgesehen von dem Fehlen des Pflasters, einen Unterschied zwischen den Straßen der Stadt und den Wegen auf dem Land bemerkte. Sie vergessen, daß mein ganzer Körper auf die mich umgebenden Verhältnisse reagiert. Das Getöse und der Lärm der Stadt peitschen meine Gesichtsnerven; ich fühle das rastlose Auf- und Niederwogen einer ungesehenen Menschenmenge, und das mißtönende Treiben macht einen peinlichen Eindruck auf mich. Das Rollen der schweren Wagen auf dem harten Pflaster und das eintönige Klappern der Maschinen sind um so marternder für die Nerven, wenn jemandes Aufmerksamkeit nicht durch die bunten, wechselnden Bilder abgelenkt wird, die sich sehenden Menschen in den geräuschvollen Straßen auf Schritt und Tritt darbieten.

Auf dem Lande dagegen erblickt man nur die Schönheiten der Natur, und die Seele wird nicht traurig gestimmt durch den erbarmungslosen Kampf um das bloße Dasein, der in der dichtbevölkerten Stadt wütet. Zu verschiedenen Malen habe ich die engen, schmutzigen Straßen besucht, in denen die armen Leute wohnen, und heißer Zorn und Entrüstung steigen in mir auf bei dem Gedanken, daß gute Menschen es über sich gewinnen können, in prächtigen Häusern zu wohnen und gesund und stark zu sein, während andere dazu verurteilt sind, in häßlichen, sonnenlosen Behausungen zu weilen und in Armseligkeit zu verkümmern. Die Kinder, die sich auf diesen schmutzigen Straßen halbnackt und abgemagert umhertreiben, schrecken vor jeder ausgestreckten Hand zurück, als sollten sie einen Schlag bekommen. Ich kann die Erinnerung an die lieben, kleinen Geschöpfe nicht loswerden, und empfinde einen fortwährenden Schmerz dabei. Auch Männer und Frauen gibt es, die alle an Körper und Geist verkrüppelt und zurückgeblieben sind. Ich habe ihre harten, rauhen Hände in den meinigen gehalten und begriffen, was für ein endloses Ringen ihr Leben sein muß — nichts weiter als eine Kette nutzloser Versuche, emporzukommen. Ihr Dasein scheint ein ungeheures Mißverständnis zwischen Anstrengung und Erfolg zu sein. Sonne und Luft sind Gottes freies Geschenk an jedermann; sind sie dies aber in der Tat? In die schmutzigen Straßen der Stadt drüben dringt kein Sonnenstrahl, und die Luft ist verdorben. O Mensch, wie kannst du deinen Bruder vergessen, ihm hindernd in den Weg treten und dabei beten: «Unser täglich Brot gib uns heute», wenn er kein Brot hat. O wollten doch jene Menschen die Stadt, deren Glanz und geräuschvolles Treiben, ihr Gold verlassen und zu Wald und Feld, zu einer schlichten, ehrenhaften Lebensweise zurückkehren! Dann würden ihre Kinder kräftig wie edle Bäume werden und ihre Gedanken friedlich und lauter wie die Blumen am Wegesrain. Es ist mir unmöglich, diese Gedanken zu verbannen, wenn ich nach einem arbeitsreichen Jahr in der Stadt aufs Land zurückkehre.

Was für eine Freude ist es für mich, wieder den weichen, elastischen Boden unter den Füßen zu fühlen, auf grasbewachsenen We-

gen zu Bächen zu wandern, deren Ufer mit Farnkraut bedeckt sind und in deren sich kräuselnden Wellen ich meine Hände kühlen kann, oder über ein Steinmäuerchen zu klettern und mich auf grünen Wiesen in ausgelassener Fröhlichkeit umherzutummeln, mich im Gras zu wälzen und die Abhänge emporzuklimmen.

Nächst einem behaglichen Spaziergang kommt als ein Hauptvergnügen für mich ein Ausflug auf meinem Tandem in Betracht. Es ist mir ein herrliches Gefühl, wenn mir der Wind ins Gesicht weht und ich die elastische Bewegung meines Stahlrosses empfinde. Das rasche Durchschneiden der Luft gewährt mir ein köstliches Gefühl der Kraft und des Schwunges, und bei der Anstrengung hüpfen meine Pulse und jubelt mein Herz.

Wenn irgend möglich, begleitet mich mein Hund auf meinen Ausflügen zu Fuß, Rad, Pferd oder Boot. Ich habe viele Freunde unter den Hunden gehabt — riesige Bullenbeißer, sanfte Spaniels, Jagdhunde und ehrbare, zutrauliche Bull Terriers. Augenblicklich besitzt einer dieser letzterwähnten die ganze Zuneigung meines Herzens. Er hat einen langen Stammbaum, ein geringeltes Schwänzlein und das drolligste Gesicht der Welt. Meine Hundefreunde scheinen mein Gebrechen zu kennen und halten sich stets dicht an meiner Seite, wenn ich allein bin. Ich liebe ihre Zärtlichkeiten und das beredte Wedeln ihres Schwanzes.

Hält mich ein regnerischer Tag im Zimmer fest, so vertreibe ich mir die Zeit wie andere Mädchen. Ich stricke und häkle gern; ich lese aufs Geratewohl, wie ich es liebe, hier eine Zeile und dort eine, oder spiele vielleicht mit einem Freund ein paar Partien Schach oder Dame. Ich habe ein besonderes Brett, auf dem die Felder vertieft sind, so daß die Figuren in ihnen feststehen. Die schwarzen Damensteine sind flach, die weißen oben gewölbt. Jeder Stein hat in der Mitte eine Vertiefung, in der ein Metallknopf zur Unterscheidung der Dame von den übrigen Steinen befestigt werden kann. Die Schachfiguren sind von zwei Größen, die weißen größer als die schwarzen, so daß ich keine Mühe habe, die Operationen meines Gegners zu verfolgen, indem ich nach jedem Zug meine Hände leicht über das Brett gleiten lasse. Das bei dem Bewegen der Figu-

ren von einem Feld zum anderen entstehende Geräusch zeigt mir an, wann die Reihe an mir ist.

Bin ich zufällig ganz allein und schlechter Laune, so lege ich mir eine Patience — ein Spiel, das ich sehr liebe. Ich benutze dazu Spielkarten, die rechts oben mit Braillezeichen versehen sind, die den Wert der Karte angeben.

Sind Kinder in meiner Nähe, so weiß ich kein größeres Vergnügen, als mit ihnen herumzutollen. Selbst das kleinste Kind gibt für mich einen ausgezeichneten Gesellschafter ab, und ich freue mich, sagen zu können, daß Kinder mich in der Regel gern haben. Sie führen mich herum und zeigen mir die Dinge, die für sie von Interesse sind. Natürlich können die Kleinen noch nicht mit ihren Fingern buchstabieren, aber ich versuche, ihnen die Worte von den Lippen abzulesen. Wenn es mir nicht gelingt, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Gestikulationen. Mitunter mißverstehe ich sie, und ich tue etwas Verkehrtes. Dann brechen sie über mein Versehen in kindliches Gelächter aus, und die Pantomime beginnt von neuem. Ich erzähle ihnen oft Geschichten oder lehre sie ein Spiel, und die Stunden vergehen uns im Flug und hinterlassen uns heitere Erinnerungen.

Auch Museen und Kunstausstellungen sind für mich eine Quelle des Genusses und der Begeisterung. Ohne Zweifel wird es manchem seltsam erscheinen, daß die Hand ohne die Hilfe des Auges in dem kalten Marmor Handlung, Empfindung, Schönheit wahrnehmen können soll; und doch habe ich in der Tat hohen Genuß bei der Berührung großer Kunstwerke. Wenn meine Fingerspitzen die Linien und Formen verfolgen, so finden sie die Idee und die Empfindung heraus, die der Künstler dargestellt hat. Ich kann in den Zügen der Götter und Heroen Haß, Mut und Liebe wahrnehmen, genau so wie ich diese Gemütsbewegungen bei lebenden Personen erkennen kann, wenn ich ihr Gesicht berühren darf.

Ein Medaillon Homers hängt in meinem Studierzimmer an der Wand, in passender Höhe, so daß ich es leicht erreichen und mit liebender Verehrung das schöne, traurige Antlitz berühren kann. Wie gut ich jede Linie auf dieser hoheitsvollen Stirn kenne — Fur-

chen, die das Leben und die bittere Erfahrung des Kampfes und des Schmerzes gezogen haben — diese blinden Augen, die das Licht und den blauen Himmel des geliebten Hellas suchen . . . vergebens suchen; diesen schönen, festen, aufrichtigen, liebevollen Mund! Es ist das Antlitz eines Dichters und eines Mannes, der mit dem Schmerz vertraut ist. Ach, wie gut ich dieses Gebrechen verstehe, das ewige Dunkel, in dem er weilte —

O Nacht, Nacht, Nacht beim hellen Glanz des Mittags.
O Nacht, unwiderruflich, Finsternis
Jedweder Hoffnung bar, den Tag zu schau'n!

Ich frage mich manchmal, ob die Hand nicht empfänglicher für die Schönheiten der Plastik ist als das Auge. Ich sollte meinen, der wunderbare rhythmische Fluß der Linien ließe sich besser fühlen als sehen. Wie dem auch sei, ich weiß, daß ich den Herzschlag der alten Griechen in ihren marmornen Göttern fühlen kann.

Eine weitere Unterhaltung, zu der sich freilich seltener die Gelegenheit bietet als zu den übrigen, ist der Theaterbesuch. Ich habe viel mehr Genuß von der Beschreibung eines Stückes während der Bühnenaufführung als von seiner Lektüre, weil ich mich dabei selbst in die Mitte der dargestellten aufregenden Ereignisse versetzt glaube. Ich habe das Glück gehabt, ein paar große Schauspieler und Schauspielerinnen kennenzulernen, die die Macht besaßen, die Zuhörer so in ihrem Bann zu halten, daß sie darüber Zeit und Raum vergaßen und in der romantischen Vergangenheit lebten. Ich habe Gesicht und Kostüm von Ellen Ferry berühren dürfen, während sie das Ideal einer Königin verkörperte, und ihr ganzes Wesen atmete eine Erhabenheit, die auch das herbste Weh verklärt. Neben ihr stand Sir Henry Irving, angetan mit den Insignien der Königswürde, und in jeder Gebärde, in seiner ganzen Haltung lag Geisteshoheit, aus jedem Zug seines ausdrucksvollen Gesichts sprach ein Herrscherbewußtsein, das überwältigend wirkte. In dem Königsantlitz, das er als Maske trug, lagen eine Vornehmheit und ein Erhabensein über den Schmerz, die ich nie vergessen werde.

Auch Jefferson kenne ich. Ich bin stolz darauf, ihn zu meinen

Freunden zählen zu dürfen. Ich besuche das Theater stets, wenn ich mich an dem Ort befinde, wo er auftritt. Zum erstenmal sah ich ihn spielen, als ich in New York in die Schule ging. Er trat als Rip van Winkle auf. Ich hatte die Erzählung oft gelesen, aber niemals war mir der Reiz von Rips sanfter, kluger, gütiger Wesensart so zum Bewußtsein gekommen, wie in dem Stück. Jeffersons schöne, ergreifende Darstellung riß mich hin. Ich habe ein Bild des alten Rips in meinen Fingern, das sich ihnen unauslöschlich eingeprägt hat. Nach der Vorstellung führte mich Fräulein Sullivan zu ihm hinter die Kulissen, und ich betastete sein seltsames Gewand, sein wallendes Haar, seinen Bart. Jefferson ließ mich sein Gesicht berühren, so daß ich mir eine Vorstellung von seinem Aussehen machen konnte, als er von jenem seltsamen, zwanzigjährigen Schlaf erwachte, und er zeigte mir, wie der arme, alte Rip auf seinen Füßen hin- und herschwankte.

Auch in den «Rivals» habe ich ihn gesehen. Einst spielte er mir, als ich ihm in Boston, wo er auftrat, einen Besuch machte, die packendsten Szenen aus «Rivals» vor. Das Empfangszimmer, in dem wir saßen, diente als Bühne. Er und sein Sohn setzten sich an den großen Tisch, und Bob Acres schrieb seine Herausforderung. Ich verfolgte alle seine Bewegungen mit den Händen und erhielt einen Eindruck von der Komik seiner seltsamen Gebärden, den ich nie erhalten hätte, wenn mir alles nur in die Hand buchstabiert worden wäre. Dann erhoben sich beide, um das Duell auszufechten, und ich folgte den schnellen Stößen, dem Parieren der Degen und dem Zittern des armen Bob, als ihm allmählich der Mut entsank. Dann gab sich der große Schauspieler einen Ruck und zog seine Mundwinkel herunter — und im Nu befand ich mich im Dorf Falling Water und fühlte Schneiders rauhes Haupt an meinen Knien.

Ich erinnere mich meines ersten Theaterbesuches noch sehr gut. Es war vor zwölf Jahren. Die kleine Schauspielerin Elsie Leslie war in Boston und Fräulein Sullivan nahm mich zur Aufführung von Mark Twains «The Prince and the Pauper» mit. Nie werde ich den Wechsel von Heiterkeit und Trauer vergessen, der in dem hübschen kleinen Stück herrschte, oder das wunderbare Kind, das in ihm

auftrat. Nach Beendigung der Vorstellung durfte ich hinter die Kulissen gehen und sie in ihrem Königsgewand betasten. Es würde schwer sein, ein lieblicheres und liebenswürdigeres Kind zu finden als Elsie, wie sie mit ihren auf die Schultern fallenden, goldenen Locken dastand, mit einem strahlenden Lächeln um den Mund, ohne die geringste Spur von Befangenheit oder Ermüdung, trotzdem sie vor einer zahlreichen Zuschauermenge gespielt hatte. Ich lernte damals eben sprechen und hatte mir vorher ihren Namen so oft wiederholt, bis ich ihn ganz deutlich aussprechen konnte. Man kann sich mein Entzücken denken, als sie die wenigen Worte, die ich zu ihr sprach, verstand und mir sofort die Hand zur Begrüßung entgegenstreckte.

Ist es nun nicht wahr, daß mein Leben mit all seinen Beschränkungen in vielen Punkten dem Leben der großen Welt gleicht? Alles besitzt sein Wunderbares, selbst Dunkelheit und Stille, und ich lerne, mich unter allen Umständen mit meiner Lage abzufinden.

Manchmal allerdings befällt mich ein Gefühl der Vereinsamung wie ein kalter Nebel, wenn ich allein bin und wartend vor dem geschlossenen Tor des Lebens sitze. Da drinnen ist Licht und Musik und heitere Geselligkeit; aber mir ist der Eintritt verwehrt. Das Schicksal versperrt mir schweigend, erbarmungslos den Weg. Gern würde ich wegen seines unabwendbaren Entschlusses mit ihm hadern, denn mein Herz ist noch ungebärdig und leidenschaftlich; aber meine Zunge will die bitteren, nutzlosen Worte, die sich auf meine Lippen drängen, nicht aussprechen und sie sinken in mein Herz zurück, wie unvergossene Tränen. Unermeßliches Schweigen lagert über meiner Seele. Dann naht sich die Hoffnung mit einem Lächeln und flüstert zu mir: «Auch im Selbstvergessen liegt Genuß.» Und so versuche ich, das Licht in den Augen anderer zu meiner Sonne, die Musik in den Ohren anderer zu meiner Symphonie, das Lächeln auf anderer Lippen zu meinem Glück zu machen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ich wollte, ich könnte in dieser Skizze die Namen aller derer aufführen, die zur Erhöhung meines Glücks beigetragen haben! Teils würde man sie in den Annalen unserer Literatur aufgezeichnet finden, vielen Herzen teuer, während andere den meisten meiner Leser völlig unbekannt sein dürften. Aber der Einfluß ihrer Persönlichkeit wird, obgleich nichts davon verlautet, in dem Dasein derer, die durch ihn gebildet und veredelt worden sind, eine unvergängliche Rolle spielen. Das sind Festtage in unserem Leben, wenn wir Menschen begegnen, deren Handschlag voller unausgesprochener Sympathie ist und deren milde, reiche Naturen unserem ungestümen, ungeduldigen Gemüt eine wunderbare Ruhe mitteilen, die im innersten Kern ihres Wesens göttlichen Ursprungs ist. Die Ratlosigkeit, die Erbitterung, die Qual, die uns verfolgt haben, verschwinden wie böse Träume und wir erwachen, um die Schönheit und Harmonie von Gottes wirklicher Welt mit neuen Augen zu erblicken und mit neuen Ohren zu vernehmen. Die leeren Förmlichkeiten, die unser Alltagsleben ausfüllen, gewinnen plötzlich eine höhere, umfassendere Bedeutung. Mit einem Wort, in der Nähe solcher Freunde fühlen wir, daß alles gut ist. Vielleicht haben wir sie nie zuvor gesehen und vielleicht werden sich unsere Lebenspfade nie mehr kreuzen, aber der Einfluß ihrer ruhigen, gütigen Naturen wirkt wie ein kühlendes Bad auf unsere Unzufriedenheit und wir spüren die von ihm ausgehende, heilkräftige Erquickung, wie der Ozean die Bergströme spürt, die seine Fluten erfrischen.

Ich bin oft gefragt worden: «Werden Sie von den Leuten nicht belästigt?» Ich verstehe nicht ganz, was das heißen soll. Ich glaube, die Besuche beschränkter und neugieriger Menschen, namentlich

die der Zeitungsberichterstatter, sind stets unbequem. Auch liebe ich Leute nicht, die sich im Gespräch zu meinem Standpunkt herabzulassen bemühen. Sie gleichen denen, die, wenn sie neben uns hergehen sich bemühen, ihre Schritte zu verkürzen, um sie den unsrigen anzupassen; die Heuchelei wirkt in beiden Fällen gleich erbitternd.

Die Hände der Menschen führen für mich eine beredte Sprache. Die Berührung mancher Hände ist eine Beleidigung. Ich bin Leuten begegnet, die so bar aller Lebensfreude waren, daß, wenn ich ihre eisigen Fingerspitzen berühre, es mir vorkam, als reiche ich einem Nordoststurm die Hand. Es gibt andere, deren Hände gleichsam Sonnenstrahlen in sich tragen, so daß mir ihre Berührung das Herz erwärmt. Es braucht nur der Druck einer Kinderhand zu sein; aber für mich liegt darin ebensoviel erquickender Sonnenstrahl wie für andere in einem Liebesblick. Ein herzlicher Händedruck oder ein freundlicher Brief macht mir stets Freude.

Ich habe viele Freunde in der Ferne, die ich nie gesehen habe. In der Tat sind ihrer so viele, daß ich oft außerstande bin, ihre Briefe zu beantworten; ich wünsche ihnen jedoch hier zu sagen, daß ich ihnen stets für ihre gütigen Worte dankbar bin, so unzulänglich auch die Anerkennung meinerseits ausfallen mag.

Ich rechne es zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens, viele bedeutende Männer kennengelernt zu haben und mit ihnen in persönlichen Kontakt gekommen zu sein. Nur wer Bischof Brooks kennt, vermag zu ermessen, wie wertvoll seine Freundschaft für die ist, die sie besitzen. Als Kind liebte ich es, auf seinen Knien zu sitzen und meine kleine Hand auf seine große zu legen, während Fräulein Sullivan mir in die andere seine herrlichen Worte über Gott und das Jenseits buchstabierte. Ich hörte ihm mit kindlichem Staunen und Entzücken zu. Mein Geist konnte dem Flug des seinigen nicht folgen, aber er lehrte mich wahren Lebensgenuß und ich verließ ihn nie, ohne einen erhebenden Gedanken mit mir fortzutragen, der an Schönheit und Tiefe der Bedeutung zunahm, je mehr ich heranwuchs. Als ich einst über die große Menge Religionen verwirrt war, sagte er zu mir: «Es gibt nur *eine* Weltreligion, Helen — die Religion der Liebe. Liebe dei-

nen himmlischen Vater von ganzem Herzen und mit ganzer Seele, liebe jedes Kind Gottes, so innig du es kannst, und erinnere dich daran, daß das Gute eher Aussicht auf Verwirklichung hat als das Böse, und du hast den Schlüssel zum Himmelreich.» — Und sein Leben bildete ein treffliches Beispiel für diese große Wahrheit. In seiner edlen Seele standen Liebe und umfassendes Wissen im Bund mit dem Glauben, der zur Erkenntnis geworden war.

Gott in allem, was erhebt, befreit und tröstet,
So auch in allem, was uns niederdrückt.

Bischof Brooks lehrte mich kein besonderes Glaubensbekenntnis oder Dogma; allein er prägte meinem Geist zwei große Ideen ein — die Eigenschaft Gottes als Vater und die der Menschen als Brüder — und setzte mir auseinander, daß diese Wahrheiten allen Glaubensbekenntnissen und Kulturformen zugrunde liegen. Gott ist die Liebe, Gott ist unser Vater, wir sind seine Kinder; daher werden sich die dunkelsten Wolken einst zerteilen und obgleich das Recht mit Füßen getreten werden kann, so soll das Unrecht doch nicht triumphieren.

Ich bin auf Erden zu glücklich, um viel an das Jenseits zu denken, abgesehen davon, daß ich mich erinnere, daß geliebte Freunde im Himmelreich auf mich warten. Trotz der Reihe von Jahren scheinen sie mir doch so nahe zu sein, daß ich mich keinen Augenblick wundern würde, wenn sie meine Hand ergriffen und zärtliche Worte sprächen, wie sie dies vor ihrem Hinscheiden zu tun pflegten.

Seit Bischof Brooks' Tod habe ich die Bibel von Anfang bis zu Ende gelesen, ebenso einige philosophische Werke über Religion, unter ihnen Swedenborgs «Himmel und Hölle» und Drummonds «Ascent of Man»; ich habe jedoch kein Glaubensbekenntnis oder System gefunden, das mich mehr befriedigt hätte als Bischof Brooks' Religion der Liebe. Ich habe Henry Drummond persönlich gekannt und bei der Erinnerung an seinen kräftigen, warmen Händedruck ist es mir, als erteilte er mir seinen Segen. Er war der angenehmste Gesellschafter, den man sich denken kann. Er besaß ein so reiches Wissen und war so geistvoll, daß er jedermann mit sich fortriß.

Ich erinnere mich noch sehr gut meines ersten Zusammentreffens mit Dr. Oliver Wendell Holmes. Er hatte Fräulein Sullivan und mich eingeladen, ihn eines Sommernachmittags zu besuchen. Es war zu Beginn des Frühjahrs, kurz nachdem ich sprechen gelernt hatte. Wir wurden sofort nach der Bibliothek gewiesen, wo wir ihn in einem großen Lehnstuhl bei einem offenen Feuer, das im Kamin glühte und prasselte, sitzen fanden, in Erinnerungen vergangener Zeiten versunken, wie er sagte.

«Und zugleich in das Rauschen des Charlesflusses», — fügte ich hinzu.

«Ja», — antwortete er, «der Charlesfluß erinnert mich an viele glückliche Stunden.» — Es herrschte ein Geruch von bedrucktem Papier und Leder in dem Raum, der mir sagte, daß er voller Bücher sei, und ich streckte unwillkürlich meine Hand aus, um sie zu suchen. Ich ergriff eine schöne Ausgabe von Tennysons Gedichten und als mir Fräulein Sullivan gesagt hatte, was für ein Buch es sei, begann ich zu rezitieren:

Break, break, break
On thy cold gray stones, o sea!

Aber ich hielt plötzlich inne. Ich fühlte Tränen auf meiner Hand. Ich hatte meinen geliebten Dichter zum Weinen gebracht und war ganz untröstlich darüber. Er nötigte mich in seinen Lehnstuhl und brachte mir verschiedene interessante Dinge zum Befühlen, und auf seine Bitte deklamierte ich ihm auch «The Chabered Nautilus», das damals mein Lieblingsgedicht war. Später besuchte ich Doktor Holmes noch öfters und lernte in ihm sowohl den Menschen wie den Dichter lieben.

Dr. Edward Everett Hale ist einer meiner ältesten Freunde. Ich kenne ihn seit meinem achten Lebensjahr und meine Liebe zu ihm hat zugenommen, je älter ich wurde. An seiner weisen, liebevollen Teilnahme haben Fräulein Sullivan und ich uns in den Tagen der Prüfung und der Trübsal aufgerichtet, und seine starke Hand hat uns über manche steile und steinige Strecke unseres Weges hinweggeholfen, und was er für uns getan hat, das hat er für tausend

andere getan, die schwierige Aufgaben zu erfüllen haben. Er hat die alten Schläuche des Dogmas mit dem neuen Wein der Liebe gefüllt und den Menschen gezeigt, was es heißt, zu glauben, zu leben und frei zu sein. Was er gelehrt hat, das haben wir in seinem Leben auf das schönste ausgedrückt gefunden — Vaterlandsliebe, Güte dem geringsten seiner Brüder gegenüber und ein aufrichtiges Verlangen, sich über das Irdische emporzuschwingen. Er war ein Prophet und Herzenskünder gewesen, ein mächtiger «Täter des Wortes», der Freund seines ganzen Geschlechtes — Gott segne ihn!

Meine erste Begegnung mit Dr. Alexander Graham Bell habe ich schon erwähnt. Seitdem habe ich viele glückliche Tage mit ihm in Washington und auf seinem schönen Landsitz im Innern von Cape Breton Island verlebt. Hier habe ich in Dr. Bells Laboratorium oder auf den Feldern am Ufer des großen Bras d'Or viele genußreiche Stunden zugebracht, in denen er mir von seinen Experimenten erzählte und ich ihm beim Steigenlassen der Drachen half, mittels derer er die Gesetze, die die Luftschiffahrt der Zukunft beherrschen sollten, zu ergründen hoffte. Dr. Bell hat bedeutende Leistungen auf vielen wissenschaftlichen Gebieten aufzuweisen und besitzt die Gabe, alles, was er in die Hand nimmt, interessant zu machen, selbst die verwickeltsten Fragen. Man hat bei ihm das Gefühl, daß, wenn man nur ein wenig mehr Zeit hätte, man auch ein Erfinder sein könnte. Dazu hat er eine humoristische und eine poetische Seite. Seine Hauptleidenschaft ist seine Liebe zu Kindern. Nie ist er so durchaus glücklich, als wenn er ein kleines taubstummes Kind in seinen Armen hält. Seine Arbeiten zum Besten der Taubstummen werden fortleben und noch über künftige Generationen von Kindern Segen verbreiten, und wir lieben ihn ebenso für das, was er selbst geleistet, wie für das, wozu er andere angeregt hat.

In den zwei Jahren, die ich in New York verbrachte, hatte ich oft Gelegenheit, mit hervorragenden Männern zu sprechen, deren Namen ich oft gehört, mit denen ich aber niemals zusammenzutreffen gehofft hatte. Zum größten Teil lernte ich diese im Haus meines lieben Freundes, Herrn Laurence Hutton, kennen. Es war eine

große Vergünstigung, ihn und die liebe Frau Hutton in ihrer reizenden Villa besuchen zu können, ihre Bibliothek zu besichtigen und die herrlichen Empfindungen und glänzenden Gedanken zu lesen, die begabte Freunde für sie niedergeschrieben hatten. Man hat mit Recht gesagt, Herr Hutton besitze die Fähigkeit, aus jedem die besten Gedanken und die zartesten Empfindungen herauszulocken. Man braucht nicht die Erzählung «A Boy I Knew» gelesen zu haben, um ihn zu verstehen — den mit dem reinsten, kindlichsten Gemüt begabten Mann, den treuen Freund in allen Lebenslagen, der sowohl das Leben der Hunde wie das seiner Mitmenschen liebevoll verfolgt.

Frau Hutton ist eine aufrichtige, bewährte Freundin. Vieles, was ich für das Beste und Wertvollste halte, verdanke ich ihr. Oft hat sie mir während meines Universitätsstudiums mit Rat und Tat beigestanden. Wenn ich meine Lebensaufgabe schwer und entmutigend finde, so schreibt sie mir Briefe, die mich wieder froh und tapfer machen, denn sie gehört zu denen, von denen wir lernen können, daß die Erfüllung einer mühevollen Pflicht die Erfüllung der nächsten einfacher und leichter macht.

Herr Hutton führte mich bei vielen seiner literarischen Freunde ein, u. a. auch bei Mark Twain. Von Mark Twains Lippen las ich ein paar seiner prächtigen Erzählungen ab. Er hat seine eigene Art, zu denken, zu sprechen und zu handeln. Ich fühle das Zwinkern seines Auges in seinem Händedruck. Eben dadurch, daß er seine zynische Weisheit in einer unsagbar drolligen Weise vorbringt, erweckt er die Empfindung, daß sein Herz voll des tiefsten, innigsten Mitgefühls ist.

Es gibt noch eine Menge anderer interessanter Leute, mit denen ich in New York zusammengetroffen bin, allein mir fehlt der Raum, hier aller meiner Freunde zu gedenken, und in der Tat gibt es in bezug auf sie Dinge, die sich hinter Cherubsschwingen bergen, Dinge, die zu heilig sind, um in kalte Druckschrift umgesetzt zu werden. Nur mit innerem Widerstreben habe ich soeben von Frau Laurence Hutton gesprochen.

Ich will nur noch zwei weitere befreundete Personen erwähnen.

Die eine ist Frau William Thaw in Pittsburg, die ich oft auf ihrem Landsitz in Lyndhurst besucht habe. Sie ist stets damit beschäftigt, jemand glücklich zu machen, und über all die Jahre, die meine Lehrerin und ich sie kennen, haben wir stets bei ihr großmütige Hilfe und weisen Rat gefunden.

Auch einem anderen Freund bin ich zu tiefem Dank verpflichtet. Er ist wegen seiner mächtigen Hand, mit der er große Unternehmungen leitet, weit und breit bekannt, und seine bewundernswerten Eigenschaften haben ihm die allgemeine Achtung erworben. Freundlich zu jedermann tut er unausgesetzt in der Stille und unbemerkt Gutes. Wiederum berühre ich den Kreis geachteter Namen, die ich nicht nennen darf, aber ich möchte gern seine Hochherzigkeit und seine rege Teilnahme an meinem Geschick hervorheben, die es mir möglich gemacht haben, die Universität zu besuchen.

So haben meine Freunde mein Leben zu dem gemacht, was es ist. In tausenderlei Weise haben sie meine Gebrechen in herrliche Vorrechte verwandelt und mich in den Stand gesetzt, heiter und glücklich in dem von meinen körperlichen Mängeln geworfenen Schatten zu wandeln.

II. Teil

Briefe (1887 bis 1901)

Einführung

Keineswegs bloß als Ergänzung zu ihrer Lebensgeschichte sind Helen Kellers Briefe wichtig, sondern auch als Spiegel des Wachstums ihrer Gedankenwelt und ihrer Ausdrucksfähigkeit — jenes Aufblühens, das sie in erster Linie so bemerkenswert gemacht hat.

Diese Briefe sind jedoch nicht nur interessant, mit Neugier und Bewunderung zu lesen, als Wert eines taubstummen und blinden Mädchens; es sind zudem beinahe von Anfang an ausgezeichnete Briefe. Die besten Abschnitte sind jene, in denen die Schreiberin von sich selbst spricht und ihre Welt mit den Worten ihres darin gesammelten Erfahrungsschatzes beschreibt. So sind beispielsweise ihre Ansichten über das Vorrücken der Jahreszeiten nicht wichtig, wohl aber ihre Schilderung dessen, was das Sprechen für sie bedeutet, wie sie Statuen und Hunde betastet, und die Kücken auf der Geflügelausstellung, wie sie ihm Chor von St. Bartholmews steht und die Orgel dröhnen fühlt. Das sind Stellen, von denen man gerne noch mehr finden möchte. Der Grund ihrer Seltenheit liegt darin, daß Helen Keller zeit ihres Lebens bemüht war, «wie andere Leute» zu sein und daher die Dinge oft nicht so darstellt, wie sie sich ihr offenbaren, sondern wie sie jemand wahrnimmt, der über Gehör und Gesicht verfügt.

Die Güte der Briefe erklärt sich unter anderm aus ihrer großen Zahl. Sie stellen die Stilübungen dar, durch die Helen Keller schreiben lernte. Verschiedentlich hielt sie sich fern von ihren Angehörigen und ihrem engeren Bekanntenkreis auf, in anderen Teilen des Landes. Manche ihrer Freunde waren hochangesehene Persönlichkeiten, und sie fühlte die Notwendigkeit, den Inhalt ihrer Briefe möglichst einwandfrei zu gestalten — meiner Ansicht nach selten

auf Kosten der Spontaneität. Diesen Freunden und ein paar Menschen, mit denen sie eine besonders enge Beziehung verband, schreibt sie mit völliger Offenheit über alles, was ihr durch den Kopf geht. Wie reizend ist doch ihr naives Nacherzählen einer Kindergeschichte, die sie kennengelernt hat, wie etwa die von «Little Jakey», die sie für Dr. Holmes und Bischof Brooks wiedergibt; und ihre ernsthafte Paraphrase über die Geographie- oder Botanikstunde, ihre papageienhafte Wiederholung dessen, was man ihr beigebracht hat, ihr bewußtes Zurschaustellen neuer Wörter sind köstlich und aufschlußreich, denn sie zeigen nicht nur, was sie lernt und erfaßt, sondern auch, wie sie sich die neuen Begriffe und Kenntnisse zu eigen macht, indem sie sie in ihren Briefen verwendet.

Mit der Wiedergabe dieser Auswahl aus Helen Kellers Briefen wird zweierlei bezweckt: Einmal soll ihre Entwicklung dadurch illustriert werden, und zweitens geschieht es, um die unterhaltsamsten und bedeutsamsten Abschnitte aus der mehrere hundert Briefe umfassenden Korrespondenz zu erhalten. Manches von dem, was sie vor 1892 schrieb, ist in den Berichten des Perkinsschen Institutes für Blinde veröffentlicht worden. Bis zu diesem Datum wurden hier fast alle Briefe ungekürzt wiedergegeben, denn das Interesse für den Geschicklichkeitsgrad des Kindes in der Satzbildung ist berechtigt, auch hinsichtlich gewisser Einzelheiten, wie beispielsweise der Zeichensetzung. Aus der nach 1892 entstandenen Korrespondenz ist im Sinne einer Anthologie das ausgewählt worden, was stilistisch und vom biographischen Gesichtspunkt aus wertvoll ist.

Die Briefe werden hier in chronologischer Reihenfolge wiedergegeben. In einigen Fällen wurden Briefe von Bischof Brooks, Dr. Holmes und John G. Whittier jenen angefügt, zu denen sie die Antwort darstellen. Die Auswahl hört mit dem Jahre 1901 auf. Damals hatte Helen Keller eben ihr erstes College-Jahr hinter sich. Was sie später schrieb, als erwachsene Frau, soll wie die Korrespondenz jeder anderen Person beurteilt werden, denn Helen Keller ist ein Mensch wie jeder andere, abgesehen davon, daß sie die einzige Blinde und Taube der Welt ist, die Hochschulbildung besitzt.

Briefe Helen Kellers

Auswahl aus der Korrespondenz von 1887 bis 1901

Fräulein Sullivan begann Helen Keller am 3. März 1887 zu unterrichten. Dreieinhalb Monate nachdem dem Kind das erste Wort in die Hand buchstabiert worden war, schrieb es mit Bleistift folgenden Brief:

*An Helens Kusine Anna (Frau George T. Turner)**

Tuscumbia, Alabama, 17. Juni 1887

helen write anna george will give helen apple simpson will shoot bird jack will give helen stick of candy doctor will give mildred medicine mother will make mildred new dress

helen schreiben anna george wird helen apfel geben simpson wird vogel schießen jack wird helen zuckerstengel geben doktor wird mildred medizin geben mama wird mildred neues kleid machen

(ohne Unterschrift)

Fünfundzwanzig Tage später schrieb sie anläßlich einer kurzen Abwesenheit von zu Hause an ihre Mutter. Die Buchstaben stehen, ungelenk und eckig, ohne Richtung nebeneinander, und zwei Wörter sind beinahe unleserlich.

* Die ersten Äußerungen Helens sind auch englisch wiedergegeben worden, weil der in ihnen enthaltene eigenartige Reiz in der Übersetzung stark verwischt wird.

An Frau Kate Adams Keller

Huntsville, Alabama, 12. Juli 1887

helen will write mother letter papa did give helen medicine mildred will sit in swing mildred did kiss helen teacher did give helen peach george is sick in bed george arm is hurt anna did give helen lemonade dog did stand up.

conductor did punch ticket papa did give helen drink of water in car.

carlotta did give helen flowers anna will buy helen pretty new hat helen will hug and kiss mother helen will come home grandmother does love helen

good-by (ohne Unterschrift)

helen wird mutter brief schreiben papa tat helen medizin geben mildred wird in schaukel sitzen mildred tat helen küssen fräulein tat helen pfirsich geben george ist krank im bett george arm ist weh anna tat helen limonade geben hund tat aufstehen.

schaffner tat billet knipsen papa tat helen wasser zu trinken geben in wagen.

carlotta tat helen blumen geben anna wird helen hübschen neuen hut kaufen helen wird mama liebhaben und küssen helen wird nach hause kommen großmama tut helen gern haben

adieu

Im folgenden September zeigte Helen Fortschritte in bezug auf vollständigere Satzkonstruktion und reicheren Gedankeninhalt.

An die blinden Mädchen im Perkinsschen Institut in Boston

Tuscumbia, September 1887

Helen will write little blind girls a letter Helen and teacher will come to see little blind girls Helen and teacher will go in steam car to boston Helen and blind girls will have fun blind girls can talk on fingers Helen will see Mr Anagnos Mr anagnos will love and

kiss Helen Helen will go to school with blind girls Helen can read and count and spell und write like blind girls mildred will not go to boston Mildred does cry prince and jumbo will go to boston papa does shoot ducks with gun and ducks do fall in water and jumbo and mamie do swim in water and bring ducks out in mouth to papa Helen does play with dogs Helen does ride on horseback with teacher Helen does give handee grass in hand teacher does whip handee to go fast helen is blind helen will put letter in envelope for blind girls

good-by
Helen Keller

Helen will kleinen blinden mädchen einen brief schreiben Helen und fräulein wird kleine blinde mädchen besuchen Helen und fräulein wird in eisenbahn nach boston fahren Helen wird mit blinden mädchen spielen blinde mädchen können die fingersprache Helen wird Herr anagnos besuchen Herr anagnos wird Helen küssen und gern haben Helen wird mit blinden mädchen zur schule gehen Helen kann lesen und rechnen und buchstabieren und schreiben wie blinde mädchen mildred wird nicht nach boston gehen Mildred tut weinen prince und jumbo werden nach boston fahren papa tut enten mit flinte schießen und enten tun in wasser fallen und jumbo und mamie tun in wasser schwimmen und enten im maul zu papa herausbringen Helen tut mit hunden spielen Helen tut mit fräulein ausreiten Helen tut handee gras in hand geben fräulein tut handee schlagen um rasch zu gehen Helen ist blind Helen wird brief in umschlag stecken für blinde mädchen

adieu
Helen Keller

Ein paar Wochen später ist ihr Stil korrekter und gewandter. Ihre Ausdrucksweise ist besser geworden, obgleich sie immer noch den Artikel ausläßt und die Konstruktion mit «did» für das einfache Imperfekt gebraucht. Es ist eine Eigenart, die sich bei vielen Kindern findet.

An die blinden Mädchen im Perkinsschen Institut

Tuscumbia, 24. Oktober 1887

dear little blind girls

I will write you a letter. I thank you for pretty desk I did write mother in memphis on it mother and mildred came home wednesday mother brought me a pretty new dress and hat papa did go to huntsville he brought me apples and candy I and teacher will come to boston and see you nancy is my doll she does cry I do rock nancy to sleep mildred is sick doctor give her medicine to make her well. I and teacher did go to church sunday mr. lane did read in book and talk Lady did play organ. I did give man money in basket. I will be good girl and teacher will curl my hair lovely. I will hug und kiss little blind girls mr. anagnos will come to see me.

good-by

Helen Keller

liebe kleine blinde mädchen

Ich will euch einen brief schreiben Ich danke euch für hübsches pult Ich tat darauf an mama nach memphis schreiben mama und mildred kamen mittwoch nach hause mama brachte mir ein hübsches kleid und hut papa tat nach huntsville fahren er brachte mir äpfel und bonbons Ich und fräulein wollen nach boston kommen und euch besuchen nancy ist meine puppe sie tut weinen und ich tue nancy in schlaf wiegen mildred ist krank doktor wird ihr medizin geben um sie gesund zu machen. Ich und Fräulein taten sonntag zur kirche gehen herr lane tat in buch lesen und reden Lady tat orgel spielen. Ich tat mann geld in Korb geben. Ich will braves mädchen sein und fräulein wird mein haar reizend locken. Ich werde kleine blinde mädchen liebhaben und küssen herr anagnos wird mich besuchen.

adieu

Helen Keller

Mit Beginn des nächsten Jahres wird Helens Ausdrucksweise bestimmter. Sie gebraucht mehr Adjektive, auch Adjektive der Farbe. Obgleich sie keine sinnliche Kenntnis von Farben haben kann, so vermag sie doch die Worte in verständiger, zutreffender Weise zu

gebrauchen. Der folgende Brief enthält die Schilderung eines Picknicks im Wald und zeigt, in welcher Weise Fräulein Sullivan die Erholungsstunden zur Belehrung auszunutzen wußte.

An Herrn Michael Anagnos

Tuscumbia, Ala., 3. Mai 1888

Lieber Herr Anagnos, ich freue mich, heute an Sie schreiben zu können, da ich Sie sehr liebe. Ich war sehr glücklich, hübsches Buch und niedliche Bonbons und zwei Briefe von Ihnen zu erhalten. Ich werde Sie bald besuchen und viele Fragen über Länder an Sie richten und Sie werden gutes Kind lieben.

Mutter macht mir hübsche, neue Kleider, in Boston zu tragen, und ich werde niedlich aussehen, um kleine Mädchen und Knaben und Sie zu besuchen. Freitag gingen Lehrerin und ich zu einem Picknick mit kleinen Kindern. Wir spielten Spiele und aßen unter den Bäumen zu Mittag und wir fanden Farne und wilde Blumen. Ich ging in die Wälder und lernte Namen von vielen Bäumen. Es gibt Pappel- und Zedern- und Fichten- und Eichen- und Eschen- und Hickory- und Ahornbäume. Sie werfen einen angenehmen Schatten, und die kleinen Vögel lieben es, sich auf den Bäumen hin- und herzuschaukeln und zu singen. Kaninchen hüpfen und Eichhörnchen laufen und häßliche Schlangen kriechen in den Wäldern. Geranien und Jasminrosen sind kultivierte Pflanzen. Ich helfe Mutter und Lehrerin sie jeden Abend vor dem Essen begießen.

Vetter Artur machte mir eine Schaukel in der Esche. Tante Ev. ist nach Memphis gegangen. Onkel Frank ist hier. Er pflückt Erdbeeren für das Mittagessen. Nancy ist wieder krank, neue Zähne machen sie unwohl. Adeline ist gesund und sie kann am Montag mit mir nach Cincinnati gehen. Tante Ev. will mir eine Knabenpuppe schicken, Harry wird Nancys und Adelines Bruder sein. Kleine Schwester ist gutes Mädchen. Ich bin jetzt müde und will nach unten gehen. Ich sende Ihnen mit Brief viele Küsse und Liebkosungen.

Ihr Lieblingskind
Helen Keller

An Fräulein Evelina H. Keller

Boston, 29. Oktober 1888

Meine liebe Tante! Ich werde sehr bald kommen, und ich denke, Du und jedermann wird sehr froh sein, meine Lehrerin und mich wiederzusehen. Ich freue mich sehr, daß ich viel über viele Dinge gelernt habe. Ich studiere Französisch und Deutsch und Latein und Griechisch. Se agapo ist Griechisch und heißt: Ich liebe dich. J'ai une bonne petite soeur ist Französisch und heißt: Ich habe eine gute kleine Schwester. Nous avons un bon père et und bonne mère heißt: Wir haben einen guten Vater und eine gute Mutter. Puer ist Knabe im Lateinischen und Mutter ist mother im Deutschen. Ich will Mildred viele Sprachen lehren, wenn ich nach Hause komme.

Helen A. Keller

An Frau Sophia C. Hopkins

Tuscumbia, Ala., 11. Dezember 1888

Meine liebe Frau Hopkins: —

Ich habe gerade mein liebes kleines Täubchen gefüttert. Mein Bruder Simpson gab es mir letzten Sonntag. Ich nannte es Annie, nach meiner Lehrerin. Mein Hündchen hat sein Abendessen gehabt und ist schlafen gegangen. Meine Kaninchen schlafen auch und sehr bald gehe ich auch zu Bett. Lehrerin schreibt Briefe an ihre Freunde. Mutter und Vater und ihre Freunde sind gegangen, einen riesigen Schmelzofen anzusehen. Der Ofen soll Eisen machen. Das Eisenerz findet man in der Erde; aber man kann es nicht benützen, bis es zum Schmelzofen gebracht und geschmolzen wird und all der Schmelz herausgenommen ist und nur das reine Eisen übrigbleibt. Dann ist es bereit, zu Maschinen, Öfen, Kesseln und vielen anderen Dingen verarbeitet zu werden.

Auch Kohle findet man in der Erde. Vor vielen Jahren, bevor Menschen auf der Erde lebten, bedeckten große Bäume und hohe Gräser und riesige Farne und all die schönen Blumen die Erde. Als die Blätter und die Bäume fielen, deckte das Wasser und Erde sie zu; und dann wuchsen noch mehr Bäume und fielen um und wurden

unter Wasser und Erde begraben. Nachdem sie alle viele tausend Jahre lang zusammengepreßt worden waren, wurde das Holz sehr hart, wie Stein und dann war es bereit, von den Menschen verbrannt zu werden. Können Sie Blätter und Farne und Rinde auf der Kohle sehen? Männer gehen unter die Erde und graben die Kohle aus und verkaufen sie den Leuten zum Verbrennen, um sie warm und glücklich zu machen, wenn es draußen kalt ist.

Sind Sie sehr allein und traurig? Ich hoffe, Sie kommen bald mich besuchen und bleiben lange da.

Mit vielen Grüßen von Ihrer kleinen Freundin

Helen A. Keller

An Fräulein Della Bennet

Tuscumbia, Ala., 29. Januar 1889

Mein liebes Fräulein Bennet: — Es freut mich sehr, Ihnen heute morgen zu schreiben. Wir haben gerade gefrühstückt. Mildred rennt drunten herum. Ich habe in meinem Buch über Astronomie gelesen. Astronom kommt vom lateinischen Wort astra, das Stern heißt; und Astronomen sind Männer, die die Sterne studieren und uns davon erzählen. Wenn wir ruhig in unseren Betten schlafen, beobachten sie den schönen Himmel mit einem Teleskop. Ein Teleskop ist wie ein sehr scharfes Auge. Die Sterne sind so weit weg, daß die Menschen ohne sehr vorzügliche Instrumente nicht viel von ihnen erfahren können. Schauen Sie gern aus Ihrem Fenster, um die kleinen Sterne zu sehen? Lehrerin sagt, daß sie Venus von unserem Fenster sehen kann und daß es ein großer und schöner Stern ist. Man nennt die Sterne die Brüder und Schwestern der Erde.

Es gibt eine große Menge Instrumente außer denen, die die Astronomen benützen. Ein Messer ist ein Instrument zum schneiden. Ich denke die Glocke ist auch ein Instrument. Ich werde Ihnen sagen, was ich von Glocken weiß.

Manche Glocken sind wohlklingend und manche sind es nicht. Es gibt auch kleine und sehr große. Ich sah eine sehr große Glocke in Wellesley. Sie kam von Japan. Glocken werden für verschiedene Zwecke benützt. Sie zeigen uns an, wenn das Frühstück bereit ist,

wenn die Schule anfängt, wenn es Zeit für die Kirche ist und wenn ein Brand ausgebrochen ist. Sie sagen den Leuten, wenn sie zur Arbeit gehen müssen und wenn sie heimgehen und sich ausruhen können. Die Lokomotiv-Glocke zeigt den Reisenden an, daß sie an einer Station ankommen und sagt den Leuten, daß sie aus dem Weg gehen müssen. Manchmal passieren schreckliche Unfälle und viele Leute werden verbrannt und ertrinken oder werden verletzt. Neulich zerbrach ich den Kopf meiner Puppe, aber das war kein schrecklicher Unfall, weil Puppen nicht leben und fühlen wie Menschen. Meinen kleinen Tauben geht es gut und auch meinem Vögelchen. Ich hätte gern Ton. Lehrerin sagt, es sei Zeit für mich jetzt zu lernen. Adieu.

Mit vielen Grüßen und Küssen
Helen A. Keller

Während des Winters arbeiteten Fräulein Sullivan und ihre Schülerin fleißig in Tuscumbia und mit gutem Erfolg, denn im Lauf des Frühjahrs nahm Helens Ausdrucksweise echt englisches Gepräge an. Seit Mai 1889 finden sich, abgesehen von einigen offenbaren Schreibfehlern, keine Verstöße gegen die Regeln der Sprache mehr; sie gebraucht die Wörter richtig und bildet fließende Sätze. So schreibt sie am 18. Mai in einem Brief an Herrn Anagnos:

Mein lieber Herr Anagnos: — Sie können sich nicht vorstellen, wie erfreut ich war, gestern abend einen Brief von Ihnen zu erhalten. Es tut mir sehr leid, daß Sie so weit fortgehen. Wir werden Sie sehr, sehr vermissen. Ich würde gern viele schöne Städte mit Ihnen besuchen. Als ich in Huntsville war, traf ich mit Dr. Bryson zusammen und er erzählte mir, er sei in Rom, Athen, Paris und London gewesen. Er hat die hohen Berge in der Schweiz erstiegen, schöne Kirchen in Italien und Frankreich besucht und viele alte Schlösser gesehen. Ich hoffe, daß Sie mir, bitte aus all den Städten, die Sie besuchen, schreiben werden. Wenn Sie nach Holland kommen, so grüßen Sie bitte die liebliche Prinzessin Wilhelmine herzlichst von mir. Sie ist ein liebes kleines Mädchen und wenn sie alt

genug ist, so wird sie Königin von Holland sein. Wenn Sie nach Rumänien kommen, so fragen Sie, bitte, die Königin nach ihrem kleinen kranken Bruder und sagen Sie ihr, daß ich sehr traurig bin, daß ihr geliebtes Töchterchen gestorben ist. Ich möchte gern Vittorio, dem kleinen Prinzen von Neapel einen Kuß senden, aber Lehrerin sagt, sie fürchte, Sie könnten so viele Aufträge nicht behalten. Wenn ich dreizehn Jahre alt bin, so werde ich sie alle selbst besuchen...

Im Sommer war Fräulein Sullivan dreieinhalb Monate verreist. Folgender Brief Helens an sie legt Zeugnis von dem herzlichen Verhältnis ab, das zwischen Lehrerin und Schülerin bestand.

Tuscumbia, Ala., 7. August 1889

Liebste Lehrerin! Ich freue mich sehr, Ihnen heute abend schreiben zu können, denn ich habe den ganzen Tag viel an Sie gedacht. Ich sitze auf der Piazza und meine kleine weiße Taube sitzt auf der Lehne meines Stuhles, während ich schreibe. Ihr kleiner brauner Gefährte ist mit den übrigen Vögeln davongeflogen, aber Annie* ist nicht traurig, denn sie leistet mir gern Gesellschaft.

Der kleine Artur** wächst sehr schnell. Er hat jetzt ein kurzes Kleidchen an. Cousine Leila glaubt, daß er bald gehen wird. Dann will ich seine weiche, dicke Hand in die meine nehmen und mit ihm im hellen Sonnenschein spazieren gehen. Er wird die größten Rosen pflücken und auf die lustigen Schmetterlinge Jagd machen. Ich werde sehr sorgfältig auf ihn aufpassen, damit er nicht fällt und sich weh tut...

Ein Herr schenkte mir eine schöne Karte. Sie stellt eine Mühle an einem schönen Bach dar. Auf dem Wasser schwimmt ein Boot und rings um das Boot wachsen duftende Lilien. Nicht weit von der Mühle liegt ein altes Haus, das ganz dicht von Bäumen umgeben ist. Auf dem Dach des Hauses sitzen acht Tauben, und auf der Schwelle liegt ein Hund...

Ich lese täglich in meinen Büchern. Ich liebe sie recht, recht, recht

* So hatte Helen die Taube nach ihrer Lehrerin genannt.
** Helens jüngster Bruder.

sehr. Ich wünschte, Sie kehrten bald zu mir zurück. Ich vermisse Sie recht, recht sehr. Ich kann vieles nicht verstehen, wenn meine liebe Lehrerin nicht hier ist. Ich sende Ihnen fünftausend Küsse und mehr Liebe, als ich sagen kann.

Ihre dankbare kleine Schülerin
Helen A. Keller

Im Herbst kehrten Helen und Fräulein Sullivan in das Perkinssche Institut in South Boston zurück.

An Fräulein Mildred Keller

South Boston, 24. Oktober 1889

Meine geliebte kleine Schwester: — Guten Morgen. Mit diesem Brief schicke ich dir ein Geburtstagsgeschenk. Ich hoffe, daß es dir gut gefallen wird, denn es macht mich sehr glücklich, es dir zu senden. Das Kleid ist blau wie deine Augen und Bonbons sind süß wie du selbst. Ich denke, Mutter wird das Kleid gern für dich machen und wenn du es trägst, wirst du so hübsch wie eine Rose sein. Das Bilderbuch wird dir alles von vielen merkwürdigen und wilden Tieren erzählen. Du brauchst nicht Angst davor zu haben. Sie können nicht aus dem Bild herauskommen und dir etwas tun.

Ich gehe jeden Tag in die Schule und lerne viele neue Dinge. Um neun Uhr gehe ich mit den kleinen Mädchen in den Turnsaal und wir amüsieren uns sehr. Ich wünschte, du könntest hier sein und drei kleine Eichhörnchen mit uns spielen, und zwei sanfte Tauben und mit uns ein hübsches, kleines Nest für ein junges Rotkehlchen machen. Die Spottdrossel lebt nicht im kalten Norden. Um zehn Uhr lerne ich von der Erde, auf der wir leben. Um elf Uhr spreche ich mit meiner Lehrerin und um zwölf Uhr lerne ich Zoologie. Ich weiß noch nicht, was ich am Nachmittag tun werde.

Nun adieu, meine liebe kleine Mildred. Sage Vater und Mutter viele Grüße und umarme und küsse sie für mich.

Deine dich liebende Schwester
Helen A. Keller

An Herrn William Wade

South Boston, Mass., 20. November 1889

Mein lieber Herr Wade: — Ich bekam gerade einen Brief von meiner Mutter, der mir mitteilt, daß das schöne Bullenbeißer Hündchen, das Sie mir geschickt haben, gut in Tuscumbia angekommen ist. Danke vielmals für das hübsche Geschenk. Es tat mir sehr leid, daß ich nicht zu Hause war, um es willkommen zu heißen; aber meine Mutter und meine kleine Schwester werden sehr lieb mit ihm sein, während seine Herrin fort ist. Ich hoffe, es fühlt sich nicht allein und unglücklich. Ich glaube, daß junge Hunde sehr Heimwehkrank sein können, genau wie kleine Mädchen. Ich möchte es Löwin nennen, als Ihr Geschenk. Darf ich? Ich hoffe, sie wird sehr treu sein — und auch tapfer.

Ich studiere in Boston mit meiner lieben Lehrerin. Ich lerne eine Menge neuer und wundervoller Dinge; von der Erde und den Tieren und ich habe Mathematik besonders gern. Ich lerne auch viele neue Wörter. Exceedingly lernte ich gestern. Wenn ich Löwin sehe, werde ich ihr viele Sachen sagen, die sie erstaunen werden. Ich denke, sie wird lachen, wenn ich ihr sage, daß sie ein Wirbeltier, ein Säugetier, ein Vierfüßler ist und ich muß ihr leider auch sagen, daß sie ein Fleischfresser ist. Ich lerne auch Französisch. Wenn ich französisch mit Löwin spreche, werde ich «mon beau chien» zu ihr sagen. Bitte, sagen Sie Löwe, daß ich Löwin gut pflegen werde. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir wieder schreiben würden.

Von Ihrer Sie liebenden kleinen Freundin Helen A. Keller

P. S. Ich gehe in der Perkinsschen Institution für die Blinden in die Schule.

*An Dr. Oliver Wendell Holmes**

South Boston, Mass., 1. März 1890

Lieber, freundlicher Dichter: — Seit dem schönen Sonntag, an dem ich Ihnen adieu sagte, habe ich oft an Sie gedacht und ich

* The Atlantic Monthly, Mai 1890. Mit der Erlaubnis der Herren Houghton, Miffin & Co.

schreibe Ihnen diesen Brief, weil ich Sie liebe. Es tut mir leid, daß Sie keine kleinen Kinder haben, mit denen Sie manchmal spielen können; aber ich denke, daß Sie mit Ihren Büchern sehr glücklich sind und mit Ihren vielen, vielen Freunden. An Washingtons Geburtstag kamen sehr viele Leute hierher, um die blinden Kinder zu besuchen und ich las ihnen aus Ihren Gedichten vor und zeigte ihnen einige schöne Muscheln, die von einer kleinen Insel in der Nähe von Palos kommen.

Ich lese eine sehr traurige Geschichte, die «Little Jakey» heißt. Jakey war der herzigste kleine Kerl, den man sich denken kann, aber er war arm und blind. Als ich klein war und bevor ich lesen konnte, glaubte ich, daß jedermann immer glücklich sei und zuerst machte es mich sehr traurig, von Schmerz und großem Kummer zu hören; aber jetzt weiß ich, daß wir nie lernen würden, mutig und geduldig zu sein, wenn es nur Freude auf der Welt gäbe.

Ich lerne jetzt in Zoologie von den Insekten und ich habe viel über Schmetterlinge erfahren. Sie machen keinen Honig für uns, wie die Bienen, aber viele von ihnen sind so schön wie die Blumen, auf die sie sich setzen und sie entzücken immer die Herzen der kleinen Kinder. Sie leben ein frohes Leben, von Blume zu Blume huschend, Tröpfchen von Honigtau schlürfend, ohne sich über das Morgen Gedanken zu machen. Sie sind gerade wie kleine Jungen und Mädchen, wenn sie ihre Bücher und Aufgaben vergessen und in die Wälder und Felder laufen, um wilde Blumen zu pflücken, oder in die Teiche zu waten, um duftende Wasserlilien zu holen, glücklich im hellen Sonnenschein.

Wenn meine kleine Schwester nächsten Juni nach Boston kommt, darf ich sie zu Ihnen bringen? Sie ist ein reizendes Baby und ich bin sicher, daß Sie sie gern haben werden.

Jetzt muß ich meinem sanften Dichter adieu sagen, denn ich muß noch einen Brief nach Hause schreiben, ehe ich ins Bett gehe.

Von Ihrer Sie liebenden kleinen Freundin,
Helen A. Keller

*An Fräulein Sarah Fuller**

South Boston, Mass., 3. April 1890

Mein liebes Fräulein Fuller,

Mein Herz ist an diesem schönen Morgen voll Freude, weil ich viele neue Wörter sprechen gelernt habe und ein paar Sätze bilden kann. Gestern abend ging ich in den Hof hinaus und redete den Mond an. Ich sagte: O Mond, komm zu mir! Glauben Sie, daß sich der liebe Mond freute, als er mich sprechen hörte? Wie froh wird meine Mutter sein! Ich kann den Juni kaum erwarten, so sehnlich wünsche ich, zu ihr und zu meiner reizenden kleinen Schwester sprechen zu können. Mildred konnte mich nicht verstehen, wenn ich mit meinen Fingern buchstabierte, aber jetzt wird sie auf meinem Schoß sitzen und ich werde ihr viel erzählen, was ihr gefallen wird und wir werden so glücklich miteinander sein. Sind Sie sehr, sehr glücklich, daß Sie so viele Menschen glücklich machen? Ich glaube, Sie sind sehr gütig und geduldig und ich liebe Sie von ganzem Herzen. Meine Lehrerin sagte mir am Dienstag, Sie wünschten zu wissen, wie der Wunsch in mir aufstieg, mit meinem Mund zu sprechen. Ich will es Ihnen ausführlich erzählen, denn ich erinnere mich ganz genau daran. Als ich ein ganz kleines Kind war, pflegte ich die ganze Zeit auf meiner Mutter Schoß zu sitzen, weil ich sehr furchtsam war und nicht gern allein blieb. Ich hielt fortwährend meine kleine Hand an ihr Gesicht, weil es mir Spaß machte, zu fühlen, wie sich ihr Gesicht und ihre Lippen bewegten, wenn sie mit anderen sprach. Ich wußte damals noch nicht, was sie tat, denn ich war in allem ganz unwissend. Als ich dann älter wurde, lernte ich mit meiner Wärterin und den kleinen Negerkindern spielen und bemerkte, daß sie ihre Lippen genau wie meine Mutter bewegten; daher bewegte ich auch die meinigen, aber das machte mich mitunter zornig und ich schlug meine Spielgefährten oft heftig auf den Mund. Ich wußte damals noch nicht, daß das sehr unartig war. Nach langer Zeit kam meine teure Lehrerin zu mir

* Fräulein Fuller gab Helen Keller ihre ersten Sprachstunden.

und lehrte mich, wie ich mich mit meinen Fingern verständlich machen könnte, und ich war glücklich und zufrieden. Als ich dann aber in die Schule nach Boston kam, traf ich mehrere taube Leute, die mit ihrem Mund sprachen, wie alle anderen Menschen und eines Tages kam eine Dame, die in Norwegen gewesen war, zu mir, um mich zu besuchen, und erzählte mir von einem blinden und tauben Mädchen, das sie in jenem fernen Lande gesehen hatte und das sprechen und andere verstehen gelernt hatte, wenn sie zu ihr sprachen. Diese guten, fröhlichen Nachrichten entzückten mich über die Maßen, denn jetzt war ich überzeugt, daß ich es auch lernen würde. Ich versuchte, Töne hervorzubringen wie meine kleinen Spielgefährten, aber Fräulein Sullivan sagte mir, die Stimme sei etwas sehr zartes und empfindliches und ich würde sie schädigen, wenn ich unrichtige Töne ausstieße, und sie versprach mir, mich zu einer gütigen und klugen Dame mitzunehmen, die mich lehren würde, Töne richtig hervorzubringen. Diese Dame waren Sie selbst. Jetzt bin ich so glücklich wie die kleinen Vögel, denn ich kann sprechen, und vielleicht werde ich sogar singen lernen. Alle meine Freunde werden darüber erstaunt und erfreut sein.

Ihre Sie liebende kleine Schülerin
Helen A. Keller

An Herrn George R. Krehl

Blindeninstitution, South Boston, Mass. 20. März 1891

Mein lieber Freund, Herr Krehl: — Ich habe eben durch Herrn Wade von Ihrem freundlichen Angebot, mir einen artigen Hund zu kaufen, gehört, und ich möchte Ihnen für Ihre Freundlichkeit danken. Es macht mich in der Tat sehr glücklich, zu wissen, daß ich in anderen Ländern so liebe Freunde habe. Ich habe gelesen, daß Engländer und Amerikaner Vettern sind, aber ich bin sicher, daß es viel richtiger wäre zu sagen, daß sie Geschwister sind. Meine Freunde haben mir von Ihrer großen, prächtigen Stadt erzählt und ich habe viel gelesen, was kluge Engländer geschrieben haben. Ich

habe angefangen «Enoch Arden» zu lesen und ich kann mehrere Gedichte des großen Dichters auswendig. Ich kann es kaum erwarten, über den Ozean zu fahren und meine englischen Freunde und ihre gute, weise Königin zu sehen. Einmal kam der Graf von Meath mich besuchen und er sagte mir, daß die Königin wegen ihrer Güte und Klugheit von ihrem Volk sehr geliebt wird. Eines Tages werden Sie die Überraschung haben, ein fremdes, kleines Mädchen in Ihr Büro eintreten zu sehen; aber wenn Sie hören, daß es das kleine Mädchen ist, das Hunde und alle anderen Tiere liebt, so werden Sie lachen und ich hoffe, Sie werden mir einen Kuß geben, wie Herr Wade es auch tut. Er hat noch einen Hund für mich und er denkt, er wird ebenso mutig und treu sein wie meine schöne Löwin. Und nun möchte ich Ihnen sagen, was die Hundefreunde in Amerika tun werden. Sie werden mir ein wenig Geld schicken für ein armes kleines taubstummes und blindes Kind. Es heißt Tommy und ist fünf Jahre alt. Seine Eltern sind zu arm, um den kleinen Kerl in die Schule zu schicken; so werden die Herren, statt mir einen Hund zu schenken, helfen, Tommys Leben so hell und freudig wie das meine zu machen. Ist das nicht ein schöner Plan? Erziehung wird Licht und Musik in Tommys Seele bringen und dann kann er nicht anders als glücklich sein.

Ihre Sie liebende kleine Freundin,
Helen A. Keller

An Frau Kate Adams Keller (Auszug)

South Boston, 13. April 1893

...Lehrerin, Frau Pratt und ich entschlossen uns ganz unerwartet zu einer Reise mit dem lieben Dr. Bell zu Herrn Westerwelt, einem Herrn, den Vater in Washington kennen lernte und der eine Taubstummenschule in Rochester hat. Dorthin gingen wir zuerst...

Herr Westerwelt gab einen Empfang für uns an einem Nachmittag. Es kamen viele Leute. Manche stellten sonderbare Fragen. Eine Dame schien überrascht, daß ich Blumen liebe, obgleich ich

ihre schönen Farben nicht sehen kann... Aber natürlich liebt man Blumen ja nicht nur wegen der Farbe...

Nach dem Empfang gingen wir ins Hotel zurück und Lehrerin schlief ganz ahnungslos von der großen Überraschung, die wir für sie geplant hatten. Dr. Bell und ich dachten es uns aus und er machte alle Vorbereitungen, ehe wir Lehrerin sagten, daß wir die Niagarafälle ansehen gehen würden...

Das Hotel war so nahe beim Flußufer, daß ich ihn vorbeirauschen fühlte, wenn ich die Hand zum Fenster hinaushielt. Am nächsten Morgen ging die Sonne hell und warm auf und wir standen schnell auf, denn unsere Herzen waren voll froher Erwartung...

Du kannst dir nie vorstellen, was ich empfand, als ich vor dem Niagara stand, außer wenn du dieselben geheimnisvollen Gefühle hast wie ich. Ich konnte fast nicht verstehen, daß es Wasser war, das ich rauschen und sich mit ungezügelter Wut in die Tiefe zu meinen Füßen stürzen fühlte. Es schien ein lebendes Wesen zu sein, das einem schrecklichen Schicksal entgegenraste. Ich möchte, ich könnte den Wasserfall schildern, wie er ist, seine Schönheit und majestätische Größe, das furchtbare, unwiderstehliche Hinabstürzen des Wassers über den Hang des Abgrundes. Man fühlt sich in Gegenwart einer solchen ungeheuren Kraft hilflos und überwältigt. Ich hatte schon einmal dasselbe Gefühl, als ich am Strande des Ozeans stand und die Wellen ans Ufer schlagen fühlte. Ich glaube, auch du hast diese Empfindung, wenn du in der Nacht zu den Sternen aufblickst, nicht wahr...? Wir gingen ungefähr vierzig Meter in einem Aufzug hinunter, um die heftigen Wogen und Wirbel in der tiefen Schlucht unterhalb des Falles zu beobachten. Drei Kilometer von den Fällen ist eine wundervolle Hängebrücke. Sie überspannt die Schlucht in einer Höhe von fünfundachtzig Meter über dem Wasser und wird auf beiden Seiten von Türmen aus Felsen gehalten, die zweihundertsechzig Meter voneinander entfernt sind...

Es wird dich freuen, zu hören, liebe Mutter, daß eine liebe Dame, namens Hooker, sich bemüht, mein Sprechen zu verbessern. Oh, ich hoffe und bete, daß ich eines Tages gut sprechen werde...!

Ihren Besuch der Weltausstellung beschreibt sie in einem Brief an Fräulein Derby. Fräulein Sullivan schreibt in einer diesbezüglichen Notiz, daß die Leute oft sagten: «Helen sieht mehr mit ihren Fingern wie wir mit unseren Augen...»

An Fräulein Caroline Derby

Hulton, Penn., 17. August 1893

...Jedermann in der Ausstellung ist sehr freundlich mit mir... Fast alle Aussteller schienen ganz einverstanden zu sein, mich die zerbrechlichsten Sachen betasten zu lassen. Ein französischer Herr, an dessen Namen ich mich nicht erinnere, zeigte mir die großen französischen Bronzen. Ich glaube, sie machten mir mehr Vergnügen als alles andere in der Ausstellung: sie waren so lebendig und wundervoll anzufühlen... In der Ausstellung von Tiffany hielt ich den schönen Tiffany-Diamanten, der auf hunderttausend Dollar Wert geschätzt wird, in der Hand und berührte viele seltene und kostbare Dinge. Ich saß in König Ludwigs Lehnstuhl und fühlte mich wie eine Königin...

An Fräulein Caroline Derby

Wright-Humason School, New York, 15. März 1895

...Ich glaube, ich habe Fortschritte im Lesen von den Lippen gemacht, obwohl ich es noch immer sehr schwer finde, schnelles Sprechen zu lesen, aber ich bin sicher, daß ich es eines Tages können werde, wenn ich Ausdauer habe. Dr. Humason versucht noch immer, mein Sprechen zu verbessern. Oh, Carrie, wie gern möchte ich wie andere Leute sprechen können! Denke, welche Freude es für alle meine Freunde wäre, mich natürlich sprechen zu hören! Ich wundere mich, warum es für ein taubes Kind so schwer und verwirrend ist, sprechen zu lernen, wenn es für andere Leute so leicht ist; aber ich bin sicher, daß ich einmal tadellos sprechen werde, wenn ich geduldig bin...

Wissen Sie, daß unsere guten Lehrer uns überall hinführen, wo es etwas Interessantes zu sehen gibt und daß wir eine Menge auf

diese amüsante Weise lernen? An Georg Washingtons Geburtstag gingen wir alle in die Hundeausstellung und wir verbrachten einen fröhlichen Nachmittag, trotz der großen Menge Leute in Madison Garden Square und trotz der Verwirrung, die die verschiedenen Töne des Hundeorchester bei denen verursachten, die sie hören konnten. Die Hunde, die am meisten Beachtung fanden, waren die Bulldoggen. Sie nahmen sich verblüffende Freiheiten heraus, wenn jemand sie streichelte und warfen sich einem fast in die Arme und begannen einen ungeniert zu küssen, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sich das paßte. Liebe Zeit, was für unschöne kleine Biester es sind! Aber sie sind gutmütig und freundlich, daß man sie gernhaben muß...

An Frau Laurence Hutton

Tuscumbia, Ala., 29. Juli 1895

...Ich verbringe meine Ferien sehr ruhig und friedlich in meinem schönen, sonnigen Heim, mit meinen lieben Eltern, meiner herzigen kleinen Schwester und meinem Brüderchen Phillips. Auch meine geliebte Lehrerin ist da und so bin ich natürlich glücklich. Ich lese ein wenig, gehe ein wenig spazieren und spiele viel mit den Kindern und die Tage gehen köstlich vorbei...!

Meine Freunde waren so erfreut über die Fortschritte, die ich letztes Jahr im Sprechen und Lippenlesen gemacht habe, daß beschlossen wurde, ich solle meine Studien in New York noch ein Jahr fortsetzen...

Bitte entschuldigen Sie, meine liebe Frau Hutton, daß ich Ihnen einen auf der Schreibmaschine geschriebenen Brief übers Meer schicke. Ich habe mehrmals versucht, mit einem Bleistift auf meinem kleinen Schreibgerät zu schreiben, aber ich habe es wegen der Hitze sehr schwierig gefunden. Die Feuchtigkeit meiner Hände beschmutzt und beschmiert das Papier so sehr, daß ich gezwungen bin, meine Schreibmaschine zu benützen. Es ist leider nicht meine Remington, sondern ein widerspenstiges kleines Ding, das beim kleinsten Anlaß aus der Ordnung gerät und nicht dazu gebracht werden kann, einen Punkt zu machen...

An Charles Dudley Warner

Brewster, Mass., 3. September 1896

...Ich hatte den ganzen Sommer vor, Ihnen zu schreiben; es gibt eine Menge, wovon ich Ihnen erzählen wollte und ich dachte, daß Sie vielleicht gern etwas von unseren Ferien am Meer und von unseren Plänen für nächstes Jahr hören würden; aber die glücklichen Tage des Nichtstuns glitten so schnell vorbei und es waren immer so viele amüsante Dinge zu tun, daß ich nie Zeit fand, meine Gedanken zu Papier zu bringen und sie Ihnen zu senden. Ich frage mich, was aus verlorenen Gelegenheiten wird. Vielleicht liest sie unser Schutzengel auf, wenn wir sie fallen lassen, und wird sie uns später einmal zurückgeben, wenn wir weiser geworden sind und besser wissen, sie zu gebrauchen. Aber wie dem auch sei, ich kann Ihnen heute nicht den geplanten Brief schreiben, denn mein Herz ist zu traurig, um an die glücklichen Tage des Sommers zu denken. Mein Vater ist tot. Er starb letzten Samstag zu Hause in Tuscumbia und ich war nicht dort. Mein einzig geliebter Vater! Oh, lieber Freund, wie soll ich es je tragen...!

An Herrn John Hitz

12 Newbury Street, Boston, 3. Feb. 1899

...Ich machte letzten Montag eine außerordentlich interessante Erfahrung. Eine gute Freundin nahm mich am Morgen ins Bostoner Kunstmuseum mit. Sie hatte zuvor die Erlaubnis für mich eingeholt, die Statuen, besonders die, die ich aus der «Ilias» und «Aeneis» kannte, berühren zu dürfen. War das nicht herrlich? Ich sah die Venus von Medici, die Minerva des Parthenon, Diana und den unglücklichen Laokoon und seine zwei kleinen Söhne, die in den gräßlichen Umschlingungen zweier großen Schlangen kämpften und ihre Arme mit herzzerreißenden Schreien zum Himmel hoben. Ich sah auch Apollo Belvedere, der gerade die Python erschlagen hatte. Oh, er war unsäglich schön! Venus entzückte mich. Ich weinte fast über die arme Niobe, die die grausame Göttin anfleht, ihr ihr letztes Kind zu lassen. Sie sehen, ich habe einen Vorgeschmack des Vergnügens bekommen, das ich bei einem Besuch von Florenz haben werde...

An Frau Laurence Hutton

Boston, 28. Mai 1899

...Wir hatten einen Tag harter Arbeit. Herr Keith war heute Nachmittag drei Stunden da und ergoß einen Strom von Latein und Griechisch in meinen armen, verwirrten Kopf. Ich glaube tatsächlich, daß er mehr von lateinischer und griechischer Grammatik weiß, als Cicero oder Homer je träumten! Cicero ist großartig, aber seine Reden sind sehr schwer zu übersetzen. Ich schäme mich manchmal, welch dummes Zeug ich den beredten Mann sagen lasse; aber wie kann ein Schulmädchen einen solchen Genius verstehen? Ja, ich müßte ein Cicero sein, um wie ein Cicero zu reden!

An Frau Laurence Hutton

559 Madison Avenue, New York, 2. Januar 1900

...Wir sind seit einer Woche hier und bleiben bei Fräulein Rhoades bis Samstag... Wir gingen Sonntag in die St. Bartholomew Kirche und seit Bischof Brooks starb, habe ich mich in keiner Kirche so zu Hause gefühlt... Nach dem Gottesdienst spielte Herr Warren auf der Orgel für mich. Ich stand in der Mitte der Kirche, wo die von der großen Orgel erzeugten Luftschwingungen am stärksten sind und ich fühlte die mächtigen Tonwellen gegen mich anbrausen, wie die großen Wellen des Meeres gegen ein kleines Schiff schlagen...

An Herrn Charles T. Copeland

20. Dezember 1900

...Ich war nie recht zufrieden mit meiner literarischen Flickarbeit, aber ich konnte die Schwierigkeiten, die ich hatte, nie herausfinden, bis Sie sie mir zeigten. Als ich im Oktober in Ihre Klasse kam, versuchte ich mit allen Kräften, wie alle anderen zu sein, so viel wie möglich meine Hemmnisse und besonderen Verhältnisse zu vergessen. Jetzt aber sehe ich, welche Torheit es ist, seinen Wagen an einen Stern zu spannen, mit einem Harnisch, der nicht

dazu paßt. Ich habe immer anderer Leute Eindrücke und Beobachtungen als selbstverständlich für mich angenommen. Es kam mir nie in den Sinn, daß es vielleicht der Mühe wert wäre, meine eigenen Beobachtungen zu machen und meine eigenen Eindrücke zu beschreiben. Von jetzt an habe ich beschlossen, ich selbst zu sein, mein eigenes Leben zu leben und von meinen eigenen Gedanken zu schreiben, wenn ich welche habe...

An Senator George Frisbie Hoar

Cambridge, Mass., 25. November 1901

Mein lieber Senator Hoar,

ich bin froh, daß Ihnen mein Brief über Dr. Howe gefallen hat. Er war mir aus dem Herzen geschrieben, und deshalb vielleicht hat er eine sympathische Antwort in anderen Herzen ausgelöst. Ich werde Dr. Hale bitten, mir den Brief zu leihen, so daß ich davon eine Abschrift für Sie machen kann.

Sie sehen, daß ich eine Schreibmaschine verwende — sie ist meine rechte Hand, wenn man so sagen darf. Ich wüßte nicht, wie ich ohne sie das College besuchen könnte. Ich schreibe auf ihr alle meine Aufgaben und Prüfungsarbeiten, auch Griechisch. Allerdings hat sie einen Nachteil, und der wird vermutlich von den Lehrern als Vorteil betrachtet; Fehler werden nämlich beim ersten Blick entdeckt, und es gibt nicht die leiseste Möglichkeit, sie hinter einer unentzifferbaren Schrift zu verbergen.

Ich weiß, daß Sie belustigt sein werden, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mich stark für Politik interessiere. Ich schätze es sehr, wenn man mir aus der Zeitung vorliest, und ich versuche, die wichtigen Tagesfragen zu begreifen; erschreckend ist für mich bloß, daß meine Kenntnisse recht unzuverlässig sind; denn ich ändere meine Ansichten mit jedem neuen Buch, das ich lese. Ich dachte, daß das Studium von Staatsrecht und Nationalökonomie all meine Schwierigkeiten und Verwirrungen in herrliche Gewißheiten verwandeln würde; aber ach, ich fand, daß es auf diesem fruchtbaren Wissensfeld mehr Spreu als Weizen gibt...

III. Teil

Anhang

Von John Albert Macy
Nebst Briefen und Berichten
von A. M. Sullivan

Wie dieses Buch entstanden ist

Man muß gestehen, die erste Auflage der ersten Fassung von Helen Kellers «Geschichte meines Lebens» erschien 1903 gerade zur rechten Zeit. Die Entwicklung der Verfasserin war im wesentlichen abgeschlossen, und was sie auch seither noch erreicht hat, es kann immer nur ein verhältnismäßig geringfügiger Zuwachs zu den Erfolgen sein, die sie schon damals aufzuweisen hatte.

Um den Leser in den Stand zu setzen, Helen Kellers Aufzeichnungen richtig zu bewerten, sind einige Erläuterungen notwendig. In der Schilderung, die sie von ihren ersten Unterrichtsjahren entwirft, gibt sie keinen wissenschaftlich genauen Bericht ihres Lebens, nicht einmal die wichtigsten Ereignisse darin. Sie kann im einzelnen nicht wissen, wie sie unterrichtet wurde und die Erinnerung an ihre Kindheit ist zum Teil eine idealisierte Erinnerung an das, was sie später von ihrer Lehrerin und anderen erfahren hat. Sie ist weniger imstande, sich an Ereignisse zu entsinnen, die fünfzehn Jahre zurückliegen, als die meisten von uns sich ihre Kindheit ins Gedächtnis zurückrufen können. Aus diesem Grund wird man stellenweise einen Unterschied in den Aufzeichnungen Helen Kellers und den Berichten ihrer Lehrerin finden.

Die Art und Weise, wie Helen Keller ihre Biographie geschrieben hat, legt deutlicher als alles andere Zeugnis von den Schwierigkeiten ab, die sie zu überwinden hatte. Wenn wir schreiben, so können wir das Fertiggewordene durchlesen, seitenlang zurückblättern, einfügen, die Anordnung ändern; wir können sehen, wie sich die Sätze im Konzept ausnehmen und so das ganze Werk vor unseren Augen aufbauen. Wenn Helen Keller die Schreibmaschine benutzt,

so kann sie das Niedergeschriebene nur prüfen, wenn jemand es ihr mittels des Fingeralphabets vorliest.

Die Schwierigkeit wird zum Teil durch die Benützung der Braillemaschine behoben, die ein für sie lesbares Manuskript liefert; da ihre Arbeit aber zuletzt in Druckschrift übertragen werden muß und eine Braillemaschine etwas unbequem zu handhaben ist, so hat sie sich daran gewöhnt, sofort mit der Schreibmaschine zu arbeiten.

Als sie im Juli 1902, trotz großer Arbeitsüberlastung, das Schlußkapitel beendet hatte, begann sie, das ganze Buch mit der Schreibmaschine umzuschreiben. Ein guter Freund von ihr, William Wade, hatte für sie eine vollständige Braillekopie nach den Niederschriften angefertigt. Nun hatte sie zum erstenmal ihr gesamtes Manuskript auf einmal unter den Fingern. Sie bemerkte Mängel in der Anordnung der Abschnitte und Wiederholungen einzelner Redewendungen; ferner erkannte sie, daß ihre Biographie von selbst in kurze Kapitel zerfiel und teilte sie demgemäß von neuem ein.

Teils infolge ihres Temperaments, teils infolge der Bedingungen, unter denen ihr Buch entstanden war, hatte sie mehr eine Reihe glänzender Einzelschilderungen als eine einheitliche Erzählung gegeben; in der Tat sind verschiedene Abschnitte ihrer Biographie kurze Aufsätze, die sie in ihren englischen Unterrichtsstunden geschrieben hatte.

Bei der Reinschrift brachte Helen Keller mit Hilfe ihrer Braillemaschine Korrekturen und Ergänzungen auf besonderen Blättern zu Papier. Längere Korrekturen schrieb sie auf der Schreibmaschine und bezeichnete die Stellen, an die sie gehörten, durch Stichwörter. Dann las sie das ganze Buch von der Braillekopie ab und brachte während des Lesens noch Korrekturen an, die auf das Manuskript übertragen wurden, das dann in die Druckerei kam. Während dieser Revision eröffnete sie Fragen, die auf Inhalt und Form Bezug hatten. Sie saß da, hielt dann und wann inne, um die Blätter, auf die sie ihre Notizen in Brailleschrift aufgezeichnet hatte, zu vergleichen, und las die ganze Zeit über laut, um ihre Zuhörer in die Lage zu versetzen, das Manuskript zu kontrollieren.

Sie hörte auf die Kritik genau so wie jeder andere Schriftsteller

auf das Urteil seiner Freunde oder seines Verlegers hört. Fräulein Sullivan, die eine ausgezeichnete Kritikerin ist, machte ihr sowohl bei der Ausarbeitung wie bei der Revision vielfach Verbesserungsvorschläge. Man hat behaupten wollen, Helen Keller sei durch übereifrige Freunde zur Abfassung ihres Buches sowie zur Einfügung gewisser Dinge gedrängt worden. In Wirklichkeit haben die Ratschläge, die sie erhalten und befolgt hat, mehr zu Streichungen als zu Zusätzen geführt. Das Buch ist Helen Kellers persönliches Werk und der entscheidende Beweis für ihre selbständige Begabung.

Helen Kellers Persönlichkeit

Mark Twain hat behauptet, die beiden interessantesten Charaktere des neunzehnten Jahrhunderts seien Napoleon und Helen Keller. Die Bewunderung, mit der die Welt auf die letztere geblickt hat, wird durch ihre Leistungen mehr als gerechtfertigt. Niemand vermag etwas Zutreffendes über sie zu sagen, was nicht bereits gedruckt ist, und alles, was ich tun kann, besteht darin, einige Tatsachen über Helen Kellers Entwicklungsgang mitzuteilen und die Angaben über ihre Persönlichkeit in einigen Punkten zu ergänzen.

Helen Keller ist groß und kräftig gebaut und hat sich stets einer guten Gesundheit erfreut. Sie scheint nervöser zu sein, als sie tatsächlich ist, weil sie mehr mit den Händen gestikuliert als die meisten Englisch sprechenden Menschen. Der eine Grund für diese Gewohnheit liegt bei ihr darin, daß sie sich ihrer Hände so lange Zeit als Verständigungsmittel bediente, daß sie von selbst die raschen Bewegungen des Auges angenommen haben und einen Teil dessen ausdrücken, was wir mit einem Blick sagen. Alle taubstummen Menschen gestikulieren von Haus aus.

Wenn Helen Keller spricht, so belebt sich ihr Gesicht und drückt

alle Nuancen ihres Denkens aus, ihre Züge werden sprechend und geben ihren Worten erst den rechten Nachdruck. Wenn sie jedoch mit einem nahen Bekannten spricht, so faßt sie mit der Hand rasch nach seinem Gesicht, um, wie sie sagt, «das Bewegungsspiel des Mundes zu sehen». Auf diese Weise ist sie imstande, den Sinn solcher halb ausgesprochener Sätze zu verstehen, die wir unbewußt durch den Ton der Stimme oder den Ausdruck des Auges ergänzen.

Ihr Personengedächtnis ist erstaunlich. Sie erinnert sich bei der Begrüßung von Fingern, die sie früher in der Hand gehalten hat, an all die charakteristischen Muskelbewegungen, die den Handschlag des einen Menschen von dem des anderen verschieden machen.

Vielleicht der kennzeichnendste Charakterzug Helen Kellers (und ebenso Fräulein Sullivans) ist der Humor. Schlagfertigkeit und die Neigung zu Wortspielen verleihen ihr eine Vorliebe für Bonmots und witzige Redewendungen. Doch ist ihr Humor von jener tieferen Art, die gleichbedeutend mit Mut ist.

Jemand fragte sie, ob sie gern studiere.

«Ja», antwortete sie, «aber ich spiele auch gern und ich habe manchmal das Gefühl, eine Musikdose zu sein, deren Musik im Innern eingeschlossen ist.»

Als sie Dr. Furness, den Shakespeare-Forscher, kennenlernte, warnte er sie, sich von den Professoren nicht zu viel angebliche Tatsachen über Shakespeares Leben erzählen zu lassen; «alles, was wir wissen», sagte er, «ist, daß Shakespeare getauft wurde, geheiratet hat und starb.»

«Nun», erwiderte sie, «er scheint die wichtigsten Dinge getan zu haben.»

Joseph Jefferson erklärte Helen Keller einmal, was die Buckel auf ihrem Kopf bedeuteten.

«Das», sagte er, «ist Ihr Preiskämpfer-Buckel.»

«Ich kämpfe nie», antwortete sie, «außer gegen Schwierigkeiten.»

Mit zehn Jahren beschloß sie, sprechen zu lernen und sie ließ ihre Lehrerin nicht eher in Ruhe, bis ihr diese die Erlaubnis gab, Unterricht darin nehmen zu dürfen, obgleich kluge, erfahrene Leute, sogar Fräulein Sullivan selbst, die klügste von allen, es als ein Ex-

periment betrachteten, das unmöglich gelingen könne und nur dazu angetan sei, sie unglücklich zu machen. Dieselbe Hartnäckigkeit war es, die sie bewog, die Universität zu besuchen. Nachdem sie ihre Examina bestanden und ihr Abiturientenzeugnis erhalten hatte, wurde ihr vom Dekan des Radcliffe College und von anderen vom Universitätsstudium abgeraten. Sie schob es daher ein volles Jahr auf. Sie fühlte sich aber nicht befriedigt, bis sie ihren Plan ausführte und die Universität bezog.

Ihr Leben ist eine Reihe von Anläufen gewesen, alles zu tun, was andere tun, und es ebenso gut zu tun. Sie hat damit einen durchschlagenden Erfolg erzielt, denn bei dem Versuch, wie die anderen zu sein, ist sie dahin gelangt, sich selbst völlig zu finden. Ihre Abneigung, sich geschlagen zu erklären, hat ihren Mut entwickelt. Was ein anderer erreichen kann, das kann sie auch. Ihre Achtung für persönliche Tapferkeit gleicht der Verachtung des Knaben für den weinenden Spielgefährten, mit einem Anflug von jugendlichem Großtun. Sie unternimmt Fußwanderungen in die Wälder, kriecht durch das Gestrüpp, wobei sie zerkratzt und zerschunden wird; aber man kann sie nicht dahin bringen, zuzugeben, daß sie sich verletzt habe und um keinen Preis dazu bewegen, das nächstemal zu Hause zu bleiben.

Versucht man, an ihr Experimente zu machen, so zeigt sie eine zähe Entschlossenheit, jede Probe, der man sie zu unterziehen wünscht, zu bestehen, so widersinnig sie auch sein mag.

Wenn sie die Antwort auf eine Frage nicht weiß, rät sie frisch darauflos. Fragt man sie nach der Farbe des Rockes, den man trägt (kein Blinder kann eine Farbe erkennen), so befühlt sie ihn und sagt: schwarz. — Ist es zufällig blau und sagt man ihr das triumphierend, so ist sie imstande, zu antworten: «Danke. Es freut mich, daß Sie es wissen. Wozu haben Sie mich dann gefragt?»

Ihr launischer und waghalsiger Geist treibt sie so sehr zum Äußersten an, daß sie ein ziemlich schlechtes Subjekt für psychologische Experimente abgibt. Außerdem sieht Fräulein Sullivan nicht ein, warum sie Untersuchungen von Wissenschaftlern über sich ergehen lassen sollte und hat selbst wenig solche Experimente

mit ihr gemacht. Als ein Psychologe fragte, ob Helen Keller im Schlaf mit den Fingern buchstabiere, antwortete Fräulein Sullivan, daß sie es nicht der Mühe wert finde, wach zu bleiben und aufzupassen, da solche Dinge von zu wenig Bedeutung seien.

Helen Keller liebt Geselligkeit. Wenn jemand, den sie berührt, über einen Scherz lacht, lacht sie mit, gerade als ob sie ihn gehört hätte. Wenn andere von Musik hingerissen werden, so erscheint, durch Sympathie hervorgerufen, auf ihren Zügen auch ein strahlender Ausdruck. In der Tat besitzt sie ein so feines Gefühl für die Gemütsbewegungen Fräulein Sullivans, daß sie sich ihr sofort anpassen kann und so scheint sie auch zu wissen, was in ihrer Umgebung geschieht, selbst wenn die Unterhaltung ihr nicht in die Hand buchstabiert wird. In derselben Weise beruht ihr Verständnis für Musik auf Sympathie, obgleich sie sich an ihr auch um ihrer selbst willen erfreut.

Musik kann für sie vermutlich wenig mehr bedeuten als eine rhythmische Bewegung. Sie kann nicht singen oder Klavier spielen, obgleich sie, wie frühere Experimente beweisen, es mechanisch erlernen konnte, eine Melodie auf den Tasten abzuspielen. Ihre Freude an der Musik ist dessenungeachtet völlig echt, denn die Töne werden ihr durch das Gefühl vermittelt, indem die Luftwellen sie berühren. Teilweise rührt ihr Verständnis für den Rhythmus der Musik ohne Zweifel von den Schwingungen fester Körper her, die sie berührt, des Fußbodens oder, was wahrscheinlicher ist, des Pianokastens, auf dem ihre Hand ruht. Doch scheint sie auch die Schwingungen der Luft selbst zu empfinden. Als die Orgel in der Bartholomäuskirche für sie gespielt wurde, erbebte das ganze Gebäude bei den mächtigen Pedaltönen, aber dadurch wird nicht im geringsten erklärt, was Helen empfand und worüber sie sich freute. Die Vibration der Luft sowie die anschwellenden Orgeltöne versetzten sie ebenfalls in gleichartige Schwingungen. Mitunter legt sie ihre Hand an den Kehlkopf eines Sängers, um das Zittern und Zusammenziehen der Muskeln zu fühlen und hat davon einen wahrhaften Genuß. Niemand weiß jedoch genau, welcher Art ihre Empfindungen dabei sind.

Helen Kellers Streben, mit anderen in intellektuellen Kontakt zu kommen, hält sie auch betreffs der Tagesereignisse auf dem laufenden. Als ihre Erziehung systematisch wurde und sie sich mit Büchern beschäftigte, würde es für Fräulein Sullivan ein leichtes gewesen sein, sie zur Einkehr in sich selbst anzuhalten, wenn sie dazu geneigt gewesen wäre. Aber jedermann, der mit ihr zusammenkam, hat ihr sein Bestes gegeben und sie hat es angenommen. Wenn im Laufe einer Unterhaltung der ihr zunächst Sitzende auch nur einen Augenblick aufhörte, in ihre Hand zu buchstabieren, so erfolgte unausbleiblich die Frage: Worüber sprechen Sie jetzt? Auf diese Weise speicherte sie die Bruchstücke aus der täglichen Unterhaltung normal veranlagter Menschen in sich auf und ihre Einzelkenntnisse sind daher äußerst umfassend und genau. Auch spricht sie gut über die kleinen täglichen Ereignisse des Lebens.

Einen großen Teil ihres Wissens erwirbt sie sich auf unmittelbarem Weg. Wenn sie ausgeht, bleibt sie oft plötzlich stehen, von dem Geruch eines Strauches angezogen. Sie streckt ihre Hand aus, befühlt die Blätter und erfreut sich, ebenso wie wir, an der Pflanzenwelt, wenn sie die Blätter in den Fingern hält, den Duft der Blüten einsaugt und wenn sie sich später daran erinnert.

Befindet sie sich an einer neuen Örtlichkeit, namentlich einer interessanten wie den Niagarafällen, so ist ihr Begleiter — in der Regel ist es natürlich Fräulein Sullivan — bemüht, ihr eine Vorstellung von den sichtbaren Einzelheiten beizubringen. Fräulein Sullivan, die den Geist ihrer Schülerin kennt, wählt aus der Landschaft die wesentlichen Züge aus, die imstande sind, Helens innerem Bild der Außenwelt, die unseren Augen eine verwirrende Fülle von Einzelheiten darbietet, eine gewisse Klarheit zu verleihen. Wenn ihr Begleiter ihr nicht genug Einzelheiten mitteilt, so stellt Helen selbst Fragen, bis sie das Landschaftsbild zu ihrer Befriedigung ergänzt hat.

Sie sieht nicht mit ihren Augen, wohl aber mittels der inneren Fähigkeit, zu deren Unterstützung uns die Augen gegeben sind. Wenn sie von einem Spaziergang zurückkehrt und über ihn spricht, so sind ihre Beschreibungen zutreffend und lebendig. Eine auf Ver-

gleichung beruhende Erfahrung, die sie aus schriftlichen Schilderungen und aus den mündlichen ihrer Lehrerin schöpft, schützt sie vor Irrtümern im Gebrauch der Bezeichnungen für Gehörs- und Gesichtseindrücke. Ihre Anschauung vom Leben ist in der Tat sehr farbenreich, und die Welt, wie Helen sie erblickt, ist zweifellos ein wenig besser als die Wirklichkeit. Doch ist ihr Wissen durchaus nicht so unvollständig, als man annehmen könnte. Gelegentlich setzt sie ihre Umgebung durch ihre Unkenntnis einer Tatsache in Erstaunen, die ihr zufällig niemand mitgeteilt hat; so wußte sie zum Beispiel bis zu ihrem ersten Seebad nicht, daß das Meerwasser salzig ist. Viele der vereinzelten Ereignisse und Tatsachen des täglichen Lebens gehen an ihr unbemerkt vorüber, aber sie hat eine genügende Kenntnis der Welt, um eine im wesentlichen lückenlose Vorstellung von ihr zu haben.

Der größte Teil ihres unmittelbaren Wissens geht auf ihren Gefühlssinn zurück. Dieser Sinn ist jedoch nicht so fein ausgebildet wie bei anderen Blinden. Laura Bridgman konnte die winzigsten, fast verschwindenden Unterschiede in der Stärke von Fäden wahrnehmen und fertigte wundervolle Spitzen an. Helen Keller kann stricken und häkeln, aber sie hat Besseres zu tun. Bei ihren mannigfaltigen Gaben und Anlagen hat sie sich des Gefühlssinns nicht genügend bedient, um ihn allzuhoch über die normale Schärfe zu entwickeln. Ein Bekannter stellte eines Tages bei Helen Versuche mit verschiedenen Münzen an. Das Wiedererkennen nach Maßgabe ihres Gewichts- und Größenverhältnisses ging langsamer vonstatten, als er erwartet hatte. Aber man muß dabei bedenken, daß sie fast nie Geld in die Hände bekommt und, nebenbei gesagt, so von einer der vielen schmutzigen und kleinlichen Einzelheiten des Lebens verschont bleibt.

Sie erkennt den Entwurf und die allgemeine Idee einer fünfzehn Zentimeter hohen Statuette. Etwas, was flacher ist als ein Basrelief von zwölf Millimeter Höhe ist für sie ein leeres Blatt, insofern es sich dabei um die Empfindung des Schönen handelt. Große Statuen, bei denen sie den Schwung der Linien mit der ganzen Hand verfolgen kann, gewähren ihr einen hohen ästhetischen Genuß. Sie be-

merkt selbst, daß sie sie besser zu würdigen imstande ist wie wir, weil sie die wirklichen Dimensionen zu erfassen und die körperliche Natur eines plastischen Werkes unmittelbarer zu empfinden vermag. Als sie das Museum der schönen Künste in Boston besuchte, stand sie auf einer Stehleiter und ließ beide Hände über die Statuen gleiten. Als sie ein Basrelief mit der Darstellung tanzender Mädchen befühlte, fragte sie: «Wo sind die Sängerinnen?» Nachdem sie sie gefunden hatte, sagte sie: «Eine von ihnen schweigt.» Die Lippen der einen Sängerin waren geschlossen.

Am meisten bietet jedoch ihr tägliches Leben Gelegenheit, die Feinheit ihrer Sinne und ihre Handfertigkeit zu beobachten. Ihre Geschicklichkeit ist weder im Vergleich mit normalen Personen, deren Bewegungen durch das Auge geleitet werden, noch, wie mir versichert wurde, zu anderen Blinden, bemerkenswert. Sie hat keine einzige Fertigkeit ausgeübt, die den Gebrauch ihrer Hände erfordert haben würde. Ihre einzige Beschäftigung, die Handfertigkeit erfordert, ist ihre Tätigkeit an der Schreibmaschine. Obgleich sie diese von ihrem zwölften Jahr an benutzt hat, arbeitet sie an ihr eher sorgfältig als rasch. Sie schreibt ziemlich schnell und mit absoluter Sicherheit. Ihre Manuskripte enthalten selten Schreibfehler, wenn sie sie Fräulein Sullivan zum Durchlesen übergibt. Ihre Schreibmaschine weist keine besonderen Einrichtungen auf. Sie überzeugt sich von der Stellung der einzelnen Tasten zueinander durch eine gelegentliche Berührung des Außenrandes der Tastatur mit dem kleinen Finger.

Helen Kellers Verstehen des Fingeralphabets durch ihr Tastgefühl scheint manchmal Verwunderung zu erregen. Das Fingeralphabet ist das bei allen tauben Personen, die eine Erziehung genossen haben, übliche. Der sehende Taube blickt auf die Finger seines Begleiters, aber es ist auch möglich, sie zu fühlen. Helen Keller legt ihre Hand leicht über die Hand dessen, der mit ihr spricht, und faßt die Worte so schnell auf, wie sie buchstabiert werden können. Wie sie erklärt, ist sie sich weder einzelner Buchstaben, noch einzelner Wörter bewußt. Fräulein Sullivan und andere, die ständig mit Tauben zu tun haben, können sehr rasch buchstabieren —

schnell genug, um die Geschwindigkeit einer langsamen Lektüre zu erreichen, jedoch nicht, um jedem Wort eines raschen Gesprächs folgen zu können.

Jedermann kann das Fingeralphabet in wenigen Minuten erlernen, es nach Verlauf eines Tages langsam anwenden und mit beständiger Übung nach einem Monat sich durch dasselbe mit Helen Keller oder einer anderen tauben Person verständigen, ohne auf die Bewegung der Finger zu achten. Wäre das Fingeralphabet allgemein bekannt und erlernten die Bekannten und Angehörigen tauber Kinder es zugleich mit diesen, so würden die Tauben der ganzen Welt glücklicher und besser unterrichtet sein.

Helen Keller liest mit Hilfe von Hochdrucken und den verschiedenen Arten der Brailleschrift. Das gewöhnliche Buch in Hochdruck ist mit lateinischen Schrifttypen, sowohl großen wie kleinen, hergestellt. Dieser Druck erhebt sich etwa um die Dicke eines Daumennagels über die Blattfläche. Die Bücher haben ungefähr Lexikonformat. Das französische Elementarbuch von Ploetz umfaßt zum Beispiel vier Bände. Die Bücher sind nicht schwer, weil die Blätter mit der erhöhten Schrift nicht dicht aufeinander liegen.

Der geeignete Druck für die Blinden ist die Brailleschrift, die verschiedene Abarten aufweist, leider nur zu viele: die englische, die amerikanische, die New-Yorker. Helen Keller liest sie alle. Die meisten Blinden mit Schulbildung verstehen verschiedene Systeme, aber es würde die Sache vereinfachen, wenn, wie Helen Keller vorschlägt, allgemein die englische Brailleschrift angenommen würde. Jedes Zeichen (entweder ein Buchstabe oder eine der Brailleschrift eigentümliche Zusammenziehung mehrerer Buchstaben) besteht aus einer Anzahl von Punkten (zwischen 1 und 6 schwankend), die in verschiedenen Stellungen zueinander angeordnet sind. Helen Keller besitzt eine Brailleschreibmaschine, auf der sie ihre Notizen anfertigt und Briefe an ihre blinden Freunde schreibt. Diese Maschine hat sechs Tasten und durch das Niederdrücken einer oder mehrerer zu gleicher Zeit (genau so wie man einen Akkord auf dem Klavier anschlägt), bringt der Schreibende ein Zeichen auf einem Blatt dicken Papiers hervor und kann etwa halb so rasch schreiben wie auf

einer gewöhnlichen Schreibmaschine. Die Braillemaschine eignet sich vorzugsweise zur Herstellung einzelner Abschriften von Büchern.

Bücher für Blinde sind nicht sehr zahlreich, denn sie sind kostspielig herzustellen und haben nicht genug Absatz, um sie für den Verleger einträglich zu machen; aber es gibt mehrere Institutionen, die besondere Posten für die Herstellung von Hochdruckbüchern haben. Helen Keller ist besser daran als die meisten Blinden, denn sie hat gütige Freunde, die Bücher speziell für sie herstellen ließen, besonders Herrn E. E. Allen von der Pennsylvania Institution for the Blind, der zu wiederholten Malen Bücher drucken ließ, die sie brauchte.

Helen Keller liest in der Regel nicht allzu schnell, sondern eher bedächtig, nicht weil sie die Worte weniger schnell fühlte, als wir sie lesen, sondern weil sie es sich zur Gewohnheit gemacht hat, alles gründlich und gut zu tun. Wenn sie sich für eine Stelle interessiert und sie sich zur künftigen Verwendung einprägen will, so buchstabiert sie sich dieselbe mit den Fingern der rechten Hand vor. Mitunter geht dieses Fingerspiel ganz unbewußt vonstatten. Auch spricht Helen in Geistesabwesenheit oft zu sich selbst mittels der Fingersprache. Wenn sie in der Halle oder auf der Veranda auf und ab geht, bewegen sich ihre Hände mit der Geschwindigkeit von Vogelflügeln.

Es gibt, wie mir versichert wurde, ebenso ein auf dem Tastsinn, wie ein auf dem Gesicht und Gehör beruhendes Gedächtnis. Fräulein Sullivan erklärt, daß sowohl sie wie Helen Keller sich «in ihren Fingern» daran erinnern, was sie gesagt haben.

Gleich jedem Blinden oder Tauben besitzt Helen Keller einen außerordentlich feinen Geruchssinn. Als sie ein kleines Mädchen war, roch sie alles und erkannte an den verschiedenen Gerüchen, wo sie war, an welchem Haus sie vorüberkam usw. Als ihr Intellekt zunahm, wurde sie weniger abhängig von diesem Sinn. In welchem Umfang sie heute noch Dinge an ihrem Geruch wiedererkennt, läßt sich schwer feststellen. Der Geruchssinn ist in Mißkredit gekommen und ein Tauber spricht nur ungern von ihm. In Helen Kellers

feinem Geruchssinn mag jedoch zum Teil eine Erklärung für jenes Wiedererkennen von Personen und Dingen zu finden sein, das man sich gewöhnt hat, einem besonderen Sinn zuzuschieben, oder einer außergewöhnlichen Entwicklung der Fähigkeit, die wir alle zu besitzen scheinen, nämlich die Fähigkeit anzugeben, wenn sich jemand in unserer Nähe befindet.

Die Frage eines besonderen «sechsten Sinnes», wie man ihn Helen Keller zugeschrieben hat, ist sehr heikel. Soviel ist sicher, sie kann keinen Sinn haben, den andere nicht auch haben können und das Vorhandensein eines besonderen Sinnes ist weder ihr selbst noch ihrer Umgebung bekannt. Ihre Natur ist weder geheimnisvoller noch komplizierter als die jedes anderen Menschen. Alles, was sie ist, alles, was sie geleistet hat, läßt sich auf natürliche Weise erklären, bis auf die Dinge, die sich in jedem Menschen vorfinden, ohne daß sie jemals erklärt werden können. Sie liefert offenbar keinen Beweis für die Existenz des Geistes ohne Materie, für das Dasein angeborener Ideen oder für die Unsterblichkeit oder sonst etwas, wofür sich nicht in jedem anderen menschlichen Wesen ein Beweis finden ließe. Philosophen haben festzustellen versucht, welcher Art ihr Begriff von abstrakten Vorstellungen war, ehe sie sprechen lernte. Hatte sie irgendwelchen Begriff davon, so läßt sich diese Frage nicht mehr beantworten, denn sie kann sich nicht darauf besinnen und natürlich liegen auch keine Aufzeichnungen aus jener Zeit vor. Sie hatte keinen Begriff von Gott, ehe sie das Wort «Gott» gehört hatte, wie ihre eigenen Aussagen deutlich bekunden.

Ihr Zeitsinn ist vortrefflich ausgebildet; ob er sich aber zu einer besonderen Begabung entwickelt haben würde, läßt sich nicht feststellen, denn sie besitzt seit ihrem siebenten Jahr eine Uhr.

Helen Keller besitzt zwei Uhren, die ihr geschenkt worden sind. Sie sind, glaube ich, die einzigen ihrer Art in Amerika. Die Uhr hat auf der Rückseite einen flachen goldenen Zeiger, der soweit von links nach rechts gedreht werden kann, bis er, mittels eines Stiftes innen im Gehäuse, an den Stundenzeiger anstößt, und so eine diesem entsprechende Stellung erhält. Die Spitze dieses goldenen Zei-

gers ragt über den Rand des Gehäuses vor, auf welchem elf erhöhte Punkte angebracht sind, der Griff vertritt die Stelle des zwölften. Diese Uhr — eine gewöhnliche Uhr mit einem gewöhnlichen Zifferblatt für den Sehenden — wird durch die beschriebene Vorrichtung zur Blindenuhr, mit einem (einzigen) erhöhten Zeiger und erhöhten Stundenziffern. Obgleich der sechzig Minuten entsprechende Zwischenraum zwischen den einzelnen Punkten weniger als zwölf Millimeter beträgt, so liest Helen die Zeit doch ziemlich genau ab.

Die feineren Züge von Helens Charakter sind so allgemein bekannt, daß man nicht viele Worte über sie zu verlieren braucht. Gesunder Menschenverstand, guter Humor und Phantasie machen ihre Auffassung der Dinge zu einer gesunden und schönheitserfüllten. Niemals ist von ihrer Umgebung ein Versuch gemacht worden, sie vor Illusionen zu bewahren oder ihr diese zu rauben. Als sie noch ein kleines Mädchen war, wurde eine ganze Menge unverständiger und taktloser Dinge, die über sie gesagt worden waren, dank der weisen Wachsamkeit Fräulein Sullivans vor ihr nicht wiederholt. Und als sie erwachsen war, dachte niemand daran, weniger offen mit ihr zu sprechen, als mit jeder anderen intelligenten, jungen Dame.

Ich glaube, sie ist das reinste, menschliche Wesen, das je existiert hat... Die Welt ist für sie das, was ihr eigenes Bewußtsein ist. Sie hat nicht einmal gelernt, «moralische Entrüstung» zu zeigen, worauf viele so stolz sind.

Als einmal ein Polizist ihren Hund erschoß, den sie zärtlich liebte und der ihr täglicher Begleiter war, fand sie in ihrem verzeihenden Herzen keine Verurteilung für diesen Mann; sie sagte nur: «Wenn er nur gewußt hätte, was für ein guter Hund er war, so würde er ihn nicht erschossen haben .— Vor langer Zeit wurde uns gesagt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!»

Natürlich wird die Frage aufgeworfen, ob Helen Keller das sein würde, was sie heute ist, wenn sie nicht vor jeder Berührung mit dem Schlechten behütet worden wäre... Ihre Seele ist weder durch verweichlichende und schmutzige Lektüre entnervt, noch durch

den leisesten Hauch von Gemeinheit befleckt worden. Infolgedessen ist ihr Geist nicht nur kräftig, sondern auch rein. Sie liebt edle Handlungen, edle Gedanken und den Charakter edler Männer und Frauen.

Sie zeigt noch jetzt eine kindliche Abneigung gegen Tragödien. Ihre Phantasie ist so lebhaft, daß sie vollständig unter dem Einfluß einer Erzählung steht und in deren Welt lebt. Fräulein Sullivan schrieb 1891 in einem Brief:

«Gestern las ich ihr die Geschichte von Macbeth vor, wie sie von Charles und Mary Lamb erzählt wird. Sie geriet in heftige Erregung und sagte: ‚Das ist ja schrecklich. Ich fürchte mich davor.' Nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, fuhr sie fort: ‚Ich glaube, Shakespeare hat das deshalb so schrecklich dargestellt, damit man sehen kann, wie furchtbar es ist, Unrecht zu tun.'»

Von der realen Welt weiß sie mehr Gutes und weniger Schlechtes, als die meisten Menschen zu wissen glauben. Ihre Lehrerin behelligte sie nicht mit den kleinen Miseren des Lebens; aber von den bedeutenden Schwierigkeiten, die sich ihnen in den Weg stellten, wurde Helen in Kenntnis gesetzt, nahm Teil an den Sorgen und dachte über die Lösung der Probleme nach. Sie ist logisch und duldsam, voller Vertrauen zu einer Welt, von der sie stets mit Güte behandelt worden ist.

Als sie einmal aufgefordert wurde, den Begriff «Liebe» zu definieren, antwortete sie: «Mein Gott, das ist doch leicht; es ist etwas, was jeder für jeden anderen empfindet.»

«Duldsamkeit», sagte sie einmal, als sie ihre Freundin, Frau Laurence Hutton besuchte, «ist die größte Geistesgabe; sie erfordert dieselbe Anstrengung des Denkens, die in körperlicher Hinsicht nötig ist, wenn man sich auf einem Zweirad im Gleichgewicht halten will.»

Sie besitzt eine umfassende, hochherzige Sympathie für alles, und ein durch und durch ehrliches Wesen. Insofern sie sich offenkundig von anderen unterscheidet, ist sie weniger durch das Herkommen gebunden. Sie hat den Mut ihrer kühnen Metaphern und läßt sich von diesen himmelwärts erheben, während wir armen, selbstbe-

wußten Menschen sie für zu hoch halten, als daß wir sie in unserer täglichen Unterhaltung anwenden könnten. Sie sagt stets genau das, was sie denkt, ohne Furcht vor der nackten Wahrheit und dabei ist niemand taktvoller und gewandter im Umschreiben einer unangenehmen Wahrheit, um die Gefühle anderer so wenig wie möglich zu verletzen. Aber all die Beachtung, die ihr seit ihrer Kindheit zuteil geworden ist, hat nicht vermocht, sie eitel zu machen. Bisweilen nimmt sie einen geradezu salbungsvollen Ton an. Dann nennt ihre Lehrerin sie ihre kleine, unverbesserliche Sonntagsnachmittagspredigerin und sie lacht dann über sich selbst. Oft jedoch sind ihre vernünftigen Gedanken durchaus nicht lächerlich, und ihr ernster Eifer reißt alle Hörer mit sich fort. Niemals ist die leiseste Spur einer falschen Sentimentalität in ihren Worten zu entdecken. Sie ist von allem, was sie sagt, so durchdrungen, daß selbst ihre Zitate, die Wiederholungen dessen, was sie gelesen hat, den Eindruck eigener selbständiger Gedanken hervorrufen.

Ihre Logik und ihr warmes Empfinden halten sich stets ausgezeichnet die Waage. Ihr Empfinden ist von rascher und hilfsbereiter Art wie sie es glücklicherweise so oft bei anderen angetroffen hat. Aber ihre Sympathien gehen weiter und beeinflussen ihr Urteil über politische und nationale Bewegungen. Sie war eine begeisterte Burenfreundin und schrieb einen heftigen Artikel zugunsten der Unabhängigkeit der Buren. Als ihr die Waffenstreckung des tapferen kleinen Volkes mitgeteilt wurde, umwölkte sich ihr Antlitz und sie verstummte für einige Minuten. Dann stellte sie klare, eindringliche Fragen nach den Bedingungen der Kapitulation und begann die letzteren zu erörtern.

Sowohl Herr Gilman wie Herr Keith, ihre beiden Lehrer, die sie für die Universität vorbereiteten, waren erstaunt über die Stärke des konstruktiven Denkens, die sie bei ihr wahrnahmen; ihre Leistungen in der reinen Mathematik waren ganz vorzüglich, obgleich sie niemals eine besondere Vorliebe für diese Wissenschaft gehabt zu haben scheint. Zu dem Besten, was sie geschrieben hat, gehören, abgesehen von ihren phantasievollen, dichterischen Ergüssen, ihre Prüfungsarbeiten und ihre Abhandlungen über technische Fragen,

sowie einige Briefe, die sie zur Aufklärung von Mißverständnissen schreiben zu müssen glaubte und die Muster folgerichtigen Denkens und bestrickender Beredsamkeit sind. Sie ist Optimistin und Idealistin.

Ich hoffe, heißt es in einem ihrer Briefe, daß L. nicht allzu praktisch ist, denn in diesem Fall würde sie, fürchte ich, auf einen großen Teil von Vergnügen im Leben verzichten müssen.

In dem Tagebuch, das sie an der Wright-Humanson-Schule in New York führte, schrieb sie am 18. Oktober 1894: «Ich finde, daß ich vier Dinge in meinem Schulleben hier, und im Grunde im Leben selbst lernen muß — klar zu denken ohne Hast und Verwirrung, jedermann aufrichtig zu lieben, mich in allen Handlungen von den höchsten Motiven leiten zu lassen und unentwegt an Gott glauben.»

Helen Kellers Bildungsgang

Es sind jetzt viele Jahre vergangen, seit Dr. Samuel Gridley Howe erkannte, daß es ihm gelungen sei, sich durch Laura Bridgmans Finger einen Zugang zu ihrem Geist zu öffnen. Die Namen Laura Bridgman und Helen Keller werden stets zusammen genannt werden, und man muß zuvor einen Einblick in das gewinnen, was Dr. Howe für seinen Zögling getan hat, ehe man an eine Darstellung von Fräulein Sullivans Tätigkeit gehen kann. Denn Dr. Howe ist der große Pionier, auf dessen Wirken die Leistungen Fräulein Sullivans und anderer Lehrer von blinden Taubstummen unmittelbar beruhen.

Dr. Samuel Gridley Howe war ein großer Philantrop, der sich namentlich für die Erziehung der Blinden und der Taubstummen interessierte. Als Leiter der Perkinsschen Blindenanstalt in Boston hörte er von Laura Bridgman und brachte sie am 4. Oktober 1837 in die Anstalt.

Laura Bridgman war beinahe acht Jahre alt, als Dr. Howe seine Versuche mit ihr begann. Im Alter von sechsundzwanzig Monaten hatte sie ein Scharlachfieber überstanden, durch diese Krankheit aber Gesicht und Gehör und außerdem den Geruchs- und Geschmackssinn verloren. Dr. Howe war ein Experimentalforscher. Wissenschaft und Glaube im Verein veranlaßten ihn, zu versuchen, ob er sich nicht einen Weg in die Seele bahnen könnte, mit der seiner Auffassung nach Laura Bridgman ebenso geboren worden sei, wie jedes andere menschliche Wesen. Sein Plan ging dahin, Laura mit Hilfe von erhaben geprägten Buchstaben zu unterrichten. Er klebte aus solchen Buchstaben bestehende Wörter an Gegenstände und ließ Laura dieselben mit den Gegenständen und die Gegenstände mit den Wörtern vergleichen. Nachdem sie auf diese Weise gelernt hatte, erhaben geprägte Wörter mit Gegenständen in Verbindung zu bringen, wie er sagt, fast in derselben Weise, wie ein Hund Kunststücke lernt, begann er die Wörter in ihre baulichen Bestandteile aufzulösen und Laura zu lehren, k—e—y (= Schlüssel), c—a—p (= Mütze) zusammenzusetzen. Sein Erfolg überzeugte ihn davon, daß sich die Sprache durch Vermittlung des gedruckten Wortes dem Geist des blinden Kindes beibringen läßt, das sich vor Beginn des Unterrichts in der Lage des kleinen Kindes befindet, das noch nicht sprechen kann; ja, ersteres befindet sich in einer noch ungünstigeren Lage, denn sein Gehirn hat sich jahrelang ohne seine natürliche Übung entwickelt.

Nachdem Lauras Unterricht zwei Monate lang nur unter Benutzung erhaben geprägter Buchstaben fortgesetzt worden war, beurlaubte Dr. Howe eine der Lehrerinnen der Anstalt, um von einem Taubstummen das Fingeralphabet zu lernen. Nach ihrer Rückkehr unterrichtete sie Laura darin und seit dieser Zeit wurde das Fingeralphabet als Verständigungsmittel im Verkehr mit ihr benutzt.

Nach ein bis zwei Jahren unterrichtete Dr. Howe Laura nicht mehr selbst, sondern vertraute sie anderen Lehrern an, die sich unter seiner Leitung an die Aufgabe machten, ihr das Sprechen beizubringen.

Man kann gar nicht genug zum Lob von Dr. Howes Unternehmen sagen. Als Forscher hatte er in erster Linie stets wissenschaftliche Gesichtspunkte im Auge. Er vergaß niemals, seine Beobachtungen an Laura Bridgman in der Art jemandes zu notieren, der in einem Laboratorium arbeitet. Die Folge davon ist, daß seine Berichte systematisch und sorgfältig abgefaßt sind*. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist es zu bedauern, daß es unmöglich war, eine so umfassende Darlegung von Helen Kellers Entwicklungsgang zu erhalten. Dieser Umstand an sich ist ein sprechender Beleg für den großen Unterschied zwischen Laura Bridgman und Helen Keller. Laura blieb stets ein Objekt für wissenschaftliche Forschung. Helen machte so rasche Fortschritte, daß ihre Lehrerin Mühe hatte, den geistigen Ansprüchen ihrer Schülerin zu genügen und weder Zeit noch Gelegenheit fand, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

In gewisser Beziehung ist das bedauernswert. Fräulein Sullivan wußte von Anfang an, daß Helen Keller interessanter und erfolgreicher sein würde als Laura Bridgman, und sie sagt in einem ihrer Briefe, daß sie alles aufzeichnen sollte. Aber weder ihr Temperament noch ihre Ausbildung erlaubten ihr, ihre Schülerin zu einem Objekt für Experimente oder Beobachtungen zu machen, die des Kindes Entwicklung nicht förderten. Wenn etwas erreicht, ein gestecktes Ziel überschritten worden war, schaute die Lehrerin nicht immer zurück, um den gegangenen Weg zu beschreiben. Die Feststellung der Tatsache war unwichtig im Vergleich zu der Tatsache selbst und dem Wunsch, schnell weiterzugehen. Noch zwei andere Gründe erklären die Unvollständigkeit von Fräulein Sullivans Aufzeichnungen. Es war immer eine große Anstrengung für ihre Augen, zu schreiben, und sie wurde schnell entmutigt, über die Tatsachen zu schreiben, als sie sah, welch schlechter Gebrauch von ihren ersten Berichten gemacht wurde.

Als sie zuerst von Tuscumbia an Herrn Michael Anagnos,

* Vergl. «The Life and Education of Laura Dewey Bridgman» von Mary Swist Lamson, Jerusalem. «Laura Bridgman, eine psychologische Studie.»

Dr. Howes Schwiegersohn und Nachfolger als Direktor der Perkinsschen Anstalt, von ihrer Arbeit mit ihrer Schülerin schrieb, begannen die Bostoner Zeitungen sofort übertriebene Berichte über Helen Keller zu veröffentlichen. Fräulein Sullivan protestierte. In einem Brief vom 10. April 1887, nur fünf Wochen nachdem sie zu Helen Keller gekommen war, schrieb sie einer Freundin:

«... schicke mir den Boston Herald, der einen einfältigen Artikel über Helen veröffentlichte. Wie völlig absurd ist es zu sagen, Helen spreche schon geläufig! Du liebe Zeit! Man könnte ebensogut behaupten, ein zweijähriges Kind spreche fließend, wenn es ‚gib Apfel' oder ‚Baby spazieren gehen' sagt. Es ist auch amüsant zu lesen, was sie von der sorgfältigen Vorbereitung sagen, die ich erhielt, ehe meine Freunde mir diese große Aufgabe anvertrauten. Ich bedaure nur, daß diese Vorbereitung nicht auch Rechtschreiben einschloß, es hätte mir viele Mühe erspart.»

Am 4. März 1888 schreibt sie in einem Brief:

«Tatsächlich, ich bin mehr als herzlich froh, nicht alles zu wissen, was über Helen und mich gesagt und geschrieben wird. Ich versichere Sie, ich weiß ganz genug. Fast jede Post bringt eingeschriebene oder gedruckte absurde Behauptungen. Die Wahrheit scheint den Zeitungen nicht wundervoll genug zu sein: so breiten sie sich darüber aus und erfinden lächerliche Übertreibungen. Eine Zeitung behauptete, Helen mache mit ihren Bausteinen geometrische Probleme. Ich erwarte als nächstes, daß sie eine Abhandlung über die Entstehung und die Zukunft der Planeten geschrieben habe!»

Im Dezember 1887 erschien der erste Bericht des Direktors des Perkinsschen Instituts, der sich mit Helen Keller befaßte. Für diesen Bericht verfaßte Fräulein Sullivan, auf eine Bitte von Herrn Anagnos, eine Schilderung ihrer Tätigkeit. Diese ist neben den ebenfalls in dem Bericht veröffentlichten Auszügen aus ihren Briefen die erste zuverlässige Quelle über Helen Keller.

Im November 1888 erschien ein weiterer Bericht des Perkinsschen Instituts mit einem zweiten Beitrag von Fräulein Sullivan,

und dann wurde jahrelang nichts Offizielles mehr veröffentlicht, bis Herr Anagnos im November 1891 seinen letzten Bericht erstattete, der Mitteilungen über Helen Keller enthielt. Für diesen Bericht verfaßte Fräulein Sullivan die ausführlichste und umfangreichste Abhandlung, die sie je über ihre Schülerin geschrieben hat.

In der Erkenntnis, daß Helens Buch alle Auskünfte enthalten sollte, die die Lehrerin zur Zeit erteilen kann, gab Fräulein Sullivan ihre Zustimmung zur Veröffentlichung von Auszügen aus Briefen, die sie während des ersten Jahres ihrer Erziehungstätigkeit geschrieben hatte. Diese Briefe waren an Frau Sophia C. Hopkins gerichtet, die einzige Freundin, an die Fräulein Sullivan stets schrieb, wie es ihr ums Herz war. In diesen Briefen haben wir einen fast allwöchentlichen Bericht über Fräulein Sullivans Tätigkeit und trotz ihrer späteren Erklärung, die sie in ihrer bescheidenen Zurückhaltung gegeben hat: daß sie keine bestimmte Methode befolgt habe, erkannte sie doch im Verlauf ihrer Aufgabe mit der höchsten Klarheit gewisse Erziehungsprinzipien, die nicht allein für den Unterricht von Taubstummen, sondern aller Kinder von hervorragendem Wert waren. Die Auszüge aus ihren Briefen und Berichten bilden einen wichtigen Beitrag zur Pädagogik.

Fräulein Anne Mansfield Sullivan erblindete in früher Jugend fast gänzlich und wurde am 7. Oktober 1880 im Alter von vierzehn Jahren in das Perkinssche Institut aufgenommen. Später erlangte sie teilweise wieder die Sehfähigkeit. Im Jahre 1886 legte sie ihr Lehrerinexamen in dem Perkinsschen Institut ab. Als sich Hauptmann Keller im August 1886 mit der Bitte um eine Lehrerin an den Direktor wandte, empfahl dieser Fräulein Sullivan. Die einzige Frist, die ihr zur Vorbereitung für ihre schwere Aufgabe blieb, dauerte von August 1886, bis Februar 1887. Während dieser Zeit las sie Dr. Howes Berichte. Ferner wurde sie durch den Umstand unterstützt, daß sie während der sechs Jahre ihres Schullebens mit Laura Bridgman in einem Haus gewohnt hatte. Erst durch Dr. Howes Wirken an Laura Bridgman wurde Fräulein Sullivans Erfolg möglich; aber sie war es, die die Mittel und Wege entdeckte, den blinden Taubstummen die Sprache beizubringen.

Man darf nicht vergessen, daß Fräulein Sullivan ganz ohne vorausgegangene Erfahrung und ohne die Unterstützung eines anderen Lehrers ihre Aufgabe zu lösen hatte. Die Annahme, Fräulein Sullivan habe Helen Keller «nach Anleitung von Herrn Anagnos» erzogen, ist falsch. In den drei Jahren, während deren Helen Keller und Fräulein Sullivan zu verschiedenen Malen Gäste des Perkinsschen Instituts waren, erhielt Fräulein Sullivan von den Lehrern der Anstalt keine Unterstützung, ja, Direktor Anagnos konnte sich nicht einmal des Fingeralphabets mit Geläufigkeit bedienen.

Im folgenden sollen nun Fräulein Sullivans wichtigste Briefe und die interessantesten Stellen aus ihren Berichten in chronologischer Reihenfolge wiedergegeben werden. Der erste Brief ist vom 6. März 1887, drei Tage nach ihrer Ankunft in Tuscumbia.

... Meine erste Frage war: «Wo ist Helen?» Ich versuchte mit allen Kräften meine Aufregung zu unterdrücken, denn ich zitterte so sehr, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Als wir uns dem Haus näherten, sah ich ein Kind an der Tür stehen und Hauptmann Keller sagte: «Dort ist sie. Sie hat den ganzen Tag gewußt, daß wir jemand erwarteten, und sie ist ganz ungebärdig geworden, seit ihre Mutter zum Bahnhof ging, um Sie zu holen.» — Kaum hatte ich meinen Fuß auf die Treppenstufen gesetzt, als sie mit solcher Kraft auf mich zustürzte, daß ich zu Boden gefallen wäre, hätte Hauptmann Keller nicht hinter mir gestanden. Sie befühlte mir Gesicht und Kleid, und ebenso meine Reisetasche, die sie mir aus der Hand nahm und zu öffnen versuchte. Sie ging nicht gleich auf, und Helen fühlte sorgfältig nach dem Schlüsselloch. Als sie es gefunden hatte, wandte sie sich zu mir und bewegte die Hand, als drehe sie einen Schlüssel herum, indem sie auf die Tasche deutete. In diesem Augenblick kam ihre Mutter herbei und machte Helen durch Zeichen klar, daß sie die Tasche nicht berühren dürfe. Sie wurde rot, und als ihre Mutter versuchte, ihr die Tasche aus der Hand zu nehmen, geriet sie in heftigen Zorn. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit ab, indem ich ihr

meine Uhr zeigte und sie ihr in die Hand gab. Sofort legte sich der Sturm und wir gingen zusammen die Treppe hinauf. Hier öffnete sie die Tasche und durchsuchte sie sofort eifrig, wahrscheinlich in der Erwartung, etwas Eßbares zu finden. Bekannte hatten ihr vermutlich Süßigkeiten in ihren Handkoffern mitgebracht und sie erwartete, auch in dem meinen so etwas zu finden. Ich deutete auf einen Koffer, der im Hausflur stand, dann auf mich und nickte mit dem Kopf, um ihr verständlich zu machen, daß ich einen Koffer hatte, dann machte ich das Zeichen, das sie für essen gebraucht hatte, und nickte wieder. Sie verstand mich sofort und rannte die Treppe hinunter zu ihrer Mutter, um ihr durch ausdrucksvolle Zeichen zu verstehen zu geben, daß sich Süßigkeiten für sie in dem Koffer befänden. Sie kehrte nach wenigen Minuten zurück und half mir meine Sachen wegräumen. Es war zu komisch zu sehen, wie sie sich meinen Hut aufsetzte, ihren Kopf kokett erst nach der einen, dann nach der anderen Seite drehte und in den Spiegel blickte, genau als ob sie sehen könnte. Ich hatte eigentlich erwartet, ein blasses, zartes Kind vor mir zu sehen — ich glaube, ich hatte diese Vorstellung durch Dr. Howes Schilderung der kleinen Laura Bridgman bei ihrer Aufnahme in die Anstalt. Aber Helen Keller zeigte keine Spur von Blässe oder Zartheit. Sie ist groß, stark, von blühender Gesichtsfarbe und in ihren Bewegungen so ungezügelt wie ein junges Füllen. Sie hat keine jener nervösen Gewohnheiten, die bei blinden Kindern so häufig zu beobachten sind und einen so traurigen Eindruck hinterlassen. Ihr Körper ist wohlgebildet und robust, und Frau Keller erzählte mir, sie sei seit der Krankheit, die sie des Sehens und Hörens beraubte, nicht einen einzigen Tag krank gewesen. Sie hat einen schöngeformten Kopf, der sehr gerade auf ihren Schultern sitzt. Ihr Gesicht ist schwer zu beschreiben. Es ist intelligent, entbehrt aber der Beweglichkeit, der Seele, oder wie man es sonst ausdrükken will. Ihr Mund ist groß und fein geschnitten. Man sieht auf den ersten Blick, daß sie blind ist. Ein Auge ist größer als das andere und steht auffallend vor. Sie lächelt selten, in der Tat habe ich sie seit meiner Ankunft erst ein- oder zweimal lächeln sehen.

Sie zeigt kein anschmiegendes Wesen und sträubt sich sogar gegen Liebkosungen, ausgenommen ihrer Mutter gegenüber. Sie ist von sehr raschem Temperament und höchst eigenwillig, und niemand außer ihrem Bruder James hat den Versuch gemacht, sie zu zügeln. Die schwerste Aufgabe, die ich vor mir habe, besteht darin, sie an Gehorsam zu gewöhnen und zu leiten, ohne ihren Geist zu brechen. Ich will zuerst langsam vorgehen und ihre Liebe zu gewinnen suchen. Ich werde keinen Versuch machen, sie durch Gewalt zu besiegen, aber gleich von Anfang an auf einem vernünftigen Gehorsam bestehen. Etwas, was jedermann auffällt, ist Helens unermüdlicher Tätigkeitstrieb. Sie ist keinen Augenblick still. Sie ist bald hier, bald dort, kurz, überall. Ihre Hände sind mit allem beschäftigt, aber nichts vermag ihre Aufmerksamkeit längere Zeit zu fesseln. Ein liebes Kind, dessen ratloser Geist im Dunkeln umhertappt. Ihre ungeschickten, unbefriedigten Hände zerstören alles, was sie berühren, weil sie nicht wissen, was sie sonst mit den Dingen anfangen sollen.

Sie half mir meinen Koffer auspacken, als dieser ankam, und war entzückt, als sie die Puppe fand, die die kleinen blinden Mädchen ihr schickten. Ich hielt dies für eine gute Gelegenheit, sie das erste Wort zu lehren. Ich buchstabierte langsam d—o—l—l in ihre Hand, deutete auf die Puppe und nickte mit dem Kopf, was ihr Zeichen dafür zu sein scheint, daß ihr etwas gehöre. Wenn jemand ihr etwas gibt, so deutet sie zuerst auf den Gegenstand, dann auf sich und nickt mit dem Kopf. Sie machte ein ganz verwundertes Gesicht und befühlte meine Hand und ich wiederholte ihr nun die Buchstaben. Sie ahmte sie vortrefflich nach und deutete auf die Puppe. Dann nahm ich die Puppe, in der Absicht, sie ihr zurückzugeben, wenn sie die Buchstaben gemacht hätte; sie glaubte aber, ich wolle sie ihr wegnehmen, geriet augenblicklich in Zorn und versuchte, die Puppe an sich zu reißen. Ich schüttelte den Kopf und versuchte, die Buchstaben mit Hilfe ihrer Finger zu bilden, aber sie wurde immer ungebärdiger. Ich zwang sie auf einen Stuhl und hielt sie dort fest, bis ich ganz erschöpft war. Dann sah ich ein, daß es nutzlos war, mit ihr weiter zu kämpfen — ich mußte

ihre Gedanken ablenken. Ich ließ sie los, aber gab ihr die Puppe nicht. Ich ging hinunter und holte ein Stück Kuchen (sie ist eine große Freundin von Süßigkeiten). Ich zeigte es ihr und buchstabierte ihr c—a—k—e in die Hand, wobei ich ihr den Kuchen entgegenhielt. Natürlich bekam sie Lust auf ihn und wollte ihn nehmen; ich buchstabierte aber das Wort zum zweitenmal und tätschelte ihr die Hand. Sie machte rasch die Buchstaben und ich gab ihr den Kuchen, den sie eiligst aufaß, weil sie wohl glaubte, ich würde ihn ihr wieder wegnehmen. Dann zeigte ich ihr die Puppe und buchstabierte abermals das Wort, indem ich ihr die Puppe entgegenhielt wie vorhin den Kuchen. Sie machte die Buchstaben d—o—l, ich fügte das fehlende l hinzu und gab ihr die Puppe. Sie rannte sofort mit ihr die Treppe hinunter und konnte den ganzen Tag nicht dahingebracht werden, in mein Zimmer zurückzukehren.

Gestern gab ich ihr auf, an einer Nähkarte zu nähen. Ich machte die erste Reihe senkrechter Stiche, ließ Helen die Karte befühlen und darauf achten, daß auf ihr mehrere Reihen kleiner Löcher angebracht waren. Sie begann eifrig zu arbeiten, vollendete die Karte in wenigen Minuten und machte dies wirklich ganz sauber. Ich wollte nun versuchen, ihr ein anderes Wort beizubringen und buchstabierte ihr c—a—r—d in die Hand. Sie machte c—a nach, dann hielt sie nachdenklich inne, machte das Zeichen für essen, deutete nach unten und schob mich auf die Türe zu, womit sie meinte, ich solle nach unten gehen und ihr ein Stück Kuchen holen. Sie sehen, die beiden Buchstaben c—a hatten ihr ihre «Lektion» vom Freitag ins Gedächtnis gerufen — nicht, daß sie irgend eine Ahnung davon hatte, daß cake die Bezeichnung für den betreffenden Gegenstand ist, sondern es war, wie ich glaube, eine einfache Ideenverbindung. Ich beendete das Wort c—a—k—e und erfüllte Helens Wunsch, worüber sie sehr erfreut war. Dann buchstabierte ich d—o—l—l und begann nach der Puppe zu suchen. Sie verfolgt mit ihren Händen jede Bewegung, die man macht, und wußte sofort, daß ich mich nach der Puppe umsah. Sie wies nach unten, was bedeuten sollte, die Puppe befinde sich im Erd-

geschoß. Ich machte das Zeichen, das sie gebraucht hatte, als sie wünschte, ich solle den Kuchen holen, und drängte sie auf die Türe zu. Sie schritt vorwärts, dann zögerte sie einen Augenblick und kämpfte offenbar mit sich, ob sie gehen sollte oder nicht. Sie entschied sich dafür, mich hinunterzuschicken. Ich schüttelte den Kopf, buchstabierte ihr das Wort d—o—l—l mit größerem Nachdruck in die Hand und öffnete die Tür, aber sie weigerte sich hartnäckig, zu gehorchen. Sie hatte ihren Kuchen noch nicht aufgegessen, und ich nahm ihn ihr weg, indem ich ihr bedeutete, daß, wenn sie die Puppe brächte, ich ihr den Kuchen zurückgeben würde. Sie stand längere Zeit ganz still, das Gesicht mit Blut übergossen, dann siegte ihr Verlangen nach dem Kuchen. Sie lief die Treppe hinunter und brachte mir die Puppe; natürlich gab ich ihr den Kuchen, konnte sie aber nicht bewegen, wieder in mein Zimmer zu kommen.

Helen war sehr unruhig, als ich heute morgen zu schreiben begann. Sie stellte sich hinter mich, legte ihre Hand auf das Papier und steckte sie ins Tintenfaß. Diese Klexe hier sind ihr Werk. Schließlich erinnerte ich mich an die Kindergartenperlen und wies Helen an, sie aufzureihen. Zuerst nahm ich zwei Holzperlen und eine Glasperle und ließ sie dann die Schnur und die Öffnung der Perlen befühlen. Sie nickte und begann sofort die Schnur mit hölzernen Perlen zu beziehen. Ich schüttelte den Kopf, nahm sie alle ab und ließ sie die beiden Holzperlen und die eine Glasperle befühlen. Sie prüfte sie nachdenklich und begann von neuem. Diesmal reihte sie zuerst die Glasperle und dann die beiden Holzperlen auf. Ich nahm sie wieder ab und zeigte ihr, daß zuerst die beiden Holzperlen kommen müßten und dann erst die Glasperle. Sie hatte keine weitere Mühe damit und reihte die Perlen rasch aufeinander, leider allzu rasch. Als sie fertig war, knüpfte sie die beiden Enden der Schnur zusammen und legte die Kette um den Hals. In der nächsten Schnur hatte ich den Knoten nicht groß genug gemacht und die Perlen fielen fast so schnell wieder herunter, wie Helen sie aufgereiht hatte; sie löste aber selbst die Schwierigkeit, indem sie die Schnur durch eine Perle zog und diese

festknüpfte. Ich fand dies sehr geschickt. Sie unterhielt sich mit den Perlen bis zum Mittagessen und legte mir ab und zu die Ketten zur Begutachtung vor.

Montag nachmittag.

Heute früh hatte ich einen heißen Kampf mit Helen zu bestehen. Obgleich ich mich mit allen Kräften bemühe, ohne Gewaltmittel auszukommen, so fürchte ich doch, dies wird sich auf die Dauer nicht umgehen lassen.

Helens Benehmen bei Tisch ist entsetzlich. Sie greift mit den Händen auf unsere Teller und nimmt davon weg, und wenn die Schüsseln herumgegeben werden, so greift sie hinein und nimmt sich, was ihr beliebt. Heute früh wollte ich ihr nicht erlauben, in meinen Teller zu fassen. Sie beharrte bei ihrem Vorsatz, und es folgte nun ein sehr heftiger Auftritt. Natürlich verließ die übrige Familie voller Verlegenheit das Zimmer. Ich verschloß die Tür zum Speisezimmer und setzte mich wieder hin, um mein Frühstück zu essen, obgleich die Speisen mich fast anwiderten. Helen lag schreiend und mit Händen und Füßen um sich schlagend auf dem Boden und versuchte, meinen Stuhl unter mir fortzuziehen. So verging eine halbe Stunde; dann stand sie auf, um zu sehen, was ich tat. Ich zeigte ihr, daß ich aß, ließ sie aber nicht mit der Hand auf meinen Teller fassen. Sie kniff mich, und ich schlug sie jedesmal, wenn sie es tat, auf die Hand. Dann ging sie um den Tisch herum, um zu sehen, wer da sei, und war ganz erstaunt, als sie außer mir niemand fand. Nach ein paar Minuten kam sie an ihren Platz zurück und begann ihr Frühstück mit den Fingern zu essen. Ich gab ihr einen Löffel, den sie auf den Boden warf. Ich zerrte sie von ihrem Stuhl herunter und zwang sie, ihn aufzuheben. Endlich gelang es mir, sie auf ihren Stuhl zurückzubringen, ich drückte ihr den Löffel in die Hand und nötigte sie, damit zu essen. Nach einigen Minuten fügte sie sich und beendete ruhig ihr Frühstück. Darauf hatten wir eine neue Balgerei wegen des Zusammenfaltens der Serviette. Als sie mit ihrem Frühstück fertig war, warf sie das Tuch zur Erde und lief zur Tür. Als sie sie verschlossen

fand, begann sie wieder mit dem Fuß um sich zu schlagen und zu schreien. Es dauerte eine volle Stunde, ehe ich sie dazu bringen konnte, ihre Serviette zusammenzulegen. Dann ließ ich sie in den warmen Sonnenschein hinaus und begab mich in mein Zimmer, wo ich mich ganz erschöpft aufs Bett fallen ließ. Ich weinte mich ordentlich aus und fühlte mich besser darauf. Ich glaube, ich werde noch mehr solche Kämpfe mit der jungen Dame zu bestehen haben, ehe sie die beiden wesentlichsten Dinge lernt — die einzigen, die ich ihr beibringen kann — Gehorsam und Liebe.

Tuscumbia, Ala., 11. März 1887.

Seit ich das letztemal schrieb, sind wir, Helen und ich, in ein kleines Gartenhaus, das nicht weit von Ivy Green, dem Familienhaus, entfernt liegt, umgezogen und leben hier ganz für uns allein. Ich sah sehr bald ein, daß mit Helen im Schoße ihrer Familie, die ihr stets in allem den Willen gelassen hatte, absolut nichts anzufangen sei. Sie tyrannisierte jedermann, ihre Mutter, ihren Vater, die Dienerschaft, die kleinen Negerkinder, die mit ihr spielten, und niemand ist ihr bis zu meiner Ankunft ernstlich entgegengetreten, mit Ausnahme ihres Bruders James, der es ab und zu getan hat, und wie alle Tyrannen hält sie an diesem ihrem angestammten Rechte von Gottes Gnaden, alles zu tun, was ihr beliebt, mit Zähigkeit fest. Als ich sie zu unterrichten begann, hatte ich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie wollte um keines Haares Breite nachgeben, ohne es auf einen verzweifelten Kampf ankommen zu lassen. Im guten konnte ich gar nichts von ihr erreichen. Selbst zu den einfachsten Dingen, wie zum Kämmen ihres Haares, zum Händewaschen, zum Zuknöpfen ihrer Schuhe, mußte sie gezwungen werden und meistens war eine peinliche Szene die Folge. Die Angehörigen fühlten natürlich die Neigung, sich einzumischen, namentlich ihr Vater, der es nicht ertragen kann, sie weinen zu sehen. So waren sie alle gewillt, des lieben Friedens willen nachzugeben. Ich sah klar ein, daß jeder Versuch, sie im Gebrauch der Sprache oder sonst etwas zu unterrichten, zwecklos sei, solange sie nicht gelernt habe, zu gehorchen. Ich

habe viel darüber nachgedacht und je reiflicher ich mir die Sache überlegte, desto fester bin ich davon überzeugt, daß Gehorsam das Tor ist, durch welches das Wissen, ja sogar die Liebe ihren Einzug in die Seele eines Kindes halten. Wie ich Ihnen schon schrieb, glaubte ich anfangs nur Schritt für Schritt vorgehen zu dürfen. Ich hatte mir vorgenommen, mir die Liebe und das Vertrauen meines kleinen Zöglings durch dieselben Mittel zu gewinnen, die ich in Anwendung gebracht haben würde, wenn sie hätte sehen und hören können. Aber bald fand ich, daß mir kein Weg zu ihrem Herzen offenstand. Sie nahm alles, was ich für sie tat, als selbstverständlich hin, wehrte meine Liebkosungen ab, und es war mir schlechterdings unmöglich, ihre Zuneigung zu erwerben.

Ich hatte eine freie, offene Aussprache mit Frau Keller und setzte ihr auseinander, wie schwer es mir unter den gegebenen Umständen sei, etwas mit Helen anzufangen. Ich erklärte ihr, daß meiner Meinung nach das Kind mindestens für einige Wochen von der Familie getrennt werden und daß Helen mir gehorchen lernen müsse, ehe ich irgend etwas anderes unternehmen könne. Nach einer langen Pause antwortete Frau Keller, sie wolle sich die Sache überlegen und hören, was ihr Gatte zu dem Plan meinte. Hauptmann Keller willigte gegen mein Erwarten sehr schnell ein, und ich beeilte mich, die Vorkehrungen zum Umzug so bald wie möglich zu treffen.

In der neuen Wohnung zeigte sich Helen zuerst sehr widerspenstig und ließ sich am ersten Abend erst nach einem erbitterten zweistündigen Kampf zu Bett bringen. Am nächsten Morgen war sie ruhiger, litt aber offensichtlich an Heimweh. Sie spielte mehr als sonst mit ihren Puppen und behandelte sie mit großer Zärtlichkeit, wollte aber nichts von mir wissen.

Helen kennt jetzt verschiedene Wörter, hat aber weder eine Ahnung von ihrem Gebrauch, noch weiß sie, daß jedes Ding einen Namen hat. Ich glaube jedoch, daß sie leicht und schnell lernen wird. Wie erwähnt, ist sie außerordentlich lebhaft und geschäftig und in ihren Bewegungen ebenso rasch wie unstet.

20. März 1887

Mein Herz jauchzt vor Freude, ein Wunder hat sich ereignet. Das Licht des Verständnisses ist im Geist meines Zöglings aufgegangen, und siehe da, alles hat ein verändertes Aussehen bekommen.

Das kleine, wilde Geschöpf von vor vierzehn Tagen hat sich in ein artiges Kind umgewandelt. Helen sitzt, während ich schreibe, mit heiterem und fröhlichem Gesicht neben mir und häkelt eine lange Spitze aus roter Wolle. Sie hat diese Woche dieses Muster gelernt und ist sehr stolz auf ihre Fertigkeit. Als sie die Spitze so lang gemacht hatte, daß sie über das Zimmer hinwegreichte, klopfte sie sich selbst auf den Arm und legte das erste Werk ihrer Hände zärtlich an die Wange. Sie läßt sich jetzt von mir küssen und setzt sich, wenn sie besonders guter Laune ist, kurze Zeit auf meinen Schoß, erwidert aber meine Liebkosungen noch nicht. Der große Schritt — der Schritt, auf den es ankommt — ist getan. Die kleine Wilde hat ihre erste Lektion gelernt und findet die Sache ganz ergötzlich. Es bleibt mir nun die dankbare Aufgabe, die schöne Intelligenz, die sich in der Kinderseele zu regen beginnt, zu leiten und zu bilden.

Auch andere bemerken schon die Veränderung, die mit Helen vorgegangen ist. Ihr Vater besucht uns jeden Morgen und jeden Abend und ruft, wenn er sie ihre Perlen eifrig aneinanderreihen oder auf ihrer Nähkarte horizontale Stichreihen machen sieht, voller Verwunderung aus: «Wie ruhig sie ist!»

Als ich kam, waren ihre Bewegungen so unstet, daß man stets fühlte, sie habe etwas Anomales, ja beinahe Krankhaftes an sich. Auch habe ich bemerkt, daß sie viel weniger ißt, ein Umstand, der ihren Vater so sehr beunruhigt, daß er sie durchaus wieder nach Hause nehmen will. Er behauptet, sie leide an Heimweh. Ich bin nicht seiner Meinung, doch fürchte ich, daß wir unseren kleinen Käfig sehr bald verlassen müssen.

Hauptmann Keller brachte eines Tages «Belle» mit, einen Hühnerhund, auf den er sehr stolz ist. Er war neugierig, ob Helen ihren alten Spielgefährten wiedererkennen würde. Helen badete gerade

ihre Puppe Nancy und bemerkte zuerst den Hund nicht. Für gewöhnlich fühlte sie den leisesten Schritt und streckte die Arme aus, um sich zu vergewissern, ob sich jemand in ihrer Nähe befinde. Belle schien es nicht sehr eilig zu haben, Helens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich glaube, die Hündin ist von ihrer kleinen Herrin recht rauh behandelt worden. Der Hund war aber kaum eine Minute im Zimmer, als Helen herumzuschnuppern begann, die Puppe in das Becken warf und im Zimmer umherfühlte. Sie stolperte über Belle, die am Fenster lag. Sie erkannte sofort den Hund, denn sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihn an sich. Dann setzte sie sich neben das Tier und begann, sich mit seinen Pfoten zu beschäftigen. Wir konnten uns im ersten Augenblick ihr Verhalten nicht erklären; als ich bemerkte, daß sie die Buchstaben d—o—l—l mit ihren Fingern bildete, wußten wir, daß sie Belle das Buchstabieren beizubringen versuchte.

28. März 1887

Helen und ich sind gestern nach Hause gekommen. Ich bedaure, daß wir nicht noch eine Woche im Pavillon bleiben konnten, aber ich glaube, ich habe die Gelegenheit, die mir in den letzten vierzehn Tagen geboten war, nach besten Kräften ausgenutzt und hoffe, mit Helen in Zukunft keine ernstliche Mühe mehr zu haben. Die größten Hindernisse, die sich dem Fortschreiten in den Weg stellten, sind beseitigt. Ich glaube, «nein» und «ja», begleitet von einem Schütteln oder Nicken des Kopfes, sind für Helen so greifbare Tatsachen geworden wie Wärme und Kälte oder der Unterschied zwischen Schmerz und Wohlbefinden. Und ich werde auch dafür sorgen, daß die Lektion, die sie unter so viel Kummer und Schmerz gelernt hat, nicht wieder vergessen wird. Ich werde mich zwischen meine Schülerin und die übergroße Nachsicht der Eltern stellen. Ich habe Herrn und Frau Keller erklärt, sie dürften in keiner Weise meine Anordnungen durchkreuzen. Ich habe mein Bestes getan, um ihnen klarzumachen, wie furchtbar sie sich an Helen versündigen, wenn sie ihr in allen Dingen ihren Willen ließen und habe darauf hingewiesen, daß die Versuche, dem Kind beizubringen, es könne nicht alles nach seinem Willen gehen, unausbleiblich ebenso

schmerzlich für das Kind wie für seine Lehrerin seien. Sie versprachen, mir freie Hand zu lassen und mich nach Kräften zu unterstützen. Die unverkennbaren Fortschritte, die das Kind gemacht hatte, haben ihnen größeres Vertrauen zu mir eingeflößt. Natürlich ist es hart für sie. Ich begreife, daß es ihnen weh tut, zu sehen, wie ihr unglückliches, kleines Kind bestraft und gezwungen wird, gewisse Dinge gegen seinen Willen zu tun. Nur wenige Stunden nach dieser Unterredung mit ihnen (und sie hatten mir in allem beigepflichtet) setzte sich Helen bei Tisch in den Kopf, die Serviette nicht zu benutzen. Offenbar wollte sie probieren, was nun geschehen würde. Ich versuchte mehrmals, ihr die Serviette um den Hals zu binden, jedesmal riß sie sie ab, warf sie zu Boden und begann zuletzt den Tisch mit ihren Füßen zu bearbeiten. Ich nahm ihr den Teller weg und stand auf, um sie aus dem Zimmer zu führen; da aber mischte sich der Hauptmann ein und erklärte, er werde es unter keinen Umständen zugeben, daß eines seiner Kinder nichts zu essen bekäme.

Nach dem Abendessen kam Helen nicht mehr in mein Zimmer und ich sah sie vor dem Frühstück am nächsten Morgen nicht wieder. Sie saß auf ihrem Platz, als ich herunterkam. Sie hatte sich ihre Serviette unters Kinn gesteckt, anstatt, wie es ihre Gewohnheit war, sich das Tuch auf dem Rücken festzustecken und lenkte meine Aufmerksamkeit auf diese Neuerung; als ich keine Einsprache dagegen erhob, schien sie erfreut zu sein und streichelte sich selbst. Als sie das Eßzimmer verließ, ergriff sie meine Hand und streichelte sie ebenfalls. Ich war neugierig, was sie zu tun beabsichtigte und beschloß, der Gewöhnung an gute Sitten etwas nachzuhelfen. Ich ging ins Eßzimmer zurück und holte mir eine Serviette. Als Helen zum Unterricht kam, legte ich alle Gegenstände in gewohnter Weise auf den Tisch, nur der Kuchen fehlte, von dem ich ihr ein Stückchen zur Belohnung zu geben pflegte, wenn sie ein Wort recht rasch buchstabiert hatte. Helen bemerkte es sofort und machte das entsprechende Zeichen für Kuchen. Ich zeigte ihr die Serviette, band sie ihr um den Hals, riß sie dann ab und warf sie zu Boden und schüttelte dabei den Kopf. Dies tat ich mehrmals hintereinander.

Helen verstand mich vortrefflich, denn sie schlug sich mehrmals derb auf die Hand und schüttelte gleichfalls den Kopf. Inzwischen begann der Unterricht. Ich gab ihr einen Gegenstand in die Hand und Helen buchstabierte das betreffende Wort. Mit einemmal hielt sie inne, als ob ihr ein Gedanke durch den Kopf schösse, und griff nach der Serviette, die sie sich rasch um den Hals knüpfte, wobei sie ihr Zeichen für Kuchen machte. Ich nahm dies für ein Versprechen, daß, wenn ich ihr etwas Kuchen gäbe, sie ein artiges Mädchen sein wolle, und ich gab ihr ein größeres Stück als gewöhnlich; Helen war darüber sehr erfreut und klopfte und streichelte sich selbst voller Befriedigung.

3. April 1887

Wir verbringen fast unsere ganze Zeit im Garten, wo alles sproßt und blüht und grünt. Nach dem Frühstück gehen wir hinaus und sehen den Leuten bei ihrer Arbeit zu. Helen liebt es, zu graben und im Schmutz herumzuspielen, wie jedes andere Kind. Heute früh pflanzte sie ihre Puppe in die Erde und deutete mir an, sie erwarte, die Puppe werde so groß werden wie ich.

Um zehn Uhr gehen wir hinein und reihen eine Weile Perlen auf. Helen kann sie schon auf sehr verschiedene Weise zusammenstellen und denkt sich oft selber neue Arten aus. Dann überlasse ich es ihrer Wahl, ob sie nähen, stricken oder häkeln will. Stricken lernte sie sehr schnell und fertigt jetzt einen Waschlappen für ihre Mutter an. In der letzten Woche machte sie eine Schürze für ihre Puppe und kam damit so gut zustande wie jedes Kind ihres Alters. Um elf Uhr haben wir Turnen. Sie kennt alle Freiübungen mit oder ohne Hanteln. Die Stunde von zwölf bis eins wird zur Erlernung neuer Wörter benutzt. Sie dürfen aber nicht glauben, daß dies die einzige Zeit ist, in der ich mit Helen buchstabiere; ich buchstabiere ihr im Gegenteil alles, was wir den ganzen Tag über tun, in die Hand, obgleich sie bis jetzt noch keine Ahnung hat, was das Buchstabieren eigentlich bedeutet. Nach dem Mittagessen ruhe ich eine Stunde aus und Helen spielt mit ihrer Puppe oder tummelt sich im Hof mit den kleinen Negern herum, die vor meiner Ankunft ihre beständigen Spielgefährten waren. Später geselle ich mich zu ihnen

und wir machen dann die Runde durch die Wirtschaftsgebäude. Wir besuchen die Pferde und Maultiere in ihren Ställen, suchen nach Eiern und füttern die Truthühner. Oft gehen wir, wenn das Wetter schön ist, von vier bis sechs spazieren oder besuchen Helens Tante in Ivy Green oder ihre Verwandten in der Stadt. Helen hat einen stark entwickelten Geselligkeitstrieb; sie liebt es, Menschen um sich zu haben und ihre Bekannten zu besuchen, zum Teil allerdings, wie ich glaube, weil diese stets ein paar Leckerbissen für sie übrig haben. Nach dem Abendessen gehen wir in mein Zimmer und vertreiben uns die Zeit mit allerlei Beschäftigung bis um acht Uhr, dann ziehe ich das kleine Fräulein aus und bringe es zu Bett. Helen schläft jetzt bei mir. Frau Keller wollte mir eine Wärterin für sie geben, ich glaube aber, es ist besser, ich bin ihre Wärterin, als daß ich eine dumme, faule Negerin zu beaufsichtigen habe. Außerdem ziehe ich es vor, daß Helen ganz allein auf mich angewiesen ist, und ich finde es leichter, sie bei allen sich bietenden Gelegenheiten zu unterrichten als zu festgesetzten Stunden.

Am 31. März fand ich, daß Helen achtzehn Substantive und drei Verben kannte. Hier ist die Liste dieser Wörter. Die mit einem Kreuz bezeichneten Wörter sind die, nach denen sie selbst gefragt hatte: doll, mug, pin, key, dog, hat, box, water, milk, candy, eye†, finger†, toe†, head†, cake, baby, mother, sitt, stand, walk. Am 1. April lernte sie die Substantive knife, fork, spoon, saucer, tea, papa, bed und das Verb run.

5. April 1887

Ich muß Ihnen heute morgen eine Zeile schreiben, denn es hat sich etwas sehr Wichtiges zugetragen. Helen hat den zweiten großen Schritt in ihrer Erziehung getan. Sie hat gelernt, daß jedes Ding einen Namen hat und daß das Fingeralphabet der Schlüssel zu allem ist, was sie zu wissen verlangt.

Die Wörter mug (Becher) und milk (Milch) machten Helen mehr Mühe als die übrigen. Sie verwechselte die Substantive mit dem Verb drink (trinken). Sie kannte das Wort für trinken nicht, sondern half sich damit, daß sie die Pantomime des Trinkens machte, so oft sie mug oder milk buchstabierte. Als sie sich heute früh wusch,

wünschte sie das Wort für Wasser zu erfahren. Wenn sie die Bezeichnung für etwas zu wissen wünscht, so deutet sie darauf und streichelt meine Hand. Ich buchstabierte ihr w—a—t—e—r in die Hand und dachte bis nach Beendigung des Frühstücks nicht mehr daran. Dann fiel es mir ein, daß ich ihr vielleicht mit Hilfe dieses neuen Wortes den Unterschied zwischen mug und milk ein für allemal klarmachen könnte. Wir gingen zur Pumpe, wo ich Helen ihren Becher unter die Öffnung halten ließ, während ich pumpte. Als das kalte Wasser hervorschoß und den Becher füllte, buchstabierte ich ihr w—a—t—e—r in die freie Hand. Das Wort, das so unmittelbar auf die Empfindung des kalten, über ihre Hand strömenden Wassers folgte, schien sie stutzig zu machen. Sie ließ den Becher fallen und stand wie angewurzelt da. Ein ganz neuer Lichtschein verklärte ihre Züge. Sie buchstabierte das Wort water verschiedene Male. Dann kauerte sie nieder, berührte die Erde und fragte nach deren Namen, ebenso deutete sie auf die Pumpe und das Gitter. Dann wandte sie sich plötzlich um und fragte nach meinem Namen. Ich buchstabierte ihr teacher (Lehrerin) in die Hand. In diesem Augenblick brachte die Amme Helens kleine Schwester an die Pumpe; Helen buchstabierte baby und deutete auf die Amme. Auf dem ganzen Rückweg war sie im höchsten Grad aufgeregt und erkundigte sich nach dem Namen jedes Gegenstandes, den sie berührte, so daß sie im Laufe weniger Stunden dreißig neue Wörter ihrem Wortschatz einverleibt hatte.

P. S. Ich konnte meinen Brief gestern abend nicht mehr zur Post geben und will daher noch eine Zeile hinzufügen. Helen stand heute früh wie eine strahlende Fee auf. Sie flog von einem Gegenstand zum anderen, fragte nach der Bezeichnung jedes Dinges und küßte mich vor lauter Freude. Als ich gestern abend zu Bett ging, warf sich Helen aus eigenem Antrieb in meine Arme und küßte mich zum erstenmal und ich glaubte, mein Herz müsse springen, so voll war es vor Freude.

10. April 1887

Helen macht von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde Fortschritte. Alles muß jetzt einen Namen haben. Bei allen unseren

Ausgängen fragt sie voll Eifer nach den Bezeichnungen für die Dinge, die sie nicht zu Hause gelernt hat. Sie wird nicht müde mit Buchstabieren und will jedem, dem sie begegnet, das Alphabet lehren. Sobald sie das betreffende Wort kennt, wendet sie ihre früheren Zeichen und Pantomimen nicht mehr an und das Erlernen eines neuen Wortes bereitet ihr das lebhafteste Vergnügen. Auch bemerken wir, daß ihre Züge von Tag zu Tag ausdrucksvoller werden. Ich habe mich dazu entschlossen, Helen für den Augenblick noch nicht regelmäßig Unterricht zu erteilen. Ich behandle sie genau wie ein Kind von zwei Jahren. Es kommt mir widersinnig vor, zu verlangen, daß ein Kind zu einer bestimmten Zeit in ein bestimmtes Zimmer geht und bestimmte Lektionen hersagt, wenn es noch nicht über einen gewissen Wortschatz verfügt. Ich frage mich: Wie lernt ein normales Kind sprechen? Die Antwort lautet einfach: Durch die Nachahmung. Das Kind kommt mit der Fähigkeit, zu lernen, auf die Welt und lernt von selbst, vorausgesetzt, daß es ihm an dem erforderlichen äußeren Anreiz nicht fehlt. Es sieht, wie andere bestimmte Dinge tun, und versucht, sie ebenfalls zu tun. Es hört andere sprechen und versucht, selbst zu sprechen. Lange bevor es sein erstes Wort spricht, versteht es, was man zu ihm sagt... Diese Erwägungen weisen mir den richtigen Weg, Helen das Sprechen beizubringen. Ich muß ihr in die Hand sprechen, wie wir dem kleinen Kind ins Ohr sprechen. Ich nehme an, daß sie dieselbe Assimilations- und Nachahmungsgabe besitzt wie ein normales Kind. Ich werde in vollständigen Sätzen zu ihr sprechen und ihr, wenn nötig, die Bedeutung durch Gesten und ihre beschreibenden Zeichen klarmachen, aber nicht versuchen, ihre Aufmerksamkeit auf *nur* einen einzigen Gegenstand zu lenken. Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, um Helen anzuregen und anzuspornen und geduldig das Ergebnis abwarten.

24. April 1887

Die neue Methode bewährt sich vorzüglich; Helen kennt jetzt die Bedeutung von mehr als hundert Wörtern und lernt täglich neue dazu, ohne im geringsten auf die Vermutung zu kommen, sie verrichte eine besondere Heldentat. Sie lernt, weil sie nicht anders

kann; genau wie der Vogel fliegen lernt. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß sie «fließend spricht». Wie ihre kleine Cousine drückt sie ganze Sätze durch einzelne Wörter aus. «Milch» mit einer Handbewegung bedeutet: «Gib mir mehr Milch»; «Mutter» begleitet von einem fragenden Blick: «Wo ist Mutter?» «Gehen» bedeutet: «Ich möchte ausgehen». Buchstabiere ich ihr aber in die Hand: «Gib mir etwas Brot», so reicht sie mir das Brot und wenn ich ihr sage: «Hol deinen Hut, wir wollen spazierengehen», so gehorcht sie augenblicklich. Die beiden Worte «Hut» und «spazierengehen» würden dieselbe Wirkung ausüben; wird aber der ganze Satz mehrmals am Tage wiederholt, so muß er sich mit der Zeit dem Gehirn einprägen und Helen wird ihn allmählich anwenden.

Wir beschäftigen uns mit einem kleinen Spiel, das nach meiner Meinung für die Entwicklung höchst nützlich ist und zugleich den Zweck einer Sprachlektion erfüllt. Es ist eine Art Versteckspiel. Ich verstecke irgend etwas, einen Ball, eine Spule oder dergleichen und wir suchen danach. Als wir vor zwei oder drei Tagen mit dem Spiel begannen, benahm sich Helen ziemlich ungeschickt. Sie suchte an Stellen, wo es unmöglich gewesen wäre, den Ball oder die Spule zu verstecken. Wenn ich z. B. den Ball versteckte, so suchte sie in einer Schachtel, die nicht länger als drei Zentimeter war. Versteckte ich die Spule, so suchte sie unter ihrer Schreibtafel. Sie gab auch bald das Spiel auf. Jetzt kann ich ihr Interesse daran eine Stunde und länger rege erhalten, und sie zeigt mehr Intelligenz und oft große Geschicklichkeit beim Finden der Gegenstände. Heute früh versteckte ich einen Zwieback. Helen suchte überall, ohne ihn finden zu können. Plötzlich kam ihr eine Idee, sie lief auf mich zu und öffnete meinen Mund, um ihn gründlich zu untersuchen. Als sie hier nichts fand, deutete sie auf meinen Magen und fragte: eat? (essen), was bedeuten sollte: Haben Sie ihn vielleicht gegessen?

Freitag begegnete uns ein Herr auf der Straße, der Helen einige Bonbons gab, die sie aufaß bis auf ein kleines Stückchen, das sie in ihr Schürzentäschchen steckte. Nach Hause gekommen, traf sie ihre Mutter und sagte aus eigenem Antrieb: «Give baby candy (gib Baby Bonbon).» Frau Keller buchstabierte ihr in die Hand: «no,

baby eat — no (nein, Baby essen — nein).» Helen näherte sich der Wiege, faßte Mildred in den Mund und deutete auf ihre eigenen Zähne. Frau Keller buchstabierte: «teeth (Zähne)». Helen schüttelte den Kopf und buchstabierte: «Baby teeth — no, baby eat — no (Baby Zähne — nein, Baby essen — nein)», womit sie natürlich sagen wollte: «Schwesterchen kann nicht essen, weil es keine Zähne hat.»

8. Mai 1887

Nein, ich brauche kein Kindergartenmaterial mehr. Ich habe anfangs meinen kleinen Vorrat an Perlen, Karten und Strohhalmen benutzt, weil ich nicht wußte, was ich sonst tun sollte; aber die Zeit für sie ist jetzt auf alle Fälle vorüber.

Ich beginne allen ausgeklügelten pädagogischen Systemen zu mißtrauen. Sie scheinen mir auf der Voraussetzung aufgebaut zu sein, daß jedes Kind eine Art Idiot ist und im Denken unterwiesen werden muß, während es, wenn es sich selbst überlassen bleibt, mehr und besser denken wird, wenn es auch nicht so in die Augen fällt. Laßt es nach seinem Belieben gehen und kommen, laßt es richtige Gegenstände berühren und seine Sachen selbständig ordnen, anstatt daß es im Zimmer an einem kleinen Tisch sitzt, während eine Lehrerin mit sanfter Stimme ihm sagt, es solle eine steinerne Mauer aus seinen Holzklötzchen bauen, einen Regenbogen aus farbigen Papierstreifen herstellen oder Bäume aus Strohhalmen in Blumentöpfe aus Perlen pflanzen. Solcherlei Unterricht füllt den Geist mit künstlichen Assoziationen an, die erst ausgerottet werden müssen, ehe das Kind seine Gedanken aus eigener Anschauung entwickeln kann.

Helen lernt Adjektive und Adverben so leicht, wie sie Substantive gelernt hat. Die Vorstellung geht stets dem Wort voraus. Sie hatte Zeichen für «klein» und «groß» lange, bevor ich zu ihr kam. Wollte sie einen kleinen Gegenstand haben und wurde ihr ein großer gegeben, so schüttelte sie den Kopf und hob ein Stückchen von der Haut ihrer Hand zwischen Daumen und Zeigefinger der anderen hoch. Wollte sie etwas Großes bezeichnen, spreizte sie die Finger beider Hände so weit wie möglich und näherte die Hände einander, als wolle sie einen großen Ball auffangen. Eines Tages ersetzte ich

diese Zeichen durch die Wörter small und large; sofort wendete sie die Wörter an und verschmähte von nun ab die Zeichen. Ich kann ihr jetzt sagen: «Bringe mir ein großes Buch, einen kleinen Teller, gehe langsam die Treppe hinauf, laufe rasch, gehe langsam.» Heute morgen gebrauchte sie die Konjunktion «and» zum ersten Mal. Ich befahl ihr, die Türe zuzumachen, und sie fügte hinzu: and lock (und abschließen).

Vor ein paar Minuten kam sie in großer Aufregung die Treppe heraufgestürmt. Ich konnte mir zuerst gar nicht erklären, was geschehen war. Sie buchstabierte immerfort dog — baby (Hund—Baby), indem sie danach der Reihe nach auf ihre fünf Finger deutete und an ihnen saugte. Mein erster Gedanke war, einer der Hunde habe Mildred verletzt, aber Helens strahlendes Gesicht beschwichtigte meine Furcht. Es half nichts, ich mußte mit ihr hinunter. Sie führte mich in einen Schuppen, und hier in der Ecke lag einer von den Hühnerhunden mit fünf niedlichen Jungen! Ich lehrte Helen das Wort puppy (Welpe), ließ sie die Hündchen alle befühlen, während sie saugten und buchstabierte puppies. Sie interessierte sich sehr für das Nährgeschäft und buchstabierte mehrmals die Worte mother — dog (Hundemutter) und baby. Helen bemerkte, daß die Augen der Hündchen geschlossen waren, und sagte eyes — shut. Sleep — no (Augen zu. Schlafen — nein), womit sie sagen wollte: die Augen sind zwar geschlossen, aber die Hündchen schlafen nicht. Sie deutete der Reihe nach auf jedes Hündchen und dann auf ihre fünf Finger und ich lehrte sie das Wort five (fünf). Dann hielt sie einen Finger in die Höhe und sagte: Baby. Ich begriff, daß sie von Mildred sprach und buchstabierte: One Baby and five puppies (ein Baby und fünf Welpen). Dann bemerkte sie, daß eines der Hündchen kleiner war als die anderen und buchstabierte small (klein), indem sie das entsprechende Zeichen machte; ich buchstabierte very small (sehr klein). Sie verstand augenblicklich, daß very die Bezeichnung für den neuen Begriff war, der in ihren Kopf gelangte, denn auf dem Rückweg nach Hause gebrauchte sie das Wort ganz richtig. Ein Stein war «small», ein anderer «very small». Als sie ihre kleine Schwester anfaßte, sagte sie: Baby — small. Puppy — very small.

Seit ich Helen keinen regelmäßigen Unterricht mehr gebe, finde ich, daß sie viel rascher lernt. Ich bin überzeugt, daß die Zeit, die ein Lehrer darauf verwendet, sich zu vergewissern, ob das Kind seine Lektion auch behalten habe, so gut wie weggeworfen ist. Meines Erachtens ist es viel richtiger, anzunehmen, daß das Kind tue, was in seinen Kräften steht und daß die ausgestreute Saat zur rechten Zeit schon Früchte tragen wird.

16. Mai 1887

Wir haben angefangen, jeden Morgen sofort nach dem Frühstück große Spaziergänge zu machen. Das Wetter ist schön und es riecht überall nach Erdbeeren. Unser Beobachtungsplatz ist Kellers Landungsplatz am Tennessee, in etwa drei Kilometer Entfernung. Wir wissen nie, wie wir dorthin kommen oder wo wir in einem bestimmten Augenblick sind; aber das trägt nur zu unserer Freude bei, besonders wenn alles neu und seltsam ist. Tatsächlich komme ich mir vor, als habe ich bis jetzt nichts gesehen, so viel findet Helen auf dem Weg zu fragen. Wir jagen Schmetterlinge und fangen manchmal einen. Dann setzen wir uns unter einen Baum oder in den Schatten eines Strauches und sprechen von ihm. Nachher, wenn er die Lektion überlebt hat, lassen wir ihn los; aber gewöhnlich wird sein Leben und seine Schönheit auf dem Altar des Lernens geopfert, so daß er in einem gewissen Sinn für immer lebt, denn wurde er nicht in lebende Gedanken verwandelt? Es ist wunderbar, wie Worte Ideen erwecken! Jedes neue Wort, das Helen lernt, scheint das Bedürfnis nach vielen anderen heraufzubeschwören. Ihr Geist wächst durch seine unaufhörliche Tätigkeit.

Kellers Landeplatz wurde während des Krieges zum Landen von Truppen benutzt, ist aber seither verfallen und mit Moos und Gräsern überwachsen. Die Stille dieses Plätzchens macht Lust zu träumen. Nahebei ist eine schöne kleine Quelle, die Helen «Eichhörnchenschale» nennt, weil die Eichhörnchen dort zum Trinken kamen. Sie hat tote Eichhörnchen, Kaninchen und andere wilde Tiere bestattet und möchte gern ein «walk squirrel» sehen, was wohl «ein lebendiges Eichhörnchen» heißen soll. Um die Mittagszeit gehen wir heim und Helen berichtet ihrer Mutter eifrig alles,

was sie gesehen hat. Dieser Wunsch, was sie gelernt hat, zu wiederholen, zeigt einen bemerkenswerten Fortschritt in der Entwicklung ihres Intellekts und ist ein unschätzbarer Anreiz zur Aneignung der Sprache. Ich bitte alle ihre Freunde, sie darin zu ermutigen, ihnen von ihrem Tun zu erzählen und soviel Interesse und Neugier für ihre kleinen Abenteuer zu zeigen, wie es ihnen möglich ist. Das befriedigt des Kindes Wunsch nach Anerkennung und hält sein Interesse an den Dingen wach. Das ist die Basis echten Gedankenaustausches. Sie macht viele Fehler, natürlich, verdreht Wörter und Sätze, spannt den Wagen vor das Pferd und gerät in ein hoffnungsloses Durcheinander von Namen und Verben; aber das tut auch das hörende Kind. Ich bin sicher, diese Schwierigkeiten werden von selbst verschwinden. Das Wichtige ist, daß sie den Impuls zu erzählen zeigt. Ich helfe hier und dort mit einem Wort, manchmal einem Satz aus, oder erinnere sie an etwas, was sie ausgelassen oder vergessen hat. So wächst ihr Wortschatz zusehends und die neuen Wörter keimen und bringen neue Ideen hervor; und sie sind das Material, aus dem Himmel und Erde gemacht sind.

22. Mai 1887

Meine Aufgabe wird jeden Tag fesselnder und interessanter. Helen ist ein wunderbares Kind, so spontan und lerneifrig. Sie kennt jetzt etwa dreihundert Wörter und eine große Menge alltäglicher Redensarten, und es sind noch nicht drei Monate her, seit sie ihr erstes Wort lernte. Es ist ein seltsames Glück, das Erwachen, das Wachsen und die ersten, schwachen Betätigungen eines lebenden Geistes zu beobachten; ich genieße dieses Glück, und noch mehr, es ist mir vergönnt, diesen herrlichen Intellekt zu wecken und zu leiten.

Wenn ich mich für diese Aufgabe nur besser eignete! Ich fühle mich ihr täglich weniger gewachsen. Mein Kopf steckt voller Pläne; nur kann ich sie leider nicht in die Tat umsetzen. Sie sehen, mein Geist ist undiszipliniert, voll Seitensprüngen und plötzlichen Einfällen und unerwartet in dunklen Winkeln versteckten Ideen. Wie gern möchte ich das alles schön in Ordnung bringen! O wenn ich nur jemand hätte, der mir helfen könnte! Ich brauche einen Lehrer,

genau wie Helen. Ich weiß, daß die Erziehung dieses Kindes das Hauptereignis meines Lebens sein wird, wenn ich die Kraft und die Ausdauer habe, sie zu vollenden. Eins ist mir klargeworden: Helen muß Bücher benutzen lernen, wir müssen sie beide benutzen lernen, und dabei fällt mir ein — wollen Sie die Freundlichkeit haben, Herr Anagnos zu bitten, mir die Psychologien von Perez und Sully zu besorgen? Ich glaube, sie werden mir nützlich sein können.

Wir halten jetzt jeden Tag Leseübungen ab. In der Regel nehmen wir eins der kleinen Lesebücher mit auf einen hohen Baum, der in der Nähe des Hauses steht, und verwenden eine bis zwei Stunden auf das Aussuchen von Wörtern, die Helen schon kennt. Wir treiben es als eine Art Spiel und sehen zu, wer die Wörter rascher finden kann, Helen mit ihren Fingern oder ich mit meinen Augen und sie lernt so viele neue Wörter, wie ich ihr mit Hilfe der ihr bereits bekannten erklären kann. Gleiten ihre Finger über Wörter, die sie schon kennt, so schreit sie vor Vergnügen und herzt und küßt mich vor Freude, besonders wenn sie glaubt, mich besiegt zu haben. Später setze ich die neuen Wörter im Rahmen zu kleinen Sätzen zusammen und manchmal ist es möglich, sie zu einer kleinen Geschichte von einer Biene, einer Katze oder einem kleinen Knaben zu gestalten. Ich kann Helen jetzt heißen, die Treppe herauf- oder hinuntergehen, Gegenstände wegtragen oder bringen, sitzen, stehen, gehen, laufen, liegen, kriechen, sich herumwälzen oder klettern; sie ist über alle Tätigkeitswörter entzückt; daher macht es überhaupt keine Mühe, ihr die Verben beizubringen. Sie ist auf die Aneignung eines Satzes so stolz wie ein Feldherr, der die Streitkraft des Feindes gefangengenommen hat.

Eine von Helens alten Gewohnheiten, die am festesten eingewurzelt und am schwersten zu bekämpfen ist, ist die Sucht, Gegenstände zu zertrümmern. Wenn sie irgend etwas auf ihrem Wege findet, so schleudert sie es zur Erde, gleichviel, was es ist: ein Glas, ein Krug oder gar eine Lampe. Sie besitzt eine große Menge Puppen, und jede von ihnen ist in einem Anfall von Wut oder Langeweile zerbrochen worden. Eines Tages hatte ihr ein bekannter Herr eine neue Puppe mitgebracht, und ich wollte versuchen, ob ich es

nicht Helen begreiflich machen könnte, daß sie sie nicht zerbrechen dürfe. Ich ließ sie die Bewegungen machen, als schlüge sie den Kopf der Puppe auf den Tisch auf, und buchstabierte ihr in die Hand: No, no, Helen is naughty. Teacher is sad (Nein, nein, Helen ist unartig. Lehrerin ist traurig) und ließ sie den bekümmerten Ausdruck meines Gesichtes fühlen. Dann ließ ich sie die Puppe liebkosen, auf die getroffene Stelle küssen und zärtlich in ihren Armen wiegen, buchstabierte dabei in ihre Hand: Good Helen, teacher is happy (gute Helen, Lehrerin ist glücklich) — und ließ sie das Lächeln auf meinem Gesicht fühlen. Sie machte diese Bewegung mehrmals und gab dabei auf jede Kleinigkeit acht; dann stand sie einen Augenblick ganz still mit bekümmertem Gesichtsausdruck, der sich aber plötzlich aufhellte, buchstabierte: Good Helen — und verzog ihr Gesicht zu einem breiten, künstlichen Lächeln. Dann trug sie die Puppe die Treppe hinauf, legte sie in das oberste Fach des Kleiderschrankes und hat sie seitdem nie wieder berührt.

2. Juni 1887

Das Wetter ist drückend heiß. Wir schmachten förmlich nach Regen. Wir sind alle in großer Sorge um Helen. Sie ist sehr nervös und aufgeregt. Sie kann nicht schlafen und leidet an Appetitlosigkeit. Es ist schwer zu raten. Der Arzt sagt, ihr Geist sei zu rege; wie sollen wir sie aber vom Denken abhalten? Sie beginnt zu buchstabieren, sobald sie aufsteht und fährt damit den ganzen Tag fort. Wenn ich nicht mit ihr sprechen will, so buchstabiert sie in ihre eigene Hand und unterhält sich anscheinend auf das lebhafteste mit sich selbst.

Ich gab ihr meinen Braillestift in der Meinung, das mechanische Einstechen von Löchern in das Papier würde sie zerstreuen, und ihren Geist beruhigen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß die kleine Hexe Briefe schreibt! Ich hatte keine Ahnung, daß sie wußte, was überhaupt ein Brief sei. Sie ist öfters mit mir nach der Post gegangen, wenn ich Briefe hinbrachte, und ich glaube, ich habe ihr manches aus dem Inhalt der Briefe an Sie mitgeteilt. Auch wußte sie, daß ich ab und zu «Briefe an blinde Mädchen» mit

dem Braillestift schreibe, aber ich glaubte nicht, daß sie irgend eine klare Vorstellung davon habe, was ein Brief sei. Eines Tages brachte sie mir einen Bogen, den sie über und über mit Löchern bedeckt hatte, wollte ihn in einen Umschlag stecken und zur Post tragen. Sie sagte: Frank-letter (Frank—Brief). Ich fragte sie, was sie denn an Frank geschrieben habe. Sie entgegnete: Much Words. Puppy mother dog — five. Baby — cry. Hot. Helen walk — no. Sunfire — bad. Frank — come. Helen — kiss Frank. Strawberries — very good. — (Viele Wörter. Mutterhund Junge — fünf. Baby — schreien. Heiß. Helen spazieren gehen — nein. Sonnenfeuer — bös. Frank — kommen. Helen — küssen Frank. Erdbeeren — sehr gut.)

Helen liest fast ebenso eifrig, wie sie spricht. Ich finde, sie versteht den Inhalt ganzer Sätze, indem sie die Bedeutung der ihr unbekannten Wörter aus dem Zusammenhang errät.

Als ich eines Abends zu Bett ging, fand ich Helen fest eingeschlafen, während sie ein großes Buch fest in den Armen hielt. Sie hatte offenbar gelesen und war dabei eingeschlafen. Als ich am nächsten Morgen danach fragte, antwortete sie: Book — cry (Buch — weinen) und ergänzte dies durch Zittern und andere Zeichen von Furcht. Ich lehrte sie das Wort afraid, und sie sagte: Helen ist not afraid. Book is afraid. Book will sleep with girl (Helen hat keine Angst. Buch hat Angst. Buch will schlafen mit Mädchen). Ich erklärte ihr, daß sich das Buch nicht fürchte und in seinem Schrank schlafen müsse und daß «Girl» nicht im Bett lesen dürfe. Sie sah mich ganz verschmitzt an und begriff offenbar, daß ich ihre List durchschaut hatte.

Und nun zum Schluß noch eins, das nur für Ihre Ohren bestimmt ist. Eine innere Stimme sagt mir, daß mein Unternehmen über alles Wünschen und Träumen hinaus von Erfolg gekrönt sein wird. Bestünden nicht einige Umstände, die einen solchen Gedanken im höchsten Grad unwahrscheinlich, ja widersinnig machen, so möchte ich glauben, Helens Erziehung werde an Interesse und Wunderbarkeit Dr. Howes Leistung übertreffen. Ich weiß, meine Schülerin besitzt hervorragende Anlagen und ich glaube, daß ich imstande bin, sie zu entwickeln und auszubilden. Ich kann Ihnen nicht an-

geben, auf welche Weise ich zu dieser Überzeugung gelangt bin. Noch vor kurzer Zeit hatte ich keine Idee, wie ich es anfangen sollte; ich tappte vollständig im Dunkeln umher; aber irgendwie weiß ich es jetzt und ich weiß, daß ich es weiß. Ich kann es nicht erklären, aber wenn sich Schwierigkeiten ergeben, bin ich weder ratlos noch im Zweifel. Ich weiß, wie ich mit ihnen fertig werden kann; ich scheine Helens individuelle Bedürfnisse zu ahnen. Es ist wunderbar.

Schon erregt Helen allgemein tiefes Interesse. Niemand kann sie sehen, ohne sehr beeindruckt zu sein. Sie ist ein außergewöhnliches Kind und das Interesse der Öffentlichkeit an ihrer Erziehung wird auch außergewöhnlich sein. Daher wollen wir überaus vorsichtig in bezug auf alles sein, was wir über sie sagen oder schreiben. Ich werde Ihnen immer ohne jeden Rückhalt schreiben und alles berichten, aber nur unter einer Bedingung, nämlich der, daß Sie mir versprechen, meine Briefe niemand zu zeigen. Meine herrliche Helen soll nicht zu einem Wunderkind gemacht werden, wenn ich es verhüten kann.

5. Juni 1887

Die Hitze macht Helen müde und ruhig. Tatsächlich hat das drückend heiße Wetter uns alle in einen halbflüssigen Zustand versetzt. Gestern zog Helen die Kleider aus und saß den ganzen Nachmittag im Evaskostüm da. Als die Sonne das Fenster erreicht hatte, an dem sie saß und las, stand sie ungeduldig auf und machte es zu. Aber als die Sonne trotzdem hereinschien, kam sie mit betrübtem Gesicht zu mir herüber und buchstabierte nachdrücklich: «Sun is bad boy. Sun must go to bed (Sonne ist unartiger Junge. Sonne muß ins Bett gehen).»

Sie ist jetzt das liebste, drolligste kleine Ding und so zärtlich! Eines Tages, als ich wollte, sie solle mir etwas Wasser bringen, sagte sie: «Legs very tired. Legs cry much (Beine sehr müde. Beine weinen sehr).»

Sie interessiert sich sehr für ein paar kleine Hühnchen, die sich diesen Morgen den Weg in die Welt gepickt haben. Ich ließ sie ein Ei in der Hand halten und das Kücken «chep, chep» machen fühlen.

Ihr Erstaunen, als sie das winzige Wesen darin fühlte, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Die Henne war sehr gutmütig und wendete nichts ein gegen unsere Neugier. Außer den Kücken haben wir verschiedenen anderen Familienzuwachs — zwei Kälbchen, ein Füllen und einen Stall voll lustiger kleiner Schweinchen. Sie würden lachen, wenn Sie mich ein quietschendes Schweinchen im Arm halten sähen, während Helen es über und über betastet und unzählige Fragen stellt — Fragen, die keineswegs leicht zu beantworten sind. Nachdem sie die Kücken aus dem Ei hatte schlüpfen sehen, fragte sie: «Did baby pig grow in egg? Where are many shells? (Wuchs Babyschwein im Ei? Wo sind viele Schalen?)»

Helens Kopf mißt zweiundfünfzig Zentimeter Umfang und meiner vierundfünfzig. Sie sehen, ich habe nur zwei Zentimeter Vorsprung!

12. Juni 1887

Das Wetter ist nach wie vor heiß. Helen ist ungefähr dieselbe geblieben — bleich und mager. Doch dürfen Sie nicht glauben, daß sie wirklich krank ist. Ich bin überzeugt, die Hitze und nicht die natürliche, vielversprechende geistige Regsamkeit ist schuld an ihrem Zustand. Selbstverständlich werde ich ihr Gehirn nicht überlasten. Wir werden täglich von Leuten überlaufen, die bereit sind, die Verantwortung für die Welt zu übernehmen, wenn sich der liebe Gott eine Versäumnis zuschulden kommen läßt. Sie erklären uns, Helen «strenge sich zu sehr an», ihr Geist sei zu rege (genau die gleichen Personen glaubten noch vor ein paar Monaten, sie besäße überhaupt keinen), und erteilen uns allerhand unmögliche und widersinnige Ratschläge.

Augenblicklich unterweise ich Helen in der Quadratschrift*. Diese Beschäftigung lenkt sie etwas ab und nötigt sie zum Stillsitzen, was bei dieser erschlaffenden Hitze sehr wünschenswert ist. Sie hat eine wahre Manie für das Zählen. Sie hat alles im Haus gezählt und ist jetzt dabei, die Wörter in ihrer Fibel zu zählen. Hoffentlich wird es ihr nicht in den Sinn kommen, die Haare auf ihrem Kopf zu zählen. Könnte sie sehen und hören, so würde ich ihre über-

* Siehe das Faksimile zu Beginn des Buches.

schüssige Energie in einer Weise entladen, die vielleicht ihr Gehirn nicht so übermäßig belasten würde, obgleich ich anderseits glaube, daß auch das normale Kind sein Spiel ziemlich ernst nimmt.

15. Juni 1887

In der vergangenen Nacht hatten wir ein prächtiges Gewitter, und es ist heute viel kühler. Wir fühlen uns alle erfrischt, als hätten wir eine Dusche genommen. Helen läuft herum wie ein Wiesel. Sie wollte wissen, ob im Himmel geschossen würde, als sie den Donner fühlte, und ob die Bäume und Blumen allen Regen auftränken.

Sie kennt jetzt vierhundert Wörter, abgesehen von zahlreichen Eigennamen. Sie kann rasch bis dreißig zählen, und sieben von den Buchstaben der Quadratschrift sowie die Wörter, die sie aus ihnen bilden kann, schreiben... Sie erkennt sofort jedermann wieder, mit dem sie einmal zusammengetroffen ist. Im Gegensatz zu Laura Bridgman liebt sie Herrengesellschaft, und wir bemerken, daß sie sich leichter mit Herren befreundet als mit Damen.

Sie ist stets bereit, was sie hat, mit ihrer Umgebung zu teilen, wobei oft nur sehr wenig für sie selbst übrig bleibt. Sie hält sehr auf ihre Kleider, liebt es, sich hübsch anzuziehen und ist ganz untröstlich, wenn sie ein Loch in einem Kleidungsstück entdeckt. Abends will sie durchaus ihre Haare zu Locken gedreht haben, selbst wenn sie so müde ist, daß sie kaum stehen kann. Neulich entdeckte sie ein Loch in einem ihrer Schuhe und ging nach dem Frühstück zu ihrem Vater hin und buchstabierte: «Helen new boot Simpson buggy store man (Helen neue Schuhe Simpson [ihr Bruder] Wagen Laden Mann)». Jeder versteht leicht, was sie meinte.

3. Juli 1887

Heute früh entstand ein großer Lärm im Erdgeschoß. Ich hörte Helen schreien und eilte hinunter, um zu sehen, was los war. Ich fand sie in fürchterlicher Aufregung. Ich hatte gehofft, ein solcher Auftritt würde sich nie wieder ereignen. Sie war die letzten zwei Monate so artig und folgsam gewesen, daß ich glaubte, ich hätte den Löwen gebändigt, aber er schien nur geschlafen zu haben. Jedenfalls zauste, kratzte und biß sie jetzt Viney wie eine wilde

Katze. Es scheint, die Dienerin versuchte, Helen ein Glas wegzunehmen, das diese mit Steinen füllte, denn sie fürchtete, Helen könnte es zerbrechen. Helen widersetzte sich; Viney versuchte, es ihr wegzureißen und ich fürchte, sie hat das Kind geschlagen oder sonst etwas getan, was diesen außergewöhnlichen Wutausbruch veranlaßte. Als ich Helen bei der Hand nahm, begann sie zu weinen. Ich fragte sie, was geschehen sei, und sie buchstabierte: «Viney — bad (böse)», und begann mit erneuter Heftigkeit sie zu schlagen und mit den Füßen zu stoßen. Ich hielt ihr die Hände fest, bis sie sich beruhigt hatte.

Später kam Helen zu mir ins Zimmer; sie sah sehr traurig aus und wollte mich küssen. Ich antwortete: «I cannot kiss naughty girl (Ich kann ein unartiges Mädchen nicht küssen)», worauf sie buchstabierte: «Helen is good, Viney is bad (Helen ist lieb, Viney ist böse).» — Ich erwiderte: «Du hast Viney geschlagen und getreten und ihr weh getan. Du bist sehr unartig gewesen und ich kann ein unartiges Mädchen nicht küssen.» — Sie stand einen Augenblick ganz still und man sah, daß sich in ihren Gedanken ein Kampf abspielte. Dann antwortete sie: «Helen hat Lehrerin nicht lieb. Helen hat Mutter lieb. Mutter wird Viney verprügeln.» Ich sagte ihr, sie täte besser, nicht mehr über den Vorfall zu sprechen. Sie erkannte, daß ich sehr betrübt war und wollte sich an mich schmiegen; ich hielt es aber für das beste, ihr einen besonderen Platz anzuweisen. Beim Mittagessen was sie sehr bekümmert, weil ich nichts aß und machte den Vorschlag, die Köchin solle Tee für mich bereiten. Aber ich sagte ihr, mein Herz sei traurig und ich hätte keine Lust zu essen. Sie begann zu weinen und zu schluchzen und klammerte sich an mich.

Sie war sehr aufgeregt, als wir nach oben gingen und ich versuchte daher, ihre Aufmerksamkeit auf ein sonderbares Tier, ein Gespensterkrebschen (Stick-bug) zu lenken. Dies ist das sonderbarste Geschöpf, das ich je gesehen habe — ein kleines Reisigbündel, das in der Mitte zusammengeschnürt ist. Ich wollte nicht glauben, daß es lebendig sei, bis ich es sich bewegen sah. Und selbst dann glich es eher einem mechanischen Spielzeug als einem leben-

digen Wesen. Aber Helen, das arme kleine Ding, konnte ihre Aufmerksamkeit nicht darauf konzentrieren. Ihr Herz war voller Betrübnis und sie wollte darüber sprechen. Sie fragte: «Can bug know about naughty girl? Is bug very happy? (Kann Käfer wissen von unartigem Mädchen? Ist Käfer sehr glücklich?)» Dann schlang sie die Arme um meinen Hals und sagte: «I am good to morrow. Helen is good all days (Ich bin morgen lieb. Helen ist alle Tage lieb).» «Willst du Viney sagen, daß es dir leid tut, daß du sie gekratzt und gestoßen hast?» — Sie lächelte und antwortete: «Viney not spell words (Viney nicht Wörter buchstabieren).» — «Ich will Viney sagen, daß es dir sehr leid tut. Willst du mit mir gehen und Viney suchen?» — Sie war dazu bereit und ließ sich von Viney küssen, obgleich sie ihre Liebkosungen nicht erwiderte. Seitdem ist sie außergewöhnlich sanft und über ihren Zügen liegt eine Lieblichkeit — eine Seelenschönheit, die ich an ihr bisher nicht wahrgenommen habe.

31. Juli 1887

Helen schreibt mit Bleistift schon ganz gut. Ich lehre sie das Braillealphabet und sie ist ganz entzückt darüber, daß sie nun imstande ist, Wörter zusammenzustellen, die sie selbst fühlen kann.

Ihre Entwicklung ist jetzt soweit fortgeschritten, daß sie nach allem fragt. Was? warum? wann? — namentlich warum? — so geht es den ganzen Tag über und je mehr ihre Intelligenz wächst, desto dringender werden die Fragen. Ich entsinne mich, wie lästig ich immer das ewige Fragen der Kinder meiner Bekannten fand, aber jetzt weiß ich, daß diese Fragen von dem zunehmenden Interesse des Kindes an den Ursachen der Dinge herrühren. Das «Warum?» ist das Tor, durch das es die Welt des Denkens und der Überlegung betritt... Ihr Denken geht nicht logischer vor sich als das von Durchschnittskindern. Im ganzen gleichen ihre Fragen denen, die ein aufgewecktes Kind von drei Jahren stellt; aber ihre Wißbegier ist sehr groß — ihre Fragen fallen nie lästig, obgleich sie mein geringes Maß von Kenntnissen und meinen Scharfsinn auf eine harte Probe stellen.

Vorigen Sonntag bekam ich einen Brief von Laura Bridgman.

Sagen Sie ihr, bitte, meinen herzlichsten Dank dafür und teilen Sie ihr mit, daß Helen ihr einen Kuß schickt. Ich las den Brief beim Abendessen und Frau Keller rief aus: «Sie sehen, Fräulein Annie, Helen schreibt schon jetzt beinahe ebenso gut!» — Es ist wahr.

28. August 1887

Ich wünschte, es würde nichts Neues mehr geboren. Kleine Hunde, kleine Kälber und kleine Kinder erhalten Helens Interesse an dem «Warum» und «Wozu» der Dinge auf dem Siedepunkt. Die eines Tages erfolgte Ankunft eines neugeborenen Kindes in Ivy Green bot Gelegenheit zu einer Unmenge von Fragen über die Herkunft der Kinder und der lebenden Wesen im allgemeinen. «Where did Sheila get new baby? How did doctor find Guy and Prince (Puppies)? Why is Elisabeth Evelyn's sister? (Woher bekam Sheila neues Baby? Wie tat Doktor finden Guy und Prince? Warum ist Elisabeth Evelyns Schwester?)» Diese Fragen wurden zuweilen peinlich, und es war mir klar, daß irgend etwas geschehen müsse. War es für Helen natürlich, solche Fragen zu stellen, so war es meine Pflicht, sie zu beantworten. Es ist meines Erachtens ein großer Fehler, Kinder mit falschen Angaben und Unsinn abzuspeisen, wenn ihr zunehmendes Beobachtungs- und Unterscheidungsvermögen in ihnen den Wunsch rege macht, Auskunft über gewisse Dinge zu erhalten. Von Anfang an hatte ich es mir zum Prinzip gemacht, alle Fragen Helens nach meinem besten Wissen in einer ihr verständlichen Weise und wahrheitsgemäß zu beantworten. Warum sollte ich diese Fragen abweichend behandeln? fragte ich mich. Ich konnte, abgesehen von meiner kläglichen Unwissenheit in betreff der großen Tatsachen, auf welchen unsere physische Existenz beruht, keinen Grund dafür erblicken. Es gibt in dieser weltabgeschiedenen Gegend keine Seele, die ich hierbei oder bei einer anderen pädagogischen Schwierigkeit um Rat fragen könnte. Das einzige, was ich in solchen Fällen tun kann, ist, frisch darauflos zugehen und aus meinen Mißgriffen zu lernen. Aber hier glaube ich keinen Mißgriff begangen zu haben. Ich nahm Helen und mein botanisches Lehrbuch mit auf den Baum hinauf, auf dem

wir oft lesen und studieren und erzählte ihr in einfachen Worten die Geschichte des Pflanzenlebens. Ich erinnerte sie an das Getreide, die Bohnen, die Wassermelonen, die sie im Frühjahr gepflanzt hatte und sagte ihr, daß das hohe Korn, die Bohnen und die Wassermelonen aus diesen Samenkörnern entstanden seien. Ich erklärte ihr, wie die Erde die Samenkörner warm und feucht hält, bis die kleinen Blättchen stark genug sind, um sich ans Licht und an die Luft zu drängen, wo sie atmen und wachsen und blühen und weitere Samenkörner hervorbringen, aus denen wiederum andere Pflanzen, ihre Kinder, emporwachsen. Ich zog einen Vergleich zwischen dem Pflanzen- und dem Tierleben und sagte ihr, die Samenkörner seien genau solche Eier wie die Hühnereier und Vogeleier, die die Mutterhenne warm und trocken hält, bis die kleinen Hühnchen ausschlüpfen. Ich machte ihr verständlich, daß alles Leben aus einem Ei komme. Die Vogelmutter legt ihre Eier in ein Nest und hält sie warm, bis die kleinen Vögelchen auskriechen. Die Fischmutter legt ihre Eier dorthin, wo sie feucht und sicher sind, bis die kleinen Fische ausschlüpfen. Ich erklärte ihr, sie könne das Ei als die Wiege des Lebens bezeichnen. Dann erzählte ich ihr, daß andere lebende Wesen wie der Hund und die Kuh und auch die Menschen ihre Eier nicht legten, sondern ihre Kinder in ihrem eigenen Leib ernährten. Ich hatte keine Schwierigkeit, ihr klarzumachen, daß, wenn Pflanzen und Tiere nicht Nachkommen derselben Art hervorbrächten, sie bald aufhören würde zu existieren und daß dann bald alles in der Welt aussterben würde. Über die geschlechtlichen Funktionen ging ich so leicht wie möglich hinweg. Ich suchte ihr aber einen Begriff davon zu geben, daß die Liebe die große Fortpflanzerin des Lebens sei. Das Thema war schwierig und mein Wissen unzulänglich; aber ich freute mich, vor meiner Verantwortung nicht zurückgeschreckt zu sein, denn so stockend und unzureichend meine Erklärung auch gewesen sein mag, sie berührte verwandte Saiten in der Seele meines kleinen Zöglings, und die Leichtigkeit, mit der Helen die großen Tatsachen des physischen Lebens begriff, bestärkte mich in der Meinung, daß im Kind bei seiner Geburt die gesamten Erfahrungen des Menschengeschlechts

schlummernd vorhanden sind. Diese Erfahrungen sind wie photographische Negative, bis die Sprache sich entwickelt und die Erinnerungsbilder hervorbringt.

4. September 1887

Helen bekam heute morgen einen Brief von ihrem Onkel, dem Dr. Keller. Er lud sie ein, ihn einmal in Hot Springs zu besuchen. Der Name Hot Springs (heiße Quellen) interessierte sie, und sie stellte mehrere Fragen, die darauf Bezug hatten. Sie kannte kalte Quellen, deren es mehrere in der Nähe von Tuscumbia gibt. Aber sie war darüber erstaunt, daß heißes Wasser aus der Erde kommen sollte. Sie wünschte zu wissen, wer unter der Erde Feuer angemacht habe, ob es wie das Feuer in den Öfen sei und ob es die Wurzeln der Bäume und Pflanzen verbrenne.

Sie war über den Brief sehr erfreut und nachdem sie alle möglichen Fragen an mich gestellt hatte, nahm sie ihn mit zu ihrer Mutter, die nähend in der Halle saß und las ihn ihr vor. Es war spaßhaft zu sehen, wie sie den Brief vor die Augen hielt und die Sätze mit den Fingern herbuchstabierte, genau wie ich es getan hatte. Später versuchte sie ihn Belle (dem Hund) und Mildred vorzulesen. Frau Keller und ich beobachteten diese Bemutterungskomödie von der Tür aus. Belle war schläfrig und Mildred unaufmerksam. Helen sah sehr ernst aus und zog ein paarmal, wenn Mildred versuchte, ihr den Brief wegzunehmen, die Hand ungeduldig zurück. Endlich stand Belle auf, schüttelte sich und wollte fortgehen, aber Helen packte sie am Nacken und nötigte sie, sich wieder hinzulegen. Inzwischen hatte Mildred den Brief ergriffen und kroch mit ihm davon. Helen fühlte auf dem Fußboden danach; als sie ihn nicht fand, hatte sie augenscheinlich Mildred im Verdacht, denn sie stieß den leisen Ton aus, mit dem sie ihr Schwesterchen zu rufen pflegte. Dann erhob sie sich und stand eine Weile still, als lausche sie mit ihren Füßen auf Mildreds «tapp, tapp». Als sie erkannt hatte, aus welcher Richtung das Geräusch kam, eilte sie rasch auf die kleine Übeltäterin zu und fand sie, wie sie an dem kostbaren Brief herumkaute! Das war zuviel für Helen. Sie riß ihr den Brief weg und schlug ihr auf die Händchen, daß es nur so klatschte. Frau Keller nahm das Kind auf den

Arm, und als es ihr gelungen war, es zu beruhigen, fragte ich Helen: «Was hast du Baby getan?» Sie sah ganz verlegen aus und zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie: «Wrong girl did eat letter. Helen did slap very wrong girl (Böses Mädchen tat essen Brief. Helen tat sehr böses Mädchen schlagen).» Ich erwiderte ihr, Mildred sei noch sehr klein und wisse nicht, daß es unrecht sei, den Brief in den Mund zu nehmen.

«I did tell baby no, no, much times (Ich tat sagen Baby nein, nein, viele Male)», war Helens Antwort.

Ich entgegnete: «Mildred versteht deine Finger nicht, und wir müssen sehr lieb mit ihr sein.»

Sie schüttelte den Kopf. «Baby — not think. Helen will give Baby pretty letter (Baby — nicht denken. Helen geben Baby schönen Brief)», und damit lief sie die Treppe hinauf und brachte einen sauber gefalteten Braillebogen, auf den sie ein paar Worte geschrieben hatte, und gab ihn Mildred mit den Worten: «Baby can eat all words (Baby kann essen alle Wörter).»

25. Oktober 1887

Bevor dieser Brief in Ihre Hände gelangt, haben Sie wahrscheinlich schon Helens zweiten Brief an die kleinen Mädchen gelesen. Ich weiß, der Fortschritt, den sie in der Zeit zwischen den beiden Briefen gemacht hat, muß unglaublich erscheinen. Nur wer täglich mit ihr verkehrt, kann sich eine Vorstellung von den raschen Fortschritten machen, die sie in der Beherrschung der Sprache macht. Sie werden aus ihrem Brief entnehmen, daß sie viele Pronomina ganz richtig gebraucht. In der Unterhaltung gebraucht sie selten eins falsch oder läßt es aus. Ihre Leidenschaft, Briefe zu schreiben und ihre Gedanken zu Papier zu bringen, wird von Tag zu Tag stärker. Sie erzählt jetzt Geschichten, in denen die Phantasie eine große Rolle spielt. Sie fängt auch an zu verstehen, daß sie nicht wie andere Kinder ist. Eines Tages fragte sie: «What do my eyes do? (Was tun meine Augen?)» Ich sagte ihr, ich könne die Gegenstände mit meinen Augen sehen und sie mit ihren Fingern. Nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte, entgegnete sie: «My eyes are bad (Meine Augen

sind böse)», dann verbesserte sie das in: «My eyes are sick (krank)».

13. November 1887

Wir nahmen Helen in einen Zirkus mit und amüsierten uns königlich. Während wir vor den Käfigen standen, brüllte der Löwe und Helen fühlte die Erschütterung der Luft so deutlich, daß sie den Ton ganz genau unterscheiden konnte.

Die Zirkusleute interessierten sich sehr für Helen und taten alles, um ihr diesen Zirkusbesuch zu einem großen Erlebnis zu machen. Sie ließen sie die Tiere berühren, wenn keine Gefahr bestand. Sie durfte auf einem der größten Elefanten reiten, die Löwenjungen, die sanft wie Kätzchen waren, streicheln, der Hüter des schwarzen Bären ließ sie dem Bären die Pfote schütteln, was sie sehr höflich tat. Einer der drolligsten Affen stahl ihr Haarband und ein anderer wollte die Blumen von ihrem Hut reißen. Ich weiß nicht, wer sich am meisten amüsierte, die Affen, Helen oder die Zuschauer. Der Giraffenwärter hob sie hoch, damit sie den langen Hals und die Ohren befühlen konnte und sehen, wie groß sie waren.

Ich versuchte, ihr das Aussehen eines Kamels zu beschreiben; da wir das Tier nicht berühren durften, dachte ich, sie hätte keine rechte Vorstellung von ihm bekommen. Ein paar Tage später hörte ich eine Bewegung im Schulzimmer und als ich eintrat, fand ich Helen auf allen vieren mit einem Kissen auf dem Rücken, das so befestigt war, daß es in der Mitte eine Vertiefung und auf jeder Seite einen Höcker bildete. Zwischen diesen Höckern hatte sie ihre Puppe gesetzt, die sie so im Zimmer herumreiten ließ. Ich beobachtete sie längere Zeit, während sie sich mit langen Schritten herumbewegte, um den Gang des Kamels wie ich ihn ihr beschrieben hatte, getreu nachzuahmen. Als ich sie fragte, was sie denn da mache, antwortete sie: «I am a very funny camel (Ich bin ein sehr komisches Kamel).»

1. Januar 1888

Die Weihnachtswoche war sehr geschäftig hier. Helen war zu allen Kinderfestlichkeiten eingeladen und ich nehme sie so viel wie möglich zu solchen Einladungen mit. Ich will, daß sie andere Kin-

der kennt und viel mit ihnen zusammen ist. Samstag hatten die Schulkinder ihren Baum und ich ging mit Helen hin. Es war der erste Weihnachtsbaum, den sie je gesehen hatte und sie war erstaunt und stellte viele Fragen: «Wer machte Baum im Haus wachsen? Wer hing alle Sachen an Baum?» Sie glaubte zuerst, daß alles für sie sei, aber als ich ihr sagte, daß für jedes Kind ein Geschenk da sei und daß sie sie verteilen dürfe, war sie entzückt und widerstand jeder Versuchung, ihre eigenen Geschenke anzusehen, ehe sie alle anderen verteilt hatte. Ein Kind hatte weniger Geschenke als die anderen und Helen bestand darauf, die ihren mit ihm zu teilen.

Es war rührend und schön, Helen ihr erstes Weihnachtsfest erleben zu sehen. Natürlich hing sie ihre Strümpfe auf — zwei, im Fall St. Niklaus einen vergessen würde — und lag lange wach und stand mehrmals auf, um zu sehen, ob etwas geschehen sei. Sie war die erste wach am Morgen und rannte zum Kamin. Als sie fand, daß St. Niklaus beide Strümpfe gefüllt hatte, tanzte sie herum vor Freude, dann wurde sie still und kam zu mir, um zu fragen, ob St. Niklaus sich nicht geirrt habe und denke, es seien zwei Mädchen da. Ich beruhigte sie. Der Ring, den Sie ihr schickten, war in der Spitze des Strumpfes, und als ich ihr sagte, daß Sie ihn St. Niklaus für sie gegeben hätten, sagte sie: «Ich liebe Frau Hopkins.»

Kürzlich stieß Helen auf das Wort grandfather in einer kleinen Geschichte, und sie fragte ihre Mutter: «Where is grandfather? (Wo ist Großvater?)», womit sie ihren Großvater meinte. Frau Keller antwortete: «He is dead (Er ist tot).» Helen fragte: «Did father shoot him? (Tat Vater ihn schießen?),» und fügte hinzu: «I will eat grandfather for dinner (Ich will Großvater zu Mittag essen).» Bis jetzt steht ihre einzige Kenntnis vom Tod in Verbindung mit eßbaren Dingen, sie weiß, daß ihr Vater Rebhühner, Hirsche und anderes Wild schießt.

Heute morgen fragte sie nach der Bedeutung von carpenter (Zimmermann) und diese Frage lieferte uns den Stoff für unsere Unterrichtsstunde. Nachdem wir über die verschiedenen Gegenstände, die die Zimmerleute machen, gesprochen hatten, fragte sie mich:

«Did carpenter make me? (Tat Zimmermann mich machen?)» und buchstabierte rasch, ehe ich antworten konnte: «No, no, photographer made me in Sheffield (Nein, nein, Photograph machte mich in Sheffield).»

In Sheffield war einer der großen Hochöfen angeblasen worden und wir fuhren eines Abends hin, um uns einen Guß anzusehen. Helen fühlte die Hitze und fragte: «Did the sun fall? (Ist die Sonne heruntergefallen?)»

26. Januar 1888.

Ich vermute, Sie haben Helens Brief erhalten. Denken Sie sich, die kleine Spitzbübin hat es sich in den Kopf gesetzt, nicht mehr mit Bleistift schreiben zu wollen. Sie sollte heute morgen an Onkel Frank schreiben, hatte aber keine Lust dazu und sagte: «Pencil is very tired in head. I will write Uncle Frank braille letter (Bleistift ist sehr müde an der Spitze. Ich werde Onkel Frank einen Braillebrief schreiben).» Auf meinen Einwand, Onkel Frank könne doch die Brailleschrift nicht lesen, erwiderte sie: «I will teach him (Ich will es ihn lehren).» Ich setzte ihr auseinander, Onkel Frank sei alt und könne die Brailleschrift nicht so leicht lernen. Sofort antwortete sie jedoch: «I think Uncle Frank is much old to read small letters (Ich denke, Onkel Frank ist alt genug, um kleine Briefe zu lesen).» Endlich brachte ich sie dazu, einige Zeilen zu schreiben, aber sie brach die Bleistiftspitze sechsmal ab, ehe sie fertig war. Ich sagte zu ihr: «Du bist ein unartiges Mädchen», aber sie entgegnete: «No, pencil is very weak (Nein, Bleistift ist sehr schwach).» Ich glaube, ihr Widerwillen gegen das Schreiben mit Bleistift läßt sich leicht daraus erklären, daß sie so viel zur Probe für Bekannte und Freunde hat schreiben müssen. Sie wissen, wie widerwärtig das den Kindern im Institut ist. Es ist mühsam, weil es so langsam geht und sie nicht lesen können, was sie geschrieben haben, um die Fehler zu verbessern.

Helen interessiert sich immer mehr für Farben. Als ich ihr sagte, Mildreds Augen seien blau, fragte sie: «Are they like wee skies? (Sind sie wie winzige Himmel?)» Bald nachdem ich ihr sagte, eine Nelke, die ihr geschenkt worden war, sei rot, warf sie ihre Lippen

auf und sagte: «Lips are like one pink (Lippen sind wie eine rote Nelke).» Ich kann mir nicht denken, daß die Eindrücke von Farben, die sie während der ersten achtzehn Monate ihres Lebens, in denen sie sehen und hören konnte, erhalten hat, gänzlich verschwunden sein sollten. Alles, was wir gesehen und gehört haben, bleibt an irgend einer Stelle des Gedächtnisses haften. Es mag zu unbestimmt und verworren sein, um deutlich wiedererkannt zu werden, aber es ist trotzdem vorhanden wie die Landschaft, die wir bei hereinbrechender Dämmerung aus dem Gesicht verlieren.

5. März 1888

Ich hatte Helen am 1. März ein Tagebuch eingerichtet. Ich weiß nicht, wie lange sie es fortführen wird. Meines Erachtens ist es ein ziemlich törichtes Unternehmen. Augenblicklich macht es ihr aber großen Spaß. Sie scheint es zu lieben, alles niederzuschreiben, was sie weiß. Am Sonntag trug sie folgendes ein:

Ich stand auf, wusch Gesicht und Hände, kämmte mein Haar und pflückte drei Veilchen für Lehrerin und aß mein Frühstück; nach dem Frühstück spielte ich kurze Zeit mit Puppen. Nancy war ungezogen. Ungezogen ist schreien und mit den Füßen stoßen (cross is cry and kick). Ich las in meinem Buch von großen, wilden Tieren. Wild ist sehr ungezogen und stark und sehr hungrig (Fierce is much cross and strong and very hungry). Ich liebe wilde Tiere nicht. Ich schrieb Brief an Onkel James. Er wohnt in Hot Springs. Er ist Doktor. Doktor macht krankes Mädchen gesund. Ich bin nicht gern krank (I do not like sick). Dann aß ich mein Mittagessen. Ich esse sehr gern viel Eiscreme (I like much icecream very much). Nach dem Mittagessen fuhr Vater auf Zug nach Birmingham. Ich hatte Brief von Robert. Er liebt mich. Er sagt: Liebe Helen, Robert freute sich, ein Brief von lieber, süßer, kleiner Helen zu bekommen. Ich werde kommen und dich besuchen, wenn die Sonne scheint. Frau Newsum ist Roberts Frau. Robert ist ihr Mann. Robert und ich werden laufen und springen und hüpfen und tanzen und schaukeln und von Vögeln und Blumen und Bäumen sprechen, und Jumbo und Pearl werden mit uns gehen. Lehrerin wird sagen: Wir sind dumm. Sie ist spaßhaft. Spaßhaft macht uns lachen

(Funny makes us laugh). Natalie ist gutes Mädchen und schreit nicht. Mildred schreit. Sie wird in vielen Tagen ein hübsches Mädchen sein und mit mir laufen und spielen. Frau Graves macht kurze Kleider für Natalie. Herr Mayo ging nach Duckhill und brachte viele hübsche Blumen nach Hause. Herr Mayo und Herr Farris und Herr Graves lieben mich und Lehrerin. Ich gehe bald nach Memphis, um sie zu besuchen und sie werden mich herzen und küssen. Thornton geht zur Schule und macht sein Gesicht schmutzig. Knabe muß sehr sorgsam sein. Nach dem Abendessen spielte ich Balgen mit Lehrerin. Sie begrub mich unter den Kissen und ich wuchs sehr langsam wie ein Baum aus der Erde empor. Nun will ich zu Bett gehen.

Helen Keller

Folgender Auszug aus einem von Fräulein Sullivans Briefen enthält interessante pädagogische Betrachtungen:

Wir besuchten eine kleine Taubstummenschule. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und Helen freute sich, mit Kindern zusammen zu sein.

Zwei von den Lehrern kannten das Fingeralphabet und sprachen ohne Dolmetscher mit ihr. Sie waren erstaunt, in welchem Grad sie die Sprache beherrschte. Kein einziges Kind in der Schule, versicherten sie, besäße eine ähnliche Gewandtheit des Ausdruckes und einige von ihnen wurden schon zwei bis drei Jahre unterrichtet. Ich wollte das zuerst nicht glauben; nachdem ich aber die Kinder ein paar Stunden bei ihrer Arbeit beobachtet hatte, erkannte ich, daß man mir die Wahrheit gesagt hatte, und ich wunderte mich nicht mehr darüber. In einem Zimmer standen einige kleine Knirpse und bildeten im Schweiß ihres Angesichts «einfache Sätze». Ein kleines Mädchen hatte geschrieben: Ich habe ein neues Kleid. Es ist ein hübsches Kleid. Meine Mama hat mein hübsches Kleid gemacht. Ich liebe Mama. — Ein kleiner Junge mit einem Lockenkopf schrieb soeben: Ich habe einen großen Ball. Ich liebe es, meinen großen Ball mit dem Fuß zu stoßen. — Als wir in das Zimmer traten, richtete sich die Aufmerksamkeit der Kinder auf Helen. Eins von

ihnen faßte mich am Ärmel und sagte: «Mädchen ist blind.» Die Lehrerin schrieb an die Wandtafel: Der Name des Mädchens ist Helen. Sie ist taubstumm. Sie kann nicht sehen. Wir bedauern sie sehr. Ich fragte: «Warum schreiben Sie diese Sätze an die Tafel? Würden die Kinder es nicht verstehen, wenn Sie mit ihnen über Helen sprächen?» Die Lehrerin sagte etwas über die Erlernung der richtigen Satzkonstruktion und fuhr in ihrer schriftlichen Stilübung über Helen fort. Ich fragte sie, ob das kleine Mädchen, das über das neue Kleid geschrieben hatte, sich wirklich so besonders über ihr Kleid gefreut habe. — «Nein», antwortete sie, «ich glaube nicht, aber Kinder lernen besser, wenn sie über etwas schreiben, was sie persönlich betrifft.» — Es erschien mir alles so mechanisch und schwer, das Herz tat mir beim Anblick dieser armen Kinder weh. Niemand denkt daran, gleich zu Anfang ein hörendes Kind sagen zu lassen: «Ich habe ein hübsches Kleid.» Diese Kinder waren zwei Jahre älter als das Baby, das stammelt: Papa küß Baba — hübsch — und den Sinn seiner Rede ergänzt, indem er auf sein neues Kleid deutet; aber ihre Gewandtheit im Verstehen und im Gebrauch der Sprache war nicht größer.

Denselben Übelstand bemerkte ich in dem ganzen Betrieb der Schule. In jedem Klassenzimmer sah ich Sätze an der Wandtafel, die augenscheinlich zur Erläuterung einer grammatischen Regel oder zur Einübung von Wörtern hingeschrieben worden waren. Derlei mag für gewisse Unterrichtsstufen angebracht sein; aber es ist nicht der richtige Weg zur Erlernung der Sprache. Nichts, glaube ich, unterdrückt mehr den Trieb des Kindes, natürlich zu sprechen, als diese Übungen an der Wandtafel. Das Schulzimmer ist nicht der geeignete Raum, um einem Kind das Sprechen beizubringen, am allerwenigsten aber einem taubstummen Kind. Dieses darf sich ebensowenig wie ein hörendes Kind der Tatsache bewußt werden, daß es Wörter lernt, und es sollte ihm gestattet sein, sich mit Hilfe seiner Finger oder des Bleistiftes verständlich zu machen, meinetwegen in einzelnen Silben, bis die Zeit kommt, in der seine wachsende Intelligenz nach dem Satz verlangt. Der Gedanke an die Sprache sollte im Geist des Kindes nicht mit der Erinnerung an

endlose Schulstunden, an schwierig zu beantwortende grammatikalische Fragen, oder an irgendetwas verknüpft sein, was der Lebensfreude feindlich in den Weg tritt.

Fräulein Sullivans zweiter Beitrag für den Jahresbericht des Perkinsschen Institutes reicht bis zum 1. Oktober 1888; ich entnehme ihm folgendes:

Im vergangenen Jahr erfreute sich Helen einer ausgezeichneten Gesundheit. Ihre Augen und Ohren sind von Spezialisten untersucht worden und diese sind der Meinung, daß sie nicht die geringste Licht- oder Schallempfindung haben kann.

Es läßt sich unmöglich angeben, in welchem Umfang ihr der Geruchs- und Geschmackssinn beim Erkennen der natürlichen Eigenschaften der Dinge behilflich sind; aber nach einer hervorragenden Autorität üben diese Sinne einen großen Einfluß auf die geistige und sittliche Entwicklung des Menschen aus. Helen schöpft aus diesen Sinnestätigkeiten zweifellos einen hohen Genuß. Beim Eintritt in ein Gewächshaus nimmt ihr Gesicht einen strahlenden Ausdruck an und sie nennt die Namen der Blumen, die ihr bekannt sind, nur nach dem Geruch. Ihre Erinnerungen an Geruchseindrücke sind sehr lebhaft. Sie freut sich schon im voraus auf den Duft einer Rose oder eines Veilchens, und wenn ihr ein Strauß dieser Blumen versprochen wird, so überfliegt ein besonders glücklicher Ausdruck ihre Züge und beweist, daß sie in Gedanken deren Geruch empfindet und daß er ihr angenehm ist. Es kommt häufig vor, daß der Duft einer Blume oder der Geruch einer Frucht irgend ein frohes Ereignis aus dem Familienleben oder ein heiteres Geburtstagsfest vergegenwärtigt.

Ihr Gefühlssinn hat in diesem Jahr an Schärfe und Feinheit merklich zugenommen. In der Tat ist ihr Körper so fein organisiert, daß er ihr als Mittel zu dienen scheint, sich mit ihren Mitmenschen in nähere Beziehungen zu setzen. Sie ist nicht nur imstande, die von den verschiedenen Tönen und Bewegungen hervorgerufenen Schwingungen der Luft und Erschütterungen des Bodens zu unterscheiden und ihre Freunde und Bekannten sofort zu erkennen, wenn

sie deren Hand oder Kleider berührt, sondern sie erkennt auch die Gemütsbewegungen der Personen ihrer Umgebung. Es ist unmöglich für jemand, mit dem Helen sich unterhält, besonders heiter oder traurig zu sein und ihr diesen Umstand verhehlen zu wollen.

Sie bemerkt den leichtesten Nachdruck, der in der Unterhaltung auf ein Wort gelegt wird und weiß jede Veränderung sowie das wechselvolle Spiel der Handmuskeln zu deuten. Sie beantwortet rasch den leisen Druck der Zuneigung, den kräftigen der Zustimmung, das Zucken der Ungeduld, die feste Bewegung beim Befehl und die vielen anderen Verschiedenheiten der unendlich reichen Sprache der Gefühle — und sie hat sich eine solche Übung im Verständnis dieser unbewußten Sprache der Gemütserregungen erworben, daß sie oft imstande ist, unsere innersten Gedanken zu erraten.

Als sie eines Tages mit ihrer Mutter und Herrn Anagnos spazieren ging, warf ein Junge eine Knallerbse vor ihnen auf den Boden, worüber Frau Keller erschrak. Helen bemerkte sofort die Veränderung in den Bewegungen ihrer Mutter und fragte: «What are we afraid of? (Vor was fürchten wir uns?)». Als ich einst mit ihr im Park spazieren ging, sah ich, wie ein Polizist einen Mann zur Wache brachte. Die Erregung, die ich empfand, brachte eine deutlich bemerkbare Veränderung bei mir hervor, denn Helen fragte aufgeregt: «What do you see? (Was sehen Sie?)».

Einen schlagenden Beweis für das Vorhandensein dieses auffallenden Vermögens lieferte eine ärztliche Untersuchung von Helens Ohren in Cincinnati. Es wurden verschiedene Versuche gemacht, um positiv festzustellen, ob sie eine Schallempfindung habe oder nicht. Alle Anwesenden waren erstaunt, als sie nicht allein einen Pfiff, sondern auch den gewöhnlichen Klang der menschlichen Stimme zu vernehmen schien. Sie wandte den Kopf um, lächelte und verhielt sich so, als ob sie gehört hätte, was gesprochen worden war. Ich stand neben ihr und hielt ihre Hand in der meinen. Da ich glaubte, sie habe Eindrücke durch mich erhalten, legte ich ihre Hände auf den Tisch und zog mich nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers zurück. Die Ärzte nahmen nun ihre Versuche von neuem auf, aber mit ganz abweichenden Re-

sultaten. Helen blieb während der ganzen Dauer der Experimente völlig teilnahmslos und verriet nicht im mindesten, daß sie etwas von dem Gesprochenen verstand. Auf meinen Vorschlag faßte einer der Herren sie bei der Hand und die Anzeichen des Verständnisses wiederholten sich. Diesmal veränderten sich ihre Züge, sooft sie angeredet wurde, aber es trat kein so sichtbares Aufleuchten ihres Gesichts ein wie vorher, als ich ihre Hand hielt.

Einige Zeit nach dem (in dem Jahresbericht erwähnten) Besuch auf dem Kirchhof interessierte sich Helen für ein Pferd, das infolge eines Unfalles ein Bein schwer verletzt hatte, und ging täglich mit mir hin, um es zu besuchen. Das verwundete Bein wurde bald so schlimm, daß das Pferd an einem Balken aufgehängt werden mußte. Das Tier stöhnte vor Schmerz und Helen, die sein Stöhnen vernahm, wurde von Mitleid erfüllt. Zuletzt wurde es nötig, das Pferd zu töten, und als sie es das nächstemal besuchen wollte, sagte ich ihr, es sei tot. Das war das erstemal, daß sie das Wort hörte. Ich setzte ihr dann auseinander, daß es erschossen worden sei, um von seinen Schmerzen erlöst zu werden, und daß man es begraben — in die Erde gelegt habe. Ich glaube, daß die Vorstellung, es sei absichtlich erschossen worden, keinen tiefen Eindruck auf sie machte, aber ich glaube, sie begriff die Tatsache, daß das Leben in dem Pferd erloschen war, wie bei den toten Vögeln und anderen kleinen Tieren, von denen sie schon vor meiner Ankunft in Tuscumbia eines oder das andere in der Hand gehabt hatte, und ebenso, daß das Pferd begraben worden war. Seit diesem Vorfall habe ich das Wort tot gebraucht, wenn sich die Gelegenheit bot, ohne mich auf weitere Erläuterungen einzulassen.

Während wir nun in Brewster in Massachusets einen Besuch machten, begleitete Helen eines Tages meine Freundin und mich auf den Friedhof. Sie untersuchte einen Stein nach dem anderen und schien sich zu freuen, wenn sie einen Namen entziffern konnte. Sie roch an den Blumen, zeigte aber kein Verlangen, sie zu pflücken, und als ich ihr einige pflückte, wollte sie sich dieselben nicht anstecken lassen. Als ihre Aufmerksamkeit von einer Marmorplatte, auf der der Name Florence in erhabenen Buchstaben ausgemeißelt

war, gefesselt wurde, kauerte sie sich auf den Boden nieder, als suche sie etwas, wandte sich dann mit ganz verstörtem Gesicht zu mir und fragte: «Where is poor little Florence? (Wo ist die arme kleine Florence?)» Dann setzte sie hinzu: «I think she is very dead. Who put her in big hole? (Ich denke, sie ist sehr tot. Wer legte sie in großes Loch?)». Als sie mit diesen traurig gestimmten Fragen fortfuhr, verließen wir den Friedhof. Florence war die Tochter meiner Freundin, die als erwachsenes junges Mädchen gestorben war; ich hatte aber Helen nichts von ihr erzählt; ja, sie wußte nicht einmal, daß meine Freundin eine Tochter gehabt hatte. Helen hatte ein Bett und einen Wagen für ihre Puppen geschenkt bekommen, die sie benutzte wie alle anderen Geschenke. Als wir vom Kirchhof nach Hause kamen, lief sie in das Zimmer, wo sie aufbewahrt wurden, und brachte sie meiner Freundin mit den Worten: «They are poor little Florence's (Sie gehören der armen kleinen Florence).» Dies traf zu, obgleich wir nicht begriffen, wie sie das hatte erraten können. Ein Brief, den sie im Lauf der nächsten Woche an ihre Mutter schrieb, schilderte ihre Eindrücke mit ihren eigenen Worten:

«Ich lege meine kleinen Kinder in Florences kleines Bett und fahre sie in ihrem Wagen herum. Die arme kleine Florence ist tot. Sie war sehr krank und starb. Frau H. weinte laut um ihr liebes, kleines Kind. Sie kam in die Erde, und sie ist sehr schmutzig, und sie ist kalt (She got in the ground, and she is very dirty, and she is cold). Florence war sehr hübsch wie Sadie, und Frau H. küßte und herzte sie oft. Florence ist sehr traurig in dem großen Loch (Florence is very sad in big hole). Doktor gab ihr Medizin, um sie gesund zu machen, aber die arme Florence wurde nicht gesund. Als sie sehr krank war, hustete und stöhnte sie im Bett. Frau H. wird sie bald besuchen.»

Trotz der großen Regsamkeit ihres Geistes ist Helen ein ganz natürliches Kind. Sie liebt Scherz und Spiel und überhäuft andere Kinder mit Zärtlichkeiten. Sie ist niemals heftig oder reizbar mit ihnen und ich habe sie nie ungeduldig gesehen, wenn ihre Spielgefährten sie nicht verstanden. Sie kann stundenlang mit Kindern

spielen, die nicht ein einziges Wort von dem verstehen, was sie ihnen in die Hand buchstabiert, und es ist rührend, ihre lebhaften Bewegungen und ihre leidenschaftlichen Gesten zu beobachten, mittels deren sie ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken sucht. Gelegentlich versucht ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen das Fingeralphabet zu erlernen. Dann gewährt es einen hübschen Anblick, zu sehen, mit welcher Geduld, Ausdauer und Sanftmut Helen sich bemüht, die ungelenken Finger ihrer kleinen Freunde in die richtige Stellung zu bringen.

Eines Tages, als Helen ein kleines Jackett trug, auf das sie sehr stolz war, sagte ihre Mutter zu ihr: «Es ist hier ein armes kleines Mädchen, das keinen Mantel hat, um sich zu wärmen. Willst du ihr nicht den deinen geben?» Helen begann sofort ihr Jackett auszuziehen und sagte: «Ich muß es einem armen kleinen fremden Mädchen geben.»

Für Kinder, die jünger sind als sie selbst, hegt sie eine große Zuneigung, und ein Wiegenkind ruft stets alle mütterlichen Instinkte ihrer Natur wach. Sie behandelt ein solches Kind so zärtlich, wie es die sorgsamste Wärterin nicht besser tun könnte, und gibt allen seinen Launen nach.

Obgleich sie im allgemeinen sehr geselligen Charakters ist, kann sie sich doch, wenn sie allein ist, stundenlang mit Stricken oder Nähen die Zeit vertreiben.

Sie liest viel. Sie beugt sich mit gespanntem Blick über ihr Buch, und während der Zeigefinger ihrer linken Hand über die Zeilen hingleitet, buchstabiert sie die Wörter mit der anderen Hand; oft sind aber ihre Bewegungen so rasch, daß sie selbst für diejenigen unverständlich sind, die daran gewöhnt sind, den schnellen Bewegungen ihrer Finger zu folgen.

Jede auch noch so leise Gefühlserregung findet in ihrem lebhaften Mienenspiel ihren Ausdruck. Ihr Verhalten ist natürlich und ungezwungen und wegen ihrer Offenheit und augenfälligen Aufrichtigkeit bezaubernd. Ihr Gemüt ist zu selbstlos und liebevoll, als daß sie sich etwas von Unfreundlichkeit träumen ließe. Sie kann sich nicht vorstellen, daß man anders als gutherzig und

zärtlich sein könnte. Sie hat keinen Grund anzunehmen, daß sie etwas zu fürchten haben könnte, daher sind ihre Bewegungen frei und anmutig.

Zu allen lebenden Wesen zu Hause hegt sie eine große Zuneigung und will nicht, daß sie unfreundlich behandelt werden. Wenn sie im Wagen ausfährt, so will sie dem Kutscher nicht erlauben, die Peitsche zu gebrauchen, denn, sagt sie, «poor horses will cry (arme Pferde werden weinen)». Eines Morgens war sie sehr betrübt, als sie fand, daß einem der Hunde ein großes Holzscheit am Halsband angebunden worden war. Wir erklärten ihr, das sei geschehen, damit Pearl nicht fortlaufe. Helen drückte tiefes Mitleid darüber aus und suchte im Laufe des Tages bei jeder Gelegenheit Pearl auf, um ihm die Last tragen zu helfen.

Sie macht immer größere Fortschritte im Sprechen, je umfassender ihre Kenntnisse werden. Als diese noch gering waren, blieb ihr Wortschatz naturgemäß beschränkt; je mehr sie aber von der sie umgebenden Welt kennenlernt, desto zutreffender wird ihr Urteil, desto eindringlicher, lebhafter und schärfer ihr Verstand und desto fließender und logischer die Sprache, in der sie ihre regen Gedanken ausdrückt.

Wenn wir reisen, so sitze ich neben ihr im Wagen und beschreibe ihr, was ich vom Fenster aus sehe — Hügel, Täler und Flüsse, Baumwollplantagen und Gärten, in denen Erdbeeren, Pfirsiche, Birnen, Melonen und Gemüse wachsen, Herden von Kühen und Pferden, die auf den großen Wiesen weiden, Schafe an den Berglehnen, die Städte mit ihren Kirchen und Schulen, ihren Gasthöfen und Läden und die Beschäftigungen der Einwohner.

Als sie das Fingeralphabet zu lernen begann, hatte sie natürlich zuerst große Neigung, von einem Satz nur die wichtigsten Wörter zu gebrauchen. Sie sagte z. B. Helen milk. Ich nahm die Milch, um ihr zu zeigen, daß sie das richtige Wort gebraucht hatte, gab ihr aber nicht eher zu trinken, bis sie mit meiner Hilfe einen vollständigen Satz gebildet hatte, wie z. B. Give Helen some milk to drink. Bei diesem Unterricht ermunterte ich sie zu dem Gebrauch verschiedener Ausdrucksformen für denselben Gedanken. Aß sie

ein Bonbon, so sagte ich: Will Helen please give teacher some candy? (Will Helen, bitte, Lehrerin ein Bonbon geben?) oder teacher would like to eat some of Helens candy (Lehrerin möchte ein Bonbon von Helen essen). Sie begriff sehr bald, daß derselbe Gedanke auf sehr verschiedene Weise ausgedrückt werden könne. Zwei bis drei Monate schon nach meiner Ankunft in Tuscumbia sagte sie: Helen wants to go to bed oder Helen is sleepy and Helen will go to bed (Helen möchte zu Bett gehen oder Helen ist schläfrig und Helen will zu Bett gehen).

Ich werde fortwährend gefragt: Wie machten Sie Ihrer Schülerin die Bedeutung von Wörtern klar, die intellektuelle und moralische Eigenschaften bezeichnen? Ich glaube, es geschah mehr auf dem Weg der Assoziation und Wiederholung als durch eine Erklärung meinerseits. Namentlich gilt das von den ersten Lektionen, als ihre Kenntnis der Sprache noch so gering war, daß eine Erklärung unmöglich war.

Ich habe es stets so gehalten, daß ich Wörter, die Gemütsbewegungen, intellektuelle oder moralische Eigenschaften und Handlungen bezeichneten, in Verbindung mit dem Umstand gebrauchte, der diese Bezeichnung verdiente. Bald nach meiner Ankunft zerbrach Helen ihre neue Puppe, die sie sehr liebte. Sie begann zu weinen. Ich sagte ihr: «Teacher is sorry (Lehrerin tut es leid).» Nach einigen Wiederholungen gelangte sie dahin, daß sie das Wort mit dem Gefühl verband.

Auf dieselbe Weise lernte sie das Wort happy, ebenso right, wrong, good, bad und andere Adjektive. Das Wort love lernte sie wie andere Kinder — durch die Verbindung mit Liebkosungen.

Eines Tages legte ich Helen eine einfache Frage vor, auf die sie zerstreut antwortete. Ich schalt sie, und sie stand still, während der Ausdruck ihres Gesichts deutlich verriet, daß sie nachzudenken versuchte. Ich berührte ihre Stirn und buchstabierte t—h—i—n—k (denke). Das Wort, in dieser Weise mit der Handlung verbunden, schien sich ihrem Geist genau so einzuprägen, wie wenn ich ihre Hand auf einen Gegenstand gelegt und dann seinen Namen buchstabiert hätte. Seit dieser Zeit gebraucht sie stets das Wort think.

Später begann ich Wörter zu gebrauchen, wie perhaps, suppose, except, forget, remember (vielleicht, vorausgesetzt, außer, vergessen, erinnern). Wenn Helen fragte: «Where is Mother now? (Wo ist Mutter jetzt?)», antwortete ich: «I do not know (Ich weiß nicht). Perhaps with Sheila (Vielleicht mit Sheila)».

Sie will stets die Namen der Leute wissen, die wir in der Straßenbahn oder sonstwo treffen und erfahren, wohin sie gehen und was sie zu tun beabsichtigen. Unterhaltungen wie die folgende sind nicht selten:

Helen: Wie heißt der kleine Junge?

Lehrerin: Ich weiß es nicht, denn es ist ein kleiner Junge, den ich nicht kenne; aber vielleicht heißt er Jack (...but perhaps his name is Jack).

Helen: Wo geht er hin?

Lehrerin: Möglicherweise geht er in den Park, um mit anderen Jungen zu spielen (He may be going to the Common to have fun with other boys).

Helen: Was wird er spielen?

Lehrerin: Ich vermute, er wird Ball spielen (I suppose he will play ball).

Helen: Was tun die Jungen jetzt?

Lehrerin: Vielleicht warten sie auf Jack (Perhaps they are expecting Jack).

Nachdem ihr diese Worte vertraut geworden sind, wendet sie sie in ihren schriftlichen Arbeiten an, wie das folgende Beispiel zeigt:

26. September 1888

Heute früh saßen Lehrerin und ich am Fenster, und wir sahen einen kleinen Jungen auf dem Trottoir gehen. Es regnete sehr stark, und er hatte einen großen Schirm zum Schutz gegen die Regentropfen.

Ich weiß nicht, wie alt er war, glaube aber, er ist möglicherweise sechs Jahre alt gewesen (... but think he may have been six years old). Vielleicht hieß er Joe (Perhaps his name was Joe). Ich weiß nicht, wohin er ging, weil ich ihn nicht kenne. Aber vielleicht

schickte ihn seine Mutter in einen Laden, um etwas für das Mittagessen einzukaufen (. . . but perhaps his mother sent him to a store...). Er hatte eine Tasche in der Hand. Ich vermute, er brachte sie seiner Mutter (I suppose he was going to take it to his mother).

Fräulein Sullivans zusammenhängende Darstellung in dem Jahresbericht des Perkinsschen Institutes für 1891 lautet folgendermaßen (Auszug):

Im Verlauf der letzten drei Jahre hat Helen immer größere Fortschritte in der Aneignung der Sprache gemacht. Sie hat einen Vorteil vor normalen Kindern voraus, nämlich den, daß keine äußere Störung sie von ihren Studien ablenkt.

Aber dieser Vorteil schließt anderseits auch einen Nachteil ein: die Gefahr einer übermäßigen geistigen Anstrengung. Ihr Geist ist so geartet, daß sie sich in einem Zustand fieberhafter Unruhe befindet, sobald sie sich bewußt wird, daß es etwas gibt, was sie nicht versteht. Ich kann mich keines Falles erinnern, in dem sie geneigt gewesen wäre, eine Arbeit liegenzulassen, wenn sie fühlte, es handle sich dabei um etwas, was sie nicht verstand. Wenn ich ihr riet, eine Rechenaufgabe bis zum nächsten Tag liegenzulassen, antwortete sie: «Ich glaube, es würde meinen Geist stärken, wenn ich sie jetzt löste.»

Vor einiger Zeit sprachen wir eines Abends über Tariffragen. Helen wünschte, ich möchte sie ihr erklären. Ich sagte: «Nein, das kannst du noch nicht verstehen.» Sie schwieg einen Augenblick; dann aber fragte sie erregt: «Woher wissen Sie denn, daß ich es nicht verstehen kann? Ich habe einen klaren Verstand. Sie müssen bedenken, liebes Fräulein, daß bei den Griechen die Eltern sehr eifrig um ihre Kinder besorgt waren und ihnen Gelegenheit gaben, weise Reden zu hören, und ich glaube, sie verstanden wenigstens einen Teil des Gesagten.» Ich habe gefunden, es ist das beste, ihr nicht zu sagen, sie könne etwas nicht verstehen, weil sie fast unfehlbar darüber in Aufregung gerät.

Vor nicht allzu langer Zeit suchte ich ihr zu zeigen, wie sie aus

ihren Baukastensteinen einen Turm errichten könne. Als die Ausführung etwas verwickelt wurde, brachte die leiseste Erschütterung den Bau zum Einsturz. Nach einer Weile verlor ich die Geduld und sagte ihr, ich fürchtete, sie könne mit dem Turm nicht zustande kommen; ich wollte ihn für sie bauen, allein sie wollte nichts davon wissen. Sie war fest entschlossen, den Turm selbst zu bauen, und beinahe drei Stunden arbeitete sie unermüdlich weiter, sammelte geduldig die Steine auf, wenn sie zusammengefallen waren und begann von neuem, bis endlich ihre Arbeit von Erfolg gekrönt war. Der Turm stand in jeder Einzelheit vollendet da. Als ihr einst eine Rechenaufgabe großes Kopfzerbrechen machte, schlug ich ihr vor, einen Spaziergang zu machen, dann würde sie ihr vielleicht leichter fallen. Sie schüttelte aber energisch den Kopf und sagte: «Meine Feinde würden glauben, ich liefe vor ihnen davon. Nein, ich muß ausharren und sie jetzt überwinden.» Und sie tat es.

Der intellektuelle Fortschritt, den Helen in den letzten beiden Jahren gemacht hat, zeigt sich in ihrer zunehmenden Beherrschung der Sprache und ihrer Fähigkeit, feinere Nuancen in der Bedeutung der Wörter zu erkennen, deutlicher als in jedem anderem Unterrichtszweig.

Es vergeht nicht ein Tag, ohne daß sie eine ganze Anzahl neuer Wörter lernt, und es sind nicht nur die Bezeichnungen konkreter Gegenstände. Zum Beispiel wünschte sie eines Tages die Bedeutung folgender Wörter kennenzulernen: phenomenen, comprise, energy, reproduction, extraordinary, perpetual und mystery. Einige dieser Wörter haben mehrere Bedeutungen, die, von einfacheren beginnend, allmählich zu abstrakteren emporsteigen. Es würde ein aussichtsloses Unternehmen gewesen sein, Helen die abstraktere Meinung des Wortes mystery klar zu machen, aber sie begriff leicht, daß es etwas Verborgenes oder Verstecktes bedeutete, und wenn sie erst größere Fortschritte gemacht hat, wird sie die komplizierteren Bedeutungen des Wortes ebenso leicht auffassen, wie jetzt die einfachen. Bei der Behandlung eines Themas läßt es sich gar nicht vermeiden, daß anfangs Wörter und

Konstruktionen vorkommen, die nicht eher voll verstanden werden können, als bis der Schüler einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat; ich habe es jedoch für das beste gehalten, meiner Schülerin anfangs nur einfache Erläuterungen zu geben in der Meinung, daß diese, mögen sie auch etwas unbestimmt und unvollständig sein, einander unterstützen werden und daß das, was heute unklar ist, morgen klar sein wird.

Die Auswahl der Bücher, die Helen lesen sollte, habe ich nie mit Bezug auf die Taubheit und die Blindheit meiner Schülerin getroffen. Sie liest nur die Bücher, an deren Lektüre sich sehende und hörende Kinder ihres Alters erfreuen. Natürlich war es anfangs notwendig, daß der Inhalt leicht verständlich und fesselnd und daß die Sprache rein und schlicht war. Sie ließ ihre Finger über die Zeilen gleiten, fand die Wörter heraus, die sie kannte und erriet die Bedeutung der übrigen — alles in einer Weise, die auch den konservativsten Pädagogen zu der Überzeugung bringen würde, daß ein kleines taubstummes Kind, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird, ebenso leicht und auf ebenso natürliche Weise lesen lernt wie normale Kinder.

Ich bin darum überzeugt, daß Helens Gewandtheit in der englischen Sprache großenteils eine Folge ihrer fleißigen Lektüre ist. Sie liest oft zwei bis drei Stunden hintereinander und legt selbst dann das Buch nur widerstrebend zur Seite. Als wir eines Tages die Bibliothek verließen, erschien sie mir ernster als gewöhnlich, und ich erkundigte mich nach der Ursache. «Ich muß daran denken, wieviel klüger wir immer sind, wenn wir hier herauskommen, als wenn wir hineingehen», lautete die Antwort.

Auf die Frage, warum sie Bücher so sehr liebe, erwiderte sie: «Weil sie mir so viel Interessantes über Dinge erzählen, die ich nicht sehen kann, und weil sie niemals müde oder schlechter Laune sind wie die Menschen. Sie erzählen mir alles und jedes, was ich zu wissen wünsche.»

Als wir Dickens «Childs History of England» lasen, kamen wir an den Satz: «Noch war der Mut der Briten nicht gebrochen.» Ich fragte, was dies nach ihrer Meinung bedeute. Sie antwortete:

«Ich glaube, es bedeutet, daß die tapferen Briten nicht entmutigt waren, daß die Römer so viele Schlachten gewonnen hatten, und sie nur umsomehr zu vertreiben wünschten.» Es wäre ihr nicht möglich gewesen, die einzelnen Wörter dieses Satzes zu erklären, und doch faßte sie den Sinn der Stelle ganz richtig auf und war imstande, ihn mit ihren eigenen Worten wiederzugeben. Die nächsten Zeilen enthalten noch schwieriger zu verstehende Wendungen: «Als Suetonius das Land verließ, griffen sie seine Truppen an und eroberten die Insel Anglesea zurück.» Ihre Erläuterung dieses Satzes lautete folgendermaßen: «Es bedeutet, daß, als der römische General fortgegangen war, die Briten wieder zu kämpfen begannen, und weil die römischen Soldaten keinen General hatten, der ihnen hätte sagen können, was sie tun sollten, so wurden sie von den Briten überwunden und verloren die Insel, die sie erobert hatten.»

Sie zieht geistige Beschäftigungen Handarbeiten vor und liebt Häkeln, Stricken und dergleichen nicht in dem Maß, wie viele blinde Kinder; aber sie will es ihnen durchaus in allen Leistungen gleichmachen. Sie hat die Benutzung der Schreibmaschine erlernt und schreibt sehr korrekt, wenn auch bis jetzt nicht allzu schnell, da sie erst die Übung von nicht ganz einem Monat hinter sich hat.

Vor länger als zwei Jahren lehrte ein Vetter sie das Morsealphabet, indem er ihr die Punkte und Striche mit seinem Finger auf dem Rücken ihrer Hand vormachte. Sooft sie jemand trifft, der mit diesem System bekannt ist, so ist sie erfreut, es bei der Unterhaltung in Anwendung bringen zu können. Ich habe gefunden, daß es ein bequemes Verständigungsmittel zwischen uns ist, wenn sich Helen in einiger Entfernung von mir befindet, denn es macht es mir möglich, mit ihr zu sprechen, indem ich mit meinem Fuß auf den Boden klopfe. Sie fühlt die Erschütterungen und versteht, was ich ihr mitzuteilen habe.

Sowie ihre Beobachtungen der Naturerscheinungen umfassender und ihr Wortschatz reicher und nuancierter wurde, so daß sie imstande war, ihre eigenen Begriffe und Ideen klar auszudrücken und ebenso die Gedanken und Erfahrungen anderer zu verstehen,

erkannte sie die Beschränktheit der menschlichen Schöpfungskraft und sah ein, daß eine andere Macht, die höher sei als die menschliche, die Erde, die Sonne und die tausend Naturgegenstände, mit denen sie völlig vertraut war, geschaffen haben müsse.

Schließlich fragte sie eines Tages nach einem Namen für diese Macht, deren Vorhandensein sie schon in ihrem Innern erkannt hatte.

Durch Charles Kingsleys «Greek Heroes» war sie mit den schönen Sagen über die griechischen Götter und Göttinnen bekannt geworden, und die Wörter Gott, Himmel, Seele und eine große Menge ähnlicher Ausdrücke mußten ihr schon in ihren Büchern begegnet sein.

Sie hatte niemals nach der Bedeutung solcher Wörter gefragt, auch nie eine Bemerkung gemacht, wenn sie vorkamen, und bis zum Februar 1889 hatte niemand zu ihr von Gott gesprochen. Zu jener Zeit versuchte eine liebe Verwandte, die zugleich eine eifrige Christin war, Helen von Gott zu erzählen; da diese Dame aber nicht Worte gebrauchte, die der Fassungskraft des Kindes angemessen waren, so machten diese Unterredungen wenig Eindruck auf Helen. Als ich später mit ihr sprach, sagte sie: «Ich habe Ihnen etwas sehr Lustiges mitzuteilen. A. sagt, Gott hat mich und jedermann aus Erde gemacht, das muß aber ein Scherz sein, ich bestehe doch aus Fleisch, Blut und Knochen, nicht wahr?» und dabei untersuchte sie mit offenbarer Genugtuung ihren Arm und lachte herzlich. Nach einem Weilchen fuhr sie fort: «A. sagt, Gott sei überall, und er sei die Liebe; aber ich kann mir niemand denken, der aus Liebe besteht. Liebe ist nur etwas in unserem Herzen. Dann sagte A. noch etwas sehr Komisches. Sie sagte, er (nämlich Gott) sei mein Vater. Ich mußte darüber sehr lachen, denn ich weiß, mein Vater heißt Arthur Keller.»

Ich setzte ihr auseinander, sie sei noch nicht imstande, das Gesagte zu verstehen, und brachte sie mit leichter Mühe zu der Einsicht, es sei besser, über solche Dinge erst dann zu sprechen, wenn sie klüger geworden sei.

Im Lauf ihrer Lektüre war sie auf den Ausdruck «Mutter Natur»

gestoßen, und lange Zeit pflegte sie alles, was nach ihrem Dafürhalten die menschliche Kraft überstieg, der Mutter Natur zuzuschreiben. Wenn sie vom Wachstum einer Pflanze sprach, sagte sie: «Mutter Natur sendet den Sonnenschein und den Regen, damit die Bäume und das Gras und die Blumen wachsen können.»

Eines Abends schien Helen nach dem Abendessen besonders ernst zu sein, und Frau Keller fragte sie, woran sie dächte. «Ich denke daran, wieviel die liebe Mutter Natur in der Frühlingszeit zu tun hat», antwortete sie. Als sie gefragt wurde, warum, erwiderte sie: «Weil sie für so viele Kinder zu sorgen hat. Sie ist die Mutter aller Dinge, der Blumen, Bäume und Winde.»

«In welcher Weise sorgt denn Mutter Natur für die Blumen?» fragte ich. «Sie sendet den Sonnenschein und den Regen, damit sie wachsen können», antwortete sie, und nach einem Moment fügte sie hinzu: «Ich denke mir, der Sonnenschein ist Mutter Natur warmes Lächeln, und die Regentropfen sind ihre Tränen.»

Später sagte sie: «Ich weiß nicht, ob Mutter Natur mich erschaffen hat. Ich denke mir, meine Mutter bekam mich vom Himmel, aber ich weiß nicht, wo dieser Ort ist. Ich weiß, daß Gänseblümchen und Stiefmütterchen aus Samenkörnern kommen, die in die Erde gelegt worden sind; aber Kinder wachsen nicht aus der Erde hervor, das weiß ich ganz bestimmt. Ich habe noch nie eine Kinderpflanze gesehen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, wer die Mutter Natur geschaffen hat, können Sie es? Ich liebe den schönen Frühling, weil die knospenden Bäume, die blühenden Blumen und das zarte, grüne Laub mein Herz mit Freude erfüllen. Ich muß jetzt in meinen Garten gehen; die Gänseblümchen und die Stiefmütterchen werden glauben, ich habe sie vergessen.»

Seit dem Mai 1890 war es mir klar, daß ihre Erziehung so weit vorgeschritten war, daß die religiösen Anschauungen der Personen ihrer Umgebung ihr nicht länger unbekannt bleiben konnten. Sie bestürmte sie förmlich mit Fragen, die der Ausfluß ihrer regen Intelligenz waren.

Anfang Mai schrieb sie folgende Fragen in ihr Notizbuch: «Ich möchte über Dinge schreiben, die ich nicht verstehe. Wer schuf die

Erde und die Meere und alles? Was macht die Sonne heiß? Wo war ich, ehe ich zu Mutter kam? Ich weiß, daß die Pflanzen aus Samenkörnern emporwachsen, die in der Erde liegen, aber ich bin fest davon überzeugt, daß Menschen nicht auf diese Weise entstehen. Ich habe noch nie eine Kinderpflanze gesehen. Kleine Vögel und Hühnchen kommen aus Eiern. Ich habe sie gesehen. Was war das Ei, ehe es ein Ei war? Warum fällt die Erde nicht, da sie so groß und schwer ist. Sagen Sie mir etwas, was Vater Natur tut? Bitte, sagen Sie ihrer kleinen Schülerin viele Dinge, wenn Sie viel Zeit haben.»

Kann man, wenn man diese Fragen gelesen hat, daran zweifeln, daß das Kind, das imstande war, sie zu stellen, auch imstande war, wenigstens die einfachsten Antworten darauf zu verstehen? Während Helens ganzer Erziehung habe ich unverrückbar daran festgehalten, daß sie verstehen kann, was sie zu wissen wünscht. Hätte freilich in Helens Geist nicht der Denkprozeß stattgefunden, von dem diese Fragen Zeugnis ablegen, so würde jegliche Erklärung dieser Punkte für sie unverständlich gewesen sein. Ohne jenes Maß geistiger Entwicklung und Regsamkeit, durch das man befähigt wird, die Notwendigkeit einer übermenschlichen schöpferischen Kraft einzusehen, ist keine Erklärung von Naturerscheinungen möglich.

Nachdem es ihr gelungen war, die Ideen, die langsam in ihrem Geist herangewachsen waren, in Worte zu fassen, schienen sie plötzlich all ihr Denken in Anspruch zu nehmen, und sie wollte durchaus alles erklärt haben. Als wir kurze Zeit, nachdem sie diese Fragen niedergeschrieben hatte, an einem großen Globus vorbeikamen, blieb sie vor ihm stehen und fragte: «Wer hat die wirkliche Welt geschaffen?» Ich antwortete: «Niemand weiß, wie die Erde, die Sonne und alle die Weltkörper, die wir Sterne nennen, entstanden sind; aber ich will dir erzählen, wie kluge Männer versucht haben, sich deren Entstehung klarzumachen und die großen, geheimnisvollen Kräfte der Natur zu enthüllen.»

Sie wußte, daß die Griechen viele Götter hatten, denen sie verschiedene Kräfte beimaßen, weil sie glaubten, die Sonne, der Blitz

und hundert andere Naturkräfte seien unabhängige, übermenschliche Wesen. Aber nach vielem Nachdenken und Forschen, sagte ich, seien die Menschen zu der Überzeugung gelangt, daß alle diese Kräfte nur Offenbarungen einer einzigen Macht seien und dieser Macht hätten sie den Namen Gott gegeben.

Ein paar Minuten war sie still und dachte offenbar angestrengt nach. Dann fragte sie: «Wer hat Gott geschaffen?»

Ich war genötigt, diese Frage ausweichend zu beantworten, denn ich konnte ihr das Geheimnis eines durch sich selbst existierenden Wesens nicht erklären. In der Tat würden viele ihrer Fragen eine viel klügere Person, als ich es bin, in Verwirrung versetzt haben. Hier sind einige von ihnen: «Woraus machte Gott die neuen Welten? Woher nahm er die Erde, das Wasser, die Samenkörner und die ersten Tiere? Wo ist Gott? Haben Sie Gott gesehen?» Ich sagte ihr, Gott sei allgegenwärtig, und sie dürfe sich ihn nicht als Person denken, sondern als das Leben, den Geist, die Seele aller Dinge. Sie unterbrach mich: «Nicht alle Dinge haben Leben. Die Felsen haben kein Leben und können nicht denken.» Man muß sie oft daran erinnern, daß es unendlich viele Dinge gibt, die die weisesten Leute auf der Welt nicht zu erklären vermögen.

Helen hat nie Unterricht über Dogmen oder Glaubensbekenntnisse erhalten, noch ist je ein Versuch gemacht worden, ihr einen Glauben aufzuzwingen. Da ich mir meiner eigenen Unfähigkeit voll bewußt war, ihr irgendwelche zulängliche Erklärungen von den Geheimnissen zu geben, die mit den Begriffen Gott, Seele, Unsterblichkeit verbunden sind, so hielt ich es stets für meine Pflicht, so wenig wie möglich mit meiner Schülerin über religiöse Fragen zu sprechen. Bischof Philips Brooks hat ihr die Vaterliebe Gottes in ergreifender Weise dargestellt.

Sie hat bis jetzt noch nicht in der Bibel lesen dürfen, weil ich nicht weiß, wie sie dies gegenwärtig tun kann, ohne einen ganz irrigen Begriff von den Eigenschaften Gottes zu bekommen. Ich habe ihr bereits in schlechter Sprache von dem herrlichen, hilfsbereiten Leben Jesu und seinem qualvollen Tod erzählt. Die Erzählung rührte sie tief, als sie sie zum erstenmal hörte.

Als sie auf unsere Unterredung zurückkam, so geschah das, um zu fragen: «Warum ging Jesus nicht fort, so daß ihn seine Feinde nicht finden konnten?» Die Wunder Jesu betrachtete sie mit sehr kritischem Auge. Als ihr erzählt wurde, daß Jesus auf dem See einherwandelte, um seinen Jüngern entgegenzugehen, sagte sie sehr entschieden: «Es heißt nicht wandelte, sondern schwamm.» Als ich ihr davon erzählte, daß Jesus Tote auferweckt habe, wurde sie ganz stutzig und meinte: «Das glaube ich nicht, daß ein Toter wieder lebendig werden kann.»

Eines Tages sagte sie traurig: «Ich bin blind und taub. Das ist der Grund, weshalb ich Gott nicht sehen kann.» Ich lehrte sie das Wort «unsichtbar» und erwiderte ihr: «Wir können Gott nicht mit unseren Augen sehen, weil er ein Geist ist, wenn aber unsere Herzen voll Güte und Sanftmut sind, dann sehen wir ihn, weil wir ihm dann ähnlich sind.»

Ein andermal fragte sie: «Was ist eine Seele?» — «Niemand weiß, was die Seele ist», entgegnete ich, «aber das wissen wir, daß sie nicht der Körper ist und daß sie der Teil von uns ist, der denkt, liebt und hofft und der, wie die Christen glauben, weiterleben wird, wenn der Körper tot ist.» Dann fragte ich sie: «Kannst du dir deine Seele getrennt vom Körper denken?» — «O ja», antwortete sie; «ich dachte vor einer Stunde sehr lebhaft an Herrn Anagnos und da war mein Geist — meine Seele», verbesserte sie sich — «in Athen, aber mein Körper war hier im Schulzimmer.» In diesem Augenblick schien ihr ein anderer Gedanke durch den Kopf zu gehen, denn sie fügte hinzu: «Aber Herr Anagnos sprach nicht zu meiner Seele.» Ich erklärte ihr, daß auch die Seele unsichtbar oder mit anderen Worten, ohne wahrnehmbare Gestalt sei. «Aber wenn ich niederschreibe, was meine Seele denkt», versetzte sie, «dann wird sie sichtbar und die Worte sind dann ihr Körper.»

Längere Zeit darauf sagte Helen zu mir: «Ich möchte sechzehnhundert Jahre leben.» Auf die Frage, ob sie nicht für immer in einem schönen Land, Himmel genannt, leben wolle, erwiderte sie zunächst: «Wo liegt der Himmel?» Ich mußte gestehen, es nicht zu wissen, äußerte aber die Vermutung, es könnte einer von den

Sternen sein. Ein Weilchen darauf sagte sie dann: «Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, zuerst hinzugehen und mir dann alles über ihn zu erzählen?», und fuhr darauf fort: «Tuscumbia ist eine sehr hübsche Stadt.» Es verging mehr als ein Jahr, ehe sie auf das Thema zurückkam, und als sie es tat, waren ihre Fragen sehr zahlreich und dringend. Sie fragte: «Wo liegt der Himmel und wie sieht er aus? Warum können wir über den Himmel nicht soviel wissen wie über fremde Länder?» Ich erklärte ihr mit sehr einfachen Worten, es könne viele Orte mit dem Namen Himmel geben, aber der Hauptsache nach sei er ein Zustand — die Erfüllung des Sehnens des Herzens, die Befriedigung seiner Wünsche; der Himmel sei überall dort zu finden, wo das Rechte anerkannt, ausgeübt und geliebt werde.

Vor dem Gedanken an den Tod schrak sie mit augenscheinlichem Schauder zurück. Als ihr vor kurzem ein von ihrem Bruder erlegter Hirsch gezeigt wurde, war sie sehr traurig und fragte bekümmert: «Warum muß alles sterben, selbst der schnellfüßige Hirsch?» Ein andermal fragte sie mich: «Glauben Sie nicht, daß wir alle viel glücklicher wären, wenn wir nicht zu sterben hätten?» — «Nein», entgegnete ich, «denn wenn es keinen Tod gäbe, so würde unsere Welt bald mit lebenden Geschöpfen so überfüllt sein, daß keines von ihnen behaglich leben könnte.» — «Aber», erwiderte Helen, «meiner Meinung nach hätte Gott ebensogut mehrere Welten erschaffen können, wie er diese eine erschaffen hat.»

Als ihr einige Freundinnen von der großen Glückseligkeit erzählten, die unser in einem anderen Leben warte, fragte sie sofort: «Woher wißt ihr das, wenn ihr doch nicht tot gewesen seid?»

Der Umstand, daß sie ganz gebräuchliche Redewendungen mitunter in buchstäblichem Sinne nimmt, beweist, wie nötig es für uns ist, uns zu vergewissern, daß sie diese in ihrer richtigen Bedeutung erfaßt. Als ihr vor kurzem erzählt wurde, die Ungarn seien geborene Musiker, fragte sie erstaunt: «Singen sie denn, wenn sie geboren werden?» — Als ihre Freundin hinzufügte, daß einige Schülerinnen, die sie in Budapest gesehen habe, mehr als hundert Melo-

dien in ihrem Kopfe hätten, antwortete sie lachend: «Dann wird es in ihrem Kopf wohl sehr geräuschvoll zugehen.» Sie besitzt einen scharfen Blick für das Lächerliche, und anstatt sich durch eine bildliche Ausdrucksweise in Verlegenheit setzen zu lassen, ergötzt sie sich oft an ihrer allzu wörtlichen Auffassung der betreffenden Redewendungen.

Als ihr einmal gesagt worden war, die Seele sei gestaltlos, stutzte sie bei Davids Worten: «Er führt meine Seele!» — «Hat sie Füße? Kann sie gehen? Ist sie blind?», fragte sie, denn für sie ist die Vorstellung des Geführtwerdens mit der Vorstellung des Blindseins verknüpft.

Von allem, was Helen in Unruhe und Verwirrung versetzt, stimmte sie nichts so traurig, wie die Erkenntnis von dem Vorhandensein des Schlechten, und von den Leiden, die aus diesem entspringen. Lange Zeit hindurch war es möglich, sie vor dieser Erkenntnis zu bewahren, und es wird stets verhältnismäßig leicht sein, sie vor persönlicher Berührung mit Laster und Verderbtheit zu behüten. Die Tatsache, daß die Sünde existiert, und daß großes Elend aus ihr entspringt, dämmerte ihrem Geist allmählich auf, je mehr sie das tägliche Leben und seine Erfahrungen kennenlernte. Es mußte ihr die Notwendigkeit von Gesetzen und Strafen erklärt werden. Es wurde ihr sehr schwer, das Vorhandensein des Übels in der Welt mit der Vorstellung von Gott zu vereinigen, die man ihr eingeprägt hatte.

Eines Tages sagte sie: «Sorgt Gott alle Zeit für uns?» — Als ihr das bejaht wurde, fuhr sie fort: «Warum hat er dann meine kleine Schwester heute morgen fallen lassen, so daß sie sich den Kopf so arg angeschlagen hat?» — Ein andermal erkundigte sie sich nach der Allmacht und Güte Gottes. Man hatte ihr von einem schrecklichen Sturm auf dem Meer erzählt, bei dem mehrere Menschen ihr Leben eingebüßt hatten, und sie fragte: «Warum hat Gott die Leute nicht gerettet, wenn er alles zu tun vermag?»

Umgeben von liebenden Angehörigen und Freunden und unter veredelnden Einflüssen aufgewachsen, hat Helen vom Beginn ihrer geistigen Entwicklung an stets bereitwillig das Rechte getan. Sie

erkennt mit unfehlbarem Instinkt, was recht ist, und tut es mit Freuden. Sie hält eine schlechte Handlung nicht für harmlos, eine andere nicht für bedeutungslos, eine dritte nicht für unabsichtlich. Für ihre reine Seele ist alles Schlechte gleich häßlich.

Fräulein Sullivan hat mit ihrer Methode dort eingesetzt, wo Dr. Howe aufgehört hatte. Er erfand das Instrument, das physische Werkzeug, aber das Lehren der Sprache ist etwas ganz anderes als das mechanische Mittel, durch das die Sprache gelehrt werden kann. Durch Versuche, durch die Beobachtung anderer Kinder gelangte Fräulein Sullivan auf den praktischen Weg, die Sprache nach der natürlichen Methode zu lehren. Nach dieser «natürlichen Methode» hatte Dr. Howe gesucht, sich aber nie zu dem Gedanken aufschwingen können, daß man ein taubstummes Kind nicht jedes Wort einzeln für sich durch Definition lehren darf, sondern daß ihm die Sprache durch unaufhörliche Wiederholung von Wörtern, die es nicht versteht, beigebracht werden muß. Und hierin besteht Fräulein Sullivans große Entdeckung. Den ganzen Tag hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, buchstabierte Fräulein Sullivan unverdrossen in die Hand ihrer Schülerin und hierdurch fing Helen Wörter auf, genau so, wie das Kind in der Wiege Wörter auffängt, dadurch, daß es sie zu Tausenden hört, ehe es ein einziges gebraucht, und die Wörter mit der Gelegenheit, bei der sie gesprochen wurden, in der Erinnerung verknüpft. So lernt es, daß Wörter Gegenstände, Handlungen, Empfindungen bezeichnen. Dies ist das erste Prinzip bei Fräulein Sullivans Methode, ein Prinzip, das praktische Ergebnisse gezeitigt hat und das, soviel ich finden kann, niemals bei der Erziehung eines taubstummen Kindes, geschweige denn eines taubstummen und blinden, praktisch angewendet worden ist, ehe es Fräulein Sullivan bei Helen Keller versuchte. Und dieses Prinzip ist auch nicht eher klar formuliert worden, bevor Fräulein Sullivan ihre Briefe schrieb.

Das zweite Prinzip bei ihrer Methode (die numerische Reihenfolge ist natürlich willkürlich) besteht darin, mit dem Kind nie über Dinge zu sprechen, die ihm unangenehm oder langweilig sind. In

der ersten Taubstummenschule, die Fräulein Sullivan überhaupt besuchte, war die Lehrerin damit beschäftigt, auf der Wandtafel den Kindern mittels geschriebener Worte etwas mitzuteilen, was diese nicht zu wissen verlangten, während sie die sie besuchenden Gäste mit der größten Neugier umringten und dadurch den Beweis lieferten, daß es tausenderlei Dinge gab, die sie zu wissen verlangten. Warum knüpfte die Lehrerin beim Sprachunterricht nicht an das an, wofür sich die Kinder interessierten.

Verwandt mit dem Grundsatz, mit dem Kind nur über Dinge zu sprechen, für die es sich interessiert, ist der weitere, einem Kind, das Fragen stellt, niemals den Mund zu verbieten, sondern seine Fragen so gut wie möglich zu beantworten. Fräulein Sullivan paßte ihre Ausführungen weder im Inhalt noch in der Form dem vermeintlich niederen Stand der Intelligenz des Kindes an, sondern ersuchte jedermann, mit Helen natürlich zu sprechen, ihr ganze Sätze und vernünftige Gedanken mitzuteilen, gleichviel, ob Helen sie verstehe oder nicht. So erkannte Fräulein Sullivan, was so viele noch nicht begreifen wollen, daß nach der ersten, allereinfachsten Definition von «Hut», «Tasse», «gehen», «sitzen» die Spracheinheit für das Kind der Satz ist, wie dieser ebenfalls die Spracheinheit der Erwachsenen darstellt.

So schuf sich Fräulein Sullivan eine Methode, die so einfach ist, so sehr allen künstlichen Zuschnittes ermangelt, daß ihre Methode eher die Verneinung jeder Methode zu sein scheint. Es ist zweifelhaft, ob wir etwas von Helen Keller erfahren hätten, wenn Fräulein Sullivan nicht schon vorher mit anderen Kindern zusammengewesen wäre. Durch deren Beobachtung lernte sie, ihren Zögling soviel wie möglich wie ein normales Kind zu behandeln.

Das Fingeralphabet war nicht das einzige Mittel, Helen die Kenntnis von Wörtern beizubringen. Bücher ergänzten es, ja, kamen diesem vielleicht an Bedeutung für den Sprachunterricht gleich. Helen saß voller Eifer über ihnen, bevor sie lesen konnte, anfänglich nicht des Inhalts wegen, sondern um die Wörter, die sie kannte, herauszufinden, und die Erläuterung neuer Wörter durch den Zusammen-

hang, durch die Verbindung mit schon bekannten, bereicherte Helens Wortschatz. Die Bücher sind die Speicher der Sprache und jedes Kind, mag es taub sein oder nicht, muß lernen, wenn seine Aufmerksamkeit in irgend einer Weise auf bedruckte Seiten gelenkt wird. Es lernt nicht dadurch, daß es liest, was es versteht, sondern dadurch, daß es Wörter liest, die es nicht versteht, und deren es sich später erinnert. Und obgleich wenige Kinder ein so frühzeitiges Interesse an Büchern nehmen wie Helen Keller, so kann doch die natürliche Neugier jedes Kindes auf Gedrucktes gelenkt werden, namentlich, wenn der Lehrer geschickt ist und ein Wörterspiel erfindet, wie es Fräulein Sullivan tat.

Als Helen im Alter von vierzehn Jahren erst einige Unterrichtsstunden im Deutschen gehabt hatte, überlas sie den Text von «Wilhelm Tell» und versuchte, die Handlung des Stückes herauszufinden. Von der Grammatik wußte sie nichts und kümmerte sich auch nicht um sie. Sie lernte die Sprache von der Sprache selbst, und das ist neben dem Hören der Sprache eine lebendigere und am Ende leichtere Art und Weise, eine fremde Sprache zu erlernen, als unsere Schulmethoden, mit der Grammatik zu beginnen. Auf dieselbe Weise spielte sie mit dem Latein, indem sie nicht allein aus den Lektionen lernte, die ihr erster lateinischer Lehrer ihr gab, sondern daraus, daß sie die Worte eines Textes immer und immer wieder las — ein Spiel, das sie für sich selbst trieb.

Herr John D. Wright, einer ihrer Lehrer an der Wright-Humanson-Schule, schreibt über Helen:

«Oft fand ich sie, wenn sie einen Augenblick freie Zeit hatte, in ihrer Lieblingsecke auf einem Lehnstuhl sitzend, auf dessen Seitenlehne das schwere, in Blindendruck hergestellte Buch ruhte, während sie ihre Finger langsam über die Zeilen von Molières Lustspiel ‚Le médecin malgré lui' gleiten ließ und bei den komischen Situationen und humoristischen Stellen leise vor sich hinlachte. Damals war ihr Wortschatz im Französischen noch sehr klein, aber unter Zuhilfenahme ihres Verstandes vermochte sie die Bedeutung der Wörter zu erraten, so daß sie sich den Sinn zusammensetzte, wie ein Kind, das Zusammenlegespiel betreibt. Die Folge davon war,

daß nach Verlauf weniger Wochen wir beide, sie und ich, eines Abends eine sehr lustige Stunde verlebten, in der sie mir die ganze Handlung des Stückes erzählte, wobei sie mit großem Vergnügen bei dem darin herrschenden Humor und blendenden Witze verweilte. Es war keine Unterrichtsstunde, sondern nur eine ihrer Erholungen.»

So ist Helen Kellers Sprachbegabung identisch mit ihrer gesamten geistigen Begabung, die sich wegen des außerordentlichen Wertes, den die Sprache für sie besitzt, dieser zugewendet hat. Fräulein Sullivan ist eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Fähigkeiten. Ihre Methode wird, von einem anderen Lehrer ausgeübt, vielleicht nicht dieselben Erfolge erzielen. Fräulein Sullivans starker, origineller Geist, hat viel von seiner Spannkraft auf ihre Schülerin übertragen. Das heißt aber nicht, daß Helen Keller sich in übermäßiger Abhängigkeit von ihrer Lehrerin befindet. Man erzählt von ihr, daß sie im Alter von acht Jahren, als jemand sie zu etwas überreden wollte, eine Weile still dasaß und dann, auf die Frage, was ihr fehle, antwortete: «I am preparing to assert my independance (Ich bin dabei, mir meine Unabhängigkeit zu sichern).» Eine so eigenwillige Persönlichkeit kann nicht in völliger Abhängigkeit aufwachsen, selbst nicht unter einem Willen wie dem von Fräulein Sullivan. Aber letztere hat dank ihrer natürlichen Veranlagung vieles für ihren Zögling getan, was sich nicht analysieren oder auf ein Prinzip zurückführen läßt; sie hat ihr die Anregungen gegeben, die in dem Wesen jeder wahren Freundschaft begründet sind, die die Kräfte beider Teile mehr zur Entfaltung bringt, als sie hemmt.

Fräulein Sullivan hat demnach vieles für Helen Keller getan, was keine andere Lehrerin in genau derselben Weise für eine andere Schülerin hätte tun können. Um eine zweite Helen Keller heranzubilden, müßte man ein zweites Fräulein Sullivan haben. Um ein anderes taubstummes und blindes Kind sorgfältig zu erziehen, dazu braucht man nur einen anderen Lehrer, der unter günstigen Verhältnissen tätig ist, eine Fülle von äußeren Interessen besitzt, stets mit seinem Zögling zusammenlebt, völlig freie Hand hat und die

Prinzipien, die zu finden Fräulein Sullivan ihm die Mühe erspart hat, nach seinen Bedürfnissen anwendet, indem er sie modifiziert und ergänzt, je nachdem er es für nötig erachtet; ebenso muß der Zögling gesund, von guten, natürlichen Anlagen und jung genug sein, um noch Bildungsfähigkeit zu besitzen. Jedes taubstumme oder taubstumme und blinde Kind kann, sofern es gesund ist, unterrichtet werden. Und die einzigen, die das zu tun vermögen, sind die Eltern oder ein Hauslehrer, nicht die Schule. Dieser Satz wird von den Leitern von Taubstummenanstalten sicher aufs heftigste bekämpft werden. Unzweifelhaft ist die Taubstummenanstalt die einzige Möglichkeit für den staatlichen Unterricht. Aber es ist klar, daß das, worin das taubstumme Kind unterwiesen werden soll, gerade das ist, was andere Kinder lernen, bevor sie überhaupt in die Schule gehen.

Augenscheinlich befindet sich Dr. Howe im Irrtum, wenn er sagt: «Ein Lehrer kann kein Kind sein.» Gerade das ist es, was der Lehrer eines taubstummen Kindes sein muß, selbst ein Kind, bereit zu spielen und herumzutollen und an allem kindlichen Tun Interesse zu finden.

Wesentlich für Helen Kellers Entwicklung war der Umstand, daß sie während der ersten neunzehn Monate ihres Lebens sehen und hören konnte. Dies ermöglichte eine gewisse geistige Entwicklung. Außerdem besaß sie von ihren Eltern her gute körperliche und geistige Anlagen. Sie drückte ihre Gedanken durch Zeichen aus, ehe sie sprechen lernte. Frau Keller äußerte in einem Brief, daß Helen vor ihrer Krankheit für alles Zeichen gebrauchte und glaubte, diese Angewohnheit sei Schuld daran, daß das Kind so spät sprechen lernte. Nach der Krankheit, als sie vollständig auf Zeichen angewiesen war, entwickelte sich Helens Neigung zum Gestikulieren. Wie weit sich andere ihr verständlich machen konnten, läßt sich schwer feststellen, aber sie erkannte viel von dem, was um sie herum vorging. Sie wußte, daß andere ihre Lippen bewegten, sie «sah» ihren Vater eine Zei ung lesen, und als dieser sie beiseite gelegt hatte, setzte sie sich auf seinen Stuhl und hielt die Zeitung vor ihr Gesicht. Ihre anfänglichen Wutausbrüche waren ein un-

glücklicher Ausdruck ihrer angeborenen Charakterstärke, die durch die Erziehung später in geschulte und geregelte Kraft umgewandelt wurde.

So war es denn eine dankbare Aufgabe für Fräulein Sullivan, einer solchen Schülerin ihre Hingebung, ihre Intelligenz und ihre vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Zuversicht zu widmen. Fräulein Sullivans Methode war so vorzüglich, daß jedermann ihre Richtigkeit anerkennen müßte, selbst wenn sie keinen Erfolg gehabt hätte. Zudem besaß Fräulein Sullivan eine große Energie. Und schließlich begünstigten alle Umstände diese erste natürliche Schule, in der Lehrerin und Schülerin in untrennbarer Gemeinschaft miteinander spielen, zusammen auf Entdeckungen ausgehen und sich gegenseitig erziehen.

Helen Kellers Sprache

Helen Keller hat selbst erzählt, wie sie sprechen gelernt hat. Eine wichtige Ergänzung zu dieser Darstellung bieten die Mitteilungen im Jahresbericht des Perkinsschen Instituts für 1891. Es heißt darin unter anderem:

«Ich wußte, daß Laura Bridgman dasselbe instinktive Verlangen wie Helen gezeigt hatte, Töne hervorzubringen, und sogar ein paar einfache Wörter auszusprechen gelernt hatte, die zu gebrauchen ihr großes Vergnügen machte, und ich zweifelte nicht im geringsten, daß Helen mindestens so viel wie Laura Bridgman erreichen könne. Ich glaubte jedoch, daß der Vorteil, der ihr daraus erwachsen würde, in keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Zeit und Mühe stehen werde, den ein solches Experiment erfordert hätte.

Außerdem machte der Mangel an Kontrolle durch das Gehör die Stimme eintönig und oft sehr unangenehm, und eine solche

Sprache ist in der Regel, außer für die näheren Bekannten des Sprechenden, unverständlich.

Die Erlernung der Sprache durch taube Kinder, die noch keinen sonstigen Unterricht genossen haben, geht langsam und oft mühevoll vonstatten. Es wird, wie es mir scheint, häufig zuviel Wert auf die Unterweisung eines tauben Kindes in der Lautsprache gelegt — ein Umstand, der für die geistige Entwicklung des Zöglings von Nachteil sein kann. In der Tat ist die Lautsprache ein ungenügendes Erziehungsmittel, während der Gebrauch des Fingeralphabets die geistige Regsamkeit fördert und kräftigt, da durch dieses das Kind in nahe Beziehung zu seiner Muttersprache gebracht wird und die höchsten und abstraktesten Gedanken seinem Geist leicht und vollständig vermittelt werden können. Helens Beispiel beweist, daß es auch für die Aneignung der Lautsprache ein Hilfsmittel von unschätzbarem Wert ist. Sie war mit den Wörtern und der Konstruktion der Sätze schon vollständig vertraut und hatte nur noch mechanische Schwierigkeiten zu überwinden. Außerdem wußte sie, welchen Genuß ihr die Sprache gewähren würde, und diese genaue Kenntnis des Zieles ihres Strebens bereitete ihr schon eine Vorfreude, die alle Mühsal leicht machte. Das nicht unterrichtete taube Kind, das zum Artikulieren angehalten wird, kennt sein Ziel nicht, und die Unterweisung im Sprechen ist ihm lange Zeit lästig und bedeutungslos.

Ehe ich die Art und Weise schildere, in der Helen sprechen lernte, dürfte es angebracht sein, kurz zu erwähnen, in welchem Maße sie ihre Stimmorgane gebraucht hatte, ehe sie regelmäßigen Unterricht im Artikulieren erhielt. Als sie im Alter von neunzehn Monaten von der Krankheit befallen wurde, die den Verlust des Gesichts und Gehörs herbeiführte, begann sie gerade sprechen zu lernen. Das bedeutungslose Stammeln des kleinen Kindes wurde von Tag zu Tag mehr zu bewußtem Zeichen für das, was es fühlte und dachte. Aber die Krankheit hemmte ihren Fortschritt in der Aneignung der Lautsprache, und als ihre körperliche Gesundheit zurückkehrte, fand es sich, daß sie aufgehört hatte, verständlich zu sprechen, weil sie nicht mehr hörte. Sie fuhr fort, ihre Stimmorgane

mechanisch zu gebrauchen, wie es die Kinder in der Regel tun. Ihr Weinen und Lachen, sowie der Klang ihrer Stimme, wenn sie einzelne Wortelemente aussprach, waren vollkommen natürlich, aber das Kind verband offenbar keinen Sinn mit ihnen, und mit einer einzigen Ausnahme brachte es dieselben nicht in der Absicht hervor, sich mit seiner Umgebung zu verständigen, sondern aus dem bloßen Bedürfnis, sein angeborenes, organisch ererbtes Ausdrucksvermögen zu üben. Mit dem Wort «water», das eines der ersten war, das ihre Lippen bilden lernten, verband Helen jedoch stets einen Sinn, und das war das einzige Wort, das sie auch nach dem Verlust ihres Gehörs zu gebrauchen fortfuhr. Ihre Aussprache des Wortes wurde jedoch allmählich undeutlich, und als ich sie kennenlernte, war nur noch ein eigentümliches Geräusch davon übrig. Nichtsdestoweniger war es das einzige Zeichen, das sie stets für Wasser gebrauchte, und sie vergaß das gesprochene Symbol nicht eher, als bis sie das Wort mit ihren Fingern buchstabieren gelernt hatte. Das Wort «water» und die Gebärde, die dem Wort «Lebewohl» entspricht, schienen alles zu sein, was das Kind von den natürlichen und erworbenen Zeichen behalten hatte, mit denen es vor seiner Krankheit vertraut geworden war.

Als sie durch den Gefühlssinn (ich gebrauche das Wort in dem umfassendsten Sinn, so daß es alle Tasteindrücke einschließt) mit ihrer Umgebung vertraut wurde, empfand sie immer dringender das Bedürfnis, sich mit ihr zu verständigen. Ihre Händchen befühlten jeden Gegenstand und beobachteten jede Bewegung der Personen, mit denen sie zusammen kam, und sie ahmte diese Bewegungen rasch nach.

Als ich in Tuscumbia eintraf hatte sie sich über sechzig Zeichen zurecht gemacht, die alle nachahmender Natur waren und von allen, die sie kannten, leicht verstanden wurden. Sooft sie etwas sehr dringend verlangte, gestikulierte sie auf höchst ausdrucksvolle Art. Gelang es ihr nicht, sich verständlich zu machen, so wurde sie heftig. In den Jahren ihrer geistigen Kerkerhaft war sie gänzlich auf Zeichen angewiesen und konnte sich selbst keinerlei Lautsprache schaffen, die imstande gewesen wäre, Gedanken auszu-

drücken. Es scheint jedoch, daß sie noch während ihrer Krankheit die Lippenbewegungen ihrer Mutter verfolgte.

Wenn sie unbeschäftigt war, so irrte sie ruhelos durch das ganze Haus und stieß dabei sonderbare, aber selten unangenehme Töne aus. Ich habe sie ihre Puppen wiegen sehen, wobei sie ein beständiges monotones Summen hervorbrachte, während sie mit den Fingern der anderen Hand die Bewegungen ihrer Lippen verfolgte. Dies war eine Nachahmung des Wiegengesangs ihrer Mutter. Gelegentlich brach sie in ein fröhliches Lachen aus, und dann streckte sie die Hand aus und legte sie irgend jemand, der sich in ihrer Nähe befand, auf den Mund, um sich zu vergewissern, ob er ebenfalls lachte. Konnte sie kein Lächeln entdecken, so gestikulierte sie erregt, und versuchte, ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen; wenn es ihr aber nicht gelang, den anderen zum Lachen zu bringen, so saß sie ein paar Augenblicke mit verwirrtem und enttäuschtem Gesichtsausdruck still da. Die einzigen Wörter, die sie vor dem März 1890 mit einiger Deutlichkeit auszusprechen gelernt hatte, waren papa, mamma, baby, sister. Diese Wörter hatte sie ohne besondere Unterweisung von den Lippen abgelesen. Man sieht, sie enthalten drei vokalische und sechs konsonantische Elemente, und diese bildeten die Grundlage für ihren ersten wirklichen Unterricht im Sprechen.

Zu Ende der ersten Lektion war sie imstande, folgende Laute deutlich auszusprechen*: a, ä, â, é, i, ô, c (weich wie s und hart wie k), g (hart), b, l, n, m, t, p, s, u, k, f und d. Die Aussprache mehrerer miteinander verbundener harter Konsonanten in demselben Wort fällt ihr jetzt noch schwer; oft unterdrückt sie den einen und verändert den anderen, und manchmal ersetzt sie beide durch einen ähnlichen Laut mit einer sanften Aspiration. Anfangs machte sich die Verwechslung von l und r bei ihrem Sprechen recht bemerkbar. Wiederholt wollte sie den einen Laut für den anderen gebrauchen. Die große Schwierigkeit in der Aussprache des r machte diesen Laut zu einem der letzten, die sie bemeisterte. Auch das ch, sh und g

* Die Buchstaben bedeuten englische Laute.

verursachten ihr viel Mühe und sie spricht sie jetzt noch nicht deutlich aus.

Als sie noch nicht eine volle Woche gesprochen hatte, traf sie eines Tages einen ihrer Freunde, Herr Rodocanachi; sie begann sofort, sich mit der Aussprache seines Namens abzumühen und ließ nicht eher nach, als bis sie imstande war, das Wort deutlich zu artikulieren. Ihr Interesse erlahmte keinen Augenblick, und in ihrem Eifer, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihr von allen Seiten in den Weg stellten, strengte sie ihre Kräfte bis zum Äußersten an und lernte in elf Lektionen sämtliche einzelnen Elemente der Sprache.»

Gegenwärtig ist ihre Stimme leise und angenehm. Ihre Sprache entbehrt jedoch der Modulation; sie fließt in einem singenden Tonfall fort, wenn sie laut liest, und wenn sie einigermaßen laut spricht, so bewegt sich ihre Stimme um zwei bis drei Mitteltöne herum. Ihre Stimme besitzt einen ausgesprochen aspirierten Klang; sie hört sich an, als würde auf den Laut zuviel Atem verwendet. Einige ihrer Töne sind musikalisch und wohlklingend. Erzählt sie eine Kindergeschichte oder trägt sie etwas Pathetisches vor, so gleitet ihre Stimme in angenehmen Übergängen von einem Ton zum anderen. Ihre Vortragsweise erinnert dann an das nicht völlig gut getroffene Verweilen bei langen Wörtern, das man bei einem Kind wahrnimmt, welches eine feierliche Geschichte erzählt.

Der Hauptmangel an Helens Sprache besteht in dem Fehlen der Satzbetonung und dem Fehlen der Modulation beim Aussprechen der einzelnen Satzglieder. Helen Keller betont jedes Wort wie ein Ausländer, der noch mit den einzelnen Satzbestandteilen zu kämpfen hat, oder wie Kinder bisweilen in der Schule lesen, wenn sie jedes Wort für sich aussprechen.

Außer Englisch spricht sie Französisch und Deutsch. Ihr Freund, Herr John Hitz, dessen Muttersprache das Deutsche ist, bezeichnet ihre Aussprache als ganz vorzüglich. Ein anderer Freund, der sowohl mit Englisch wie mit Französisch vertraut ist, findet ihr Französisch viel verständlicher als ihr Englisch. Wenn sie Englisch

spricht, so verteilt sie die Betonung wie im Französischen und legt nicht genügend Nachdruck auf die akzentuierten Silben; auch ist ihre Aussprache desselben Wortes von einem Tag zum anderen verschieden.

Sie macht mitunter Fehler in der Aussprache, wenn sie laut liest und dabei auf ein Wort stößt, das sie noch nie zuvor ausgesprochen hat, mag sie es auch schon verschiedene Male geschrieben haben. Diese Schwierigkeit ließ sich jedoch größtenteils nebst einigen anderen beseitigen, sobald sie und Fräulein Sullivan mehr Zeit hatten. Seit 1894 hatten sie sich so in ihre Bücher vergraben, daß sie alles vernachlässigten, was nicht unmittelbar mit der nächstliegenden Aufgabe, der erfolgreichen Absolvierung ihrer Studien zusammenhing.

Als Helen die Wright-Humanson-Schule in New York besuchte, bemühte sich Dr. Humanson ihre Stimme zu verbessern, und zwar nicht nur die Aussprache, und stellte mit ihr Laut- und Stimmübungen an.

Es läßt sich schwer sagen, ob Helen Kellers Sprache leicht zu verstehen ist oder nicht. Manche verstehen sie leicht, andere nicht. Die Personen ihrer Umgebung sind an ihre Sprache gewöhnt und vergessen, daß sie von der normalen abweicht. Kinder finden es selten schwer, sie zu verstehen; dies erklärt sich daraus, daß Helens bedachtsame, wohlabgemessene Sprache der ihren gleicht, bevor sie sich den Kunstgriff der Erwachsenen angeeignet haben, alle Wörter eines Satzes in einem Atemzug zu sprechen. Helen soll besser sprechen als die meisten Taubstummen.

Im Ablesen von den Lippen ist sie nicht so gewandt, wie von manchen behauptet wird. Es ist für sie höchst mühsam und umständlich, auf diesem Wege zu erfahren, was man ihr mitteilen will, wenn nicht Fräulein Sullivan oder jemand anderer, der sich auf das Fingeralphabet versteht, zugegen ist, um ihr die gesprochenen Worte in die Hand zu buchstabieren.

Präsident Roosevelt hatte im Frühjahr 1902 keine Schwierigkeit, sich Helen Keller verständlich zu machen; sie verstand jedes Wort, denn des Präsidenten Sprache war sehr deutlich.

Man darf nicht vergessen, daß das Sprechen in keiner Weise etwas zu Helen Kellers Erziehung beigetragen hat, obgleich sie ohne Sprachfertigkeit schwerlich imstande gewesen wäre, die höheren Schulen und die Universität zu besuchen. Aber sie weiß besser als sonst jemand, was für einen unermeßlichen Wert die Sprache für sie hat. Das beredteste Zeugnis dafür legt die Ansprache ab, die Helen am 8. Juli 1896 bei der fünften Versammlung der «Amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Unterweisung der Taubstummen im Sprechen» in Mt. Airy bei Philadelphia gehalten hat. Sie lautet folgendermaßen:

«Wüßten Sie, welche Freude mich beseelt, daß ich imstande bin, heute zu Ihnen zu sprechen, so würden Sie, glaube ich, einen Begriff von dem Wert der Sprache für die Tauben erhalten und verstehen, weshalb ich es wünsche, daß jedes taubstumme Kind auf dieser ganzen großen Welt Gelegenheit fände, sprechen zu lernen. Ich weiß, daß über dieses Thema viel gesprochen und geschrieben worden ist, und daß in bezug auf den mündlichen Unterricht eine große Meinungsverschiedenheit unter den Taubstummenlehrern herrscht. Es erscheint mir äußerst seltsam, daß hier überhaupt von einer Meinungsverschiedenheit die Rede sein kann; ich kann nicht verstehen, wie jemand, der sich für unsere Erziehung interessiert, uns die Genugtuung nicht nachfühlen können soll, die wir empfinden, wenn wir imstande sind, unsere Gedanken in lebendigen Worten auszudrücken. Ich für meine Person wenigstens pflege beständig zu sprechen, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen den Genuß schildern soll, den es mir gewährt. Natürlich weiß ich, daß es für Freunde nicht immer leicht ist, mich zu verstehen, aber auch das wird sich nach und nach ändern, und inzwischen habe ich das unaussprechliche Glück, zu wissen, daß meine Angehörigen und Freunde sich über meine Fähigkeit, zu sprechen, freuen.

Ich kann mich noch der Zeit entsinnen, bevor ich sprechen lernte, und wie ich mich bemühte, meine Gedanken mittels des Fingeralphabets auszudrücken — wie meine Gedanken fortwährend gegen meine Fingerspitzen schlugen wie kleine Vögel, die nach Freiheit strebten, bis eines Tages Fräulein Fuller ihnen die

Kerkertür öffnete und sie entfliehen ließ. Ich möchte wohl wissen, ob sie sich noch daran erinnern, wie munter und fröhlich sie ihre Schwingen entfalteten und davonflatterten. Natürlich fiel ihnen das Fliegen anfangs ziemlich schwer. Die Sprachschwingen waren schwach und gebrochen und hatten alle Anmut und Schönheit verloren, die sie einst besessen hatten; es war in der Tat nichts übriggeblieben als der Trieb, zu fliegen; aber das war immerhin schon etwas. Wer den Trieb zum Schweben in sich fühlt, kann nie mehr mit Kriechen zufrieden sein. Trotzdem kam es mir bisweilen vor, als würde ich meine Sprachschwingen nie so gebrauchen können, wie ich sie nach Gottes Ratschluß benutzen sollte; es stellten sich mir so viele Hindernisse in den Weg, ich mußte so viele Enttäuschungen erfahren; aber ich ermüdete nicht, da ich wohl wußte, daß Geduld und Ausdauer am Ende zum Siege führen. Und während ich unausgesetzt an mir arbeitete, baute ich die schönsten Luftschlösser und gab mich Träumen hin, deren schönster war, daß einst eine Zeit kommen würde, da ich so sprechen würde, wie andere Menschen. Und der Gedanke an die Freude, die meine Mutter empfinden würde, wenn sie noch einmal meine Stimme hören könnte, versüßte mir jede Mühe und machte jeden Fehlschlag zu einem Ansporn, mich das nächstemal noch mehr anzustrengen. Daher möchte ich zu denen, die sprechen lernen und ebenso zu denen, die diese sprechen lehren, sagen: Seid guten Mutes! Denkt nicht an die Fehlschläge von heute, sondern an den Erfolg, der morgen kommen wird. Ihr habt euch eine schwierige Aufgabe gestellt, aber ihr werdet euer Ziel erreichen, wenn ihr Ausdauer besitzt, und ihr werdet Freude am Überwinden von Schwierigkeiten, Genuß am Begehen rauher Pfade finden — eine Genugtuung, die euch vielleicht nie zuteil würde, wenn ihr nicht ab und zu rückwärtsglittet, wenn die Straße eben und glatt wäre. Beherzigt die Wahrheit, daß keine Anstrengung, die wir machen, um ein herrliches Ziel zu erreichen, je verlorengeht. Einst, irgendwo, irgendwie werden wir finden, was wir suchen. Ja, wir werden sprechen und singen, wie wir nach Gottes Ratschluß sprechen und singen sollen.»

F. M. ZWEIG

LOUIS PASTEUR

FORSCHER UND MENSCHENFREUND

32 Bildtafeln | 384 Seiten | Leinen

Das Leben Pasteurs ist eines der ruhmreichen Kapitel in der Geschichte der menschlichen Kultur, beweist es uns doch, wie die Wissenschaft erst dann zum Segen wird, wenn ein starkes Herz sie aus der Begrenztheit des bloßen Intellekts hinaushebt und allen Widerständen zum Trotz dem Menschen dienstbar zu machen vermag. Pasteur, dieses Genie der Genauigkeit, verdankt die weltumfassende Wirkung seiner Lehre nicht einzig seinen wunderbaren Entdeckungen, sondern ebensosehr dem Mut und der selbstlosen Entschlossenheit, mit der er die unverzügliche tätige Anwendung der Ergebnisse seiner Forscherarbeit zum Wohle der ganzen Menschheit durchzusetzen wußte.

Aus dem Inhalt:

Die Kindheit und der Vater
Student Pasteur
Feuerprobe
Der gottesgläubige Entgötterer
Gelehrtenkämpfe im ewigen Schnee
Der große Retter eines kleinen Wurmes
Katastrophe
Der Gelehrte und der Krieg
Retter des Bieres
Retter der Rinder
Kameraden und Gegner
Die Großtat: Der Sieg über die Tollwut
Pasteur privat
usw. usw.

ALFRED SCHERZ VERLAG

ERNEST CHRISTEN

ALBERT SCHWEITZER

LEBEN UND WERK

EINE DER BEDEUTENDSTEN AUSSAGEN
ÜBER DEN GROSSEN EUROPÄER UND NOBELPREISTRÄGER

Illustriert / 208 Seiten / Leinen

Im Verlauf eines Jahres hat diese schlichte und gleichzeitig höchst lebendig erzählte Lebensgeschichte Albert Schweitzers in Frankreich sechs Auflagen erlebt — diese Tatsache spricht nicht nur für die Qualität des Buches, sondern auch für das rege Interesse, das Albert Schweitzer entgegengebracht wird. Der «große Doktor von Lambarene», der mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, ist eine so vielseitige und hervorragende Persönlichkeit, daß bereits viel über ihn geschrieben wurde, zum nicht geringen Teil von Gelehrten. Um so begrüßenswerter ist es, daß Ernest Christen es unternommen hat, eine Biographie für die Allgemeinheit zu verfassen, die sich auf authentische Quellen stützt und ein voll abgerundetes Bild Albert Schweitzers gibt. Hier erleben wir den Mann, der sein Genie in den Dienst der Menschheit stellt, von frühester Kindheit über die Jahre des Lernens und Strebens bis zur Reife und Vervollkommnung, in seiner Ganzheit.

ALFRED SCHERZ VERLAG